MINNA PLÄNER
und ihre Ehe mit
RICHARD WAGNER.

Friedrich Herzfeld

MINNA PLANNER

und ihre Ehe mit
RICHARD WAGNER

Wilhelm Goldmann Verlag in Leipzig

Richard Wagners Ehe mit Cosima Liszt ist als Höhepunkt seines wahrhaft großen Lebens bekannt. Vorher war er 32 Jahre lang mit Minna Planer verheiratet, und es ist verwunderlich, daß diese Frau bis jetzt in dem umfangreichen Wagner-Schrifttum fast vergessen wurde. Mit keiner anderen Frau hat Wagner eine so lange Weggenossenschaft geteilt. Sein Bund mit Cosima dauerte 19 Jahre, das tiefe Erlebnis mit Mathilde Wesendonk gar nur 4 bis 5 Jahre. Das Entscheidende aber ist: Alle seine großen Werke hat Wagner an der Seite Minnas geschaffen oder — wie den Parsifal — wenigstens erdacht und entworfen. Als Wagner Rienzi, den Holländer und Lohengrin schrieb, umsorgte ihn Minna mit ihrem hausfrau-lichen Sinn. Als er die Arbeit am Ring mit Rheingold und der Walküre begann, lebte er mit ihr in der Schweizer Verbannung. Tristan und die Meistersinger wurden zwar von Mathilde Wesendonks berauscher Liebe angeregt, aber mit Minna teilte Wagner damals immer noch das Leben des Alltags, wenn schließlich auch nur noch in der Form eines kühlen Briefwechsels.

Bisher war viel Material über Minna Wagners Leben verborgen geblieben. Wir kannten im allgemeinen nur das, was Wagner in seinem Erinnerungsbuch «Mein Leben» und in seinen «Briefen an Minna Wagner» geschrieben hatte. Glückliche Funde ermöglichten dem Verfasser, nun zu einer genaueren Darstellung zu kommen.

Ungefähr 40 Briefe Minnas an ihre Busenfreundin Mathilde Schiffner, etwa 50 Briefe an Cäcilie Abenarius, Wagners Stieffchwester, und einige Briefe an Minnas Hausarzt Dr. Pusinelli in Dresden, dem sie ihr Herz über die Schicksalsfrage der Ehescheidung öffnen durfte — alle diese Briefe werden hier zum erstenmal veröffentlicht.

Zweifellos wird durch so viel neues Material das Bild Wagners in vielem vertieft. Es ist nicht so sehr der Dichter oder Denker, der Kunsterneuerer oder der Reformator unserer Opernaufführungen, den wir hier erleben, sondern es ist vor allem der Mensch Wagner, der in vielen ergreifenden und erschütternden, in großen und auch kleinen Dingen des Tages vor uns hintritt. Darum kann man sagen, daß dies Buch über Minna Planer und ihre Ehe mit Richard Wagner in Wahrheit ein Buch vom Menschen Wagner ist.

Friedrich Herzfeld

Minna Planer und ihre Ehe mit Richard Wagner

Friedrich Herzfeld

Minna Planer
und ihre Ehe mit
Richard Wagner

Leipzig

Wilhelm Goldmann Verlag

Copyright 1938 by
Wilhelm Goldmann Verlag in Leipzig
Alle Rechte ausdrücklich vorbehalten
Nr. 4063

249.

1938 III 2202

Made in Germany
Druck der Offizin Haag-Drugulin in Leipzig
Schutzumschlag-Entwurf von R. Sundermann, Leipzig

Richard Wagner über Minna:

«Es liegt in ihrem Schicksal etwas Trostloses,
was für meine Augen einen Schatten über
alles Dasein wirft.»

«Arme Frau, die mit einem Ungeheuer von
Genie sich zurechtfinden sollte!»

Einführung

Ist von der Ehe Richard Wagners die Rede, so denken die meisten an Cosima, geborene Liszt. Daß Wagner schon vorher einmal verheiratet war, wird bisweilen vergessen, oder die Vorstellungen über diese Ehe sind höchst unklar und verschwommen. Minna Planer, Wagners erste Frau, ist im riesenhaften Wagnerschrifttum recht stiefmütterlich behandelt worden. Der Versuch, ein Lebensbild von ihr zu zeichnen, wurde bisher nie unternommen. In manchem Wagnerbuch schien es so, als wenn Minna Planer auf den Menschen und Künstler Wagner keinerlei Einfluß besessen habe oder als wenn ihr Leben nur eine unangenehme Belastung für den großen Schöpfer gewesen sei. Daß beide Meinungen irren, sollen die folgenden Blätter beweisen.

Obwohl Minna Planer im Wagnerschrifttum wenig genug hervorgetreten ist, ist sie dennoch in einen üblen Streit hineingezerrt worden. Viele Freunde und Verehrer des Bayreuther Meisters verherrlichten als größten Menschen neben ihm Cosima und glaubten darum Minna Planer beschiden und verlästern zu müssen. Sie sahen über den in der That verehrungswürdigen Tugenden der einen nur noch die Fehler und Schwächen der anderen. Von Minna Planer wurde darum ein Zerrbild in schwärzesten Farben entworfen. Wagners Feinde aber oder die unter seinen «Anhängern», die zwar den Künstler gelten ließen, den Menschen aber als «charakterlos» verdammten, konnten sich in der Lobpreisung Minna Planers nicht genug tun. Ihnen war sie eine kluge, tüchtige, aber verkannte und von Wagner mißhandelte, ja zu Tode gefoltete Frau. Das Bild von Minna Planer schwankt also zwischen einer unwürdigen und verdammenswerten Frau und einer bedauernswerten Märthrerin. Da seit Wagners Tode nunmehr Jahrzehnte und seit Minna Planers Verschiden noch mehr Jahre vergangen sind, dürfen wir hoffen, die Geschichte dieser seltsamen Ehe frei von allen Voreingenommenheiten schildern zu können. Denn die Zeit hat allen Haß und überhitze Liebe ausgelöscht.

Es geht uns also nicht darum, ein Urtheil zu sprechen. Wir wollen nicht Recht oder Unrecht suchen, wollen nicht feststellen, wer gut und böse in dieser Ehe gehandelt hat. Weil diese Ehe ein naturhaftes Geschehen und somit ein Schicksal war, soll sie nicht bewertet, sondern im wesentlichen nur berichtet werden.

In diesem Bericht wurde nichts hinzugesetzt und nichts verschwiegen. Daß nichts hinzugesetzt wurde, muß ausdrücklich versichert werden, weil manche Einzelheit in dieser Ehe wie von der überschäumenden Phantasie eines Dichters erfunden anmutet. Etwas zu verschweigen war unnötig, weil Wagner in dem halben Jahrhundert nach seinem Tode zu einer geschichtlichen Persönlichkeit geworden ist, die durch die offenste Wahrheit in unserer Wertschätzung nur wachsen kann. Allerdings war dabei stets die Achtung und Verehrung zu wahren, die wir einem großen Schöpfer schuldig sind. Darum wurden H. St. Chamberlains Worte beherzigt, die er in der Vorrede zu seinem Wagnerbuch an die Betrachtungen Goethes und Carlyles über den «partiischen Enthusiasmus» und die Beachtung der Fehler und Tugenden im großen Menschen knüpfte.

Die Geschichte von der Ehe Richard Wagners mit Minna Planer berichten, heißt, auf die Schilderung des ganzen Wagner verzichten. Der Denker Wagner, der Kulturphilosoph, der Schöpfer im eigentlichen geistigen Sinne, bleibt vor den Toren dieser Ehe. Im wesentlichen erleben wir hier den Menschen und sogar nur einen Teil von ihm. Wie aber dieses Menschliche in Wagner durch seine erste Ehe mitgeformt wurde und wie es sich durch die Kraft der überwältigenden Persönlichkeit in Künstlerisches umsetzte, wie Wagner und sein Werk durch diese erste Ehe im höchsten Maße mitbestimmt wurden und wie sie darum aus seinem Leben nicht wegzudenken ist, das alles tritt vor uns als ein Schauspiel von so ergreifender Tiefe, daß die Aufrollung dieser menschlichen Leiden und Irrungen berechtigt erscheint. Gewiß können wir hier Wagner nicht von der Krönung seines Wirkens, von seinen Werken her, betrachten. Vielmehr zwingen uns die Tatsachen zu einem Blickpunkt von den Wirklichkeiten des Lebens her. Denn diese Ehe band Wagner an die kleinen Dinge des Alltags. Wie er sich aber immer wieder darüber hinaus in die Welt seiner hohen geistigen Schöpfungen emporschwingen konnte, das ist vielleicht das größte Wunder seines ungeheuren, seiner Berufung unablässig folgenden Willens.

Die Familie Planer stammte aus dem Erzgebirge. Über ihrer Heimatstadt Sderan, einem kleinen, trostlosen Nest, lag das unruhige Flackern aufkeimender Industrien. Der karge Boden trieb die Menschen von den Äckern erbarmungslos in die Zwingen der Maschinen.

Vater Gotthelf Planer war ein ruheloser Kopf, der nicht hier und nicht dort seine Bleibe fand. Die unruhigen Zeiten zwischen der Französischen Revolution und den Befreiungskriegen jagten manchen von Platz zu Platz. Da war es nicht leicht, für sich und die Seinen eine feste Ordnung zu finden. Ein paar Jahre lang war Gotthelf Planer Soldat, und zwar bei dem Sderaner Kürassierregiment «Churfürst». An der Schlacht von Wagram am 6. Juli 1809 nahm er als Stabs-
trompeter teil. Mit den geschlagenen Truppen zog sein Regiment nach Sachsen zurück.

Kurz nach der Heimkehr, am 5. September 1809, schenkte ihm seine Frau das dritte Mädchen. Es war ein Sparren von ihm, daß alle seine Töchter Wilhelmine heißen mußten. Die erste war eine Charlotte-Wilhelmine, die zweite eine Henriette-Wilhelmine, und nun gab es eine Christine-Wilhelmine. Gerufen wurde sie Minna.

In dem rauen Kriegsleben war Planer seelisch zerbrochen: Schicksal der Heimkehrenden, die sich im alten Leben nicht mehr zurechtfinden können. Es blieb nichts übrig, als die Familie mit Heimarbeit zu ernähren. Das taten im herben Erzgebirgsland viele.

So saßen nun an den langen Winterabenden Eltern und Kinder bis in die tiefe Nacht hinein bei der Arbeit. Eine stinkende Ölfunsel beleuchtete den karglichen Raum. Dabei bogen die geschäftigen Hände aus feinem Blumendraht Wollkrempelel zurecht. Das waren kleine Drahthälften, die in der dort blühenden Wollindustrie in riesigen

Mengen gebraucht wurden. Planers praktischer Sinn hatte sogar einige Verbesserungen erfunden. Reicher Gewinn war sicher.

Während die großen und kleinen Hände fleißig schufen, weilten die Gedanken bei dem kommenden Weihnachtsfest. Den Kindern waren schöne Geschenke zgedacht. Alle würden endlich wieder einmal richtig essen und schlafen können, was sie so lange entbehrt hatten.

Kurz vor dem Fest waren die Wollkrempe fertig. Vater Planer fuhr nach Chemnitz, um sie abzuliefern. Aber das Geschäft seines Auftraggebers war eben zusammengebrochen. Kein einziger Wollkrempe wurde ihm abgenommen. Weder erhielt er einen Pfennig Lohn, noch erstattete jemand die Auslagen für den vielen Draht. Mit der ganzen Ware kehrte er nach Hause zurück. Statt eines schönen Gewinnes in der Tasche, lastete eine Riesenschuld auf ihm.

Gotthelf Planer tobte und raste. Dieses Unglück gab ihm den Rest. Von nun an redete er allerhand dumme Sachen; sein Kopf wurde immer verwirrter. Nie wieder konnte er sich von dem Schlag erholen.

In Sderan hielt es ihn nicht mehr. Vielleicht konnte er in Dresden als tüchtiger Mechaniker irgendwo unterkommen.

So luden also Planers ihre ärmliche Habe auf. Der größte Teil davon bestand in dem noch nicht verarbeiteten Blumendraht.

In Dresden betätigte sich Planer noch ein wenig als Klavierbauer. Aber etwas Rechtes kam nicht dabei heraus. Das Unheil lastete nun einmal auf ihm und seiner Familie. Armut und Elend waren die beständigen Begleiter. Hier und da versuchte Planer einen kleinen Handel. Einmal versiel er sogar auf ein Geschäft mit Watte. Es brachte zwar nicht viel ein, aber wenigstens wurde er dabei Dresdener Bürger. Das war jedoch erst 1830.

Von allen Kindern zeigte Minna die meiste Rührigkeit. Sie wollte sich nicht dem Unheil beugen. Es mußte irgend etwas geschehen, damit sie wieder zu Wohlstand kamen. Der Wille, das eigene Schicksal mit Entschlossenheit zu gestalten, war ihr von Kind an eigen.

Da lag noch der viele Blumendraht. Sollten ihn die Dresdner Putzmacherinnen nicht gebrauchen können?

Minna war damals erst zehn Jahre alt. Trotzdem machte sie sich jetzt allein auf den Weg. Mit dem Korb am Arm ging es treppauf

und treppab. Es sprangen immer nur ein paar Groschen heraus. Aber sie häuften sich zusammen.

Minna verstand ausgezeichnet, mit den Geschäftsleuten zu reden. Stets wurde sie die Ware los. Dies stärkte ihr Selbstvertrauen. Auch ahnte ihr kindliches Gemüt, welchem Zauber diese Erfolge zu verdanken waren. Ja, sie mußte wohl hübsch sein. Gewiß ließ sich daraus einmal Zins schlagen.

Das Leid dieser Jahre und das Herumziehen verhinderten, daß die Planerkinder über den allernotwendigsten Schulbesuch hinauskamen. Eine anspruchsvolle Bildung genossen weder Minna noch ihre Geschwister. Wer hungrig ist, hat dafür meist nichts übrig. Aber Minna trieb es auch nicht zum Lernen, obwohl sie in manchem begabt war. Über das Lesen und Schreiben kam sie nicht hinaus. Nur mit dem Rechnen ging es besser. Dafür hatte die Not gesorgt.

Aus dem Kinde Minna wurde ein anmutiges junges Mädchen. Die schönen, ebenmäßigen Gesichtszüge gewannen immer neue Reize. In ihrer Erscheinung lag etwas Liebliches und Gewinnendes. Auch in abgetragenen Kleidern sah sie stets schmuß aus. Auf der Straße sahen ihr alle Menschen nach. Kein Wunder, daß die jungen Bur-schen hinter dem netten Mädchen her waren.

Minna stand fast noch im Kindesalter, als ihr ein stattlicher Mann begegnete, der offensichtlich mehr als die anderen zu bieten hatte. Es war ein Adliger; von Einsiedel nannte er sich. Der «Herr Baron» erschien ihr wie ein halber Gott. Er redete von seiner großen Liebe und ließ Reichtum und Glanz vor ihren Augen funkeln. Wer weiß, was dem armen Mädchen noch alles versprochen wurde.

Dies betörte Minna und nicht das heiße Pochen ihres Blutes. Erlösung aus Not und Elend war ihre kindliche Hoffnung.

Ohne viel zu überlegen und ohne alle Folgen zu bedenken, gab sie sich hin. Minna war damals fünfzehn Jahre und neun Monate alt. Also Verführung einer Minderjährigen! Ihr Anbeter konnte nicht mehr der Jüngste sein, denn er hatte es schon zum Hauptmann in der Garde gebracht.

Nach ein paar Wochen spürte das junge Mädchen, daß sie Mutter wurde. Als erstem offenbarte sie sich ihrem hitzigen Liebhaber. Einsiedel stammelte noch ein paar hilflose Worte, dann verschwand er

auf Nimmerwiedersehen. Was Minna auch unternahm, um ihn zur Anerkennung der Vaterschaft zu zwingen, schlug fehl.

Nun blieb ihr kein anderer Ausweg, als der Mutter alles zu gestehen. Deren Haupt Sorge war, daß der Vater nichts merkte. Planer, der alte Soldat, hielt die festverankerten Ideale der Bürgerlichkeit unter allen Umständen hoch. Eine entehrte Tochter würde er rücksichtslos aus dem Hause verstoßen. Darum durfte er von dem Unglück nichts erfahren.

So wurde nun Minna Planer in ihrem sechzehnten Lebensjahr, in jener köstlichen Zeit, da sich erst die Weite des Lebens erschließen will, in ein tragisches Spiel eingesponnen, das neben alle Kühnheiten des «*Delameron*» und der «*Tolldreisten Geschichten*» von Balzac gestellt werden kann.

Minna, ihre ältere Schwester Charlotte und ihre Mutter wurden Verbündete. Das Schlimmste nahm die Mutter auf sich. Sie gestand ihrem Manne, daß ihn noch einmal Vaterfreuden erwarteten. Das war ein wenig peinlich, denn Vater Planer stand immerhin schon im sechsundfünfzigsten Lebensjahr und war mit seiner Johanna Christiane seit 1802, also seit vierundzwanzig Jahren verheiratet. Frau Planer hatte auch schon die Bierzigerjahre überschritten. Aber warum sollte sie nicht trotzdem noch ein Kind bekommen? Es war alles schon dagewesen. Sie würden zu ihrer Silberhochzeit eben noch einmal die Wiege schaukeln. Vater Planer strahlte jedenfalls, und seinen Frauen fiel ein Stein vom Herzen, daß er die Komödie glaubte.

Frau Planer wußte es so einzurichten, daß sie in den schlimmen Wochen mit irgendeiner Begründung aus seiner Nähe verschwinden konnte. Wahrscheinlich gab sie einen Besuch bei Verwandten vor. Der Vater glaubte auch das.

Minna gebär irgendwo in Dresden unter gefährlichen Umständen. Ihr Leben hing in diesen Stunden an einem Faden. Ärztliche Hilfe durfte nicht gesucht werden, sonst wäre der ganze Schwindel herausgekommen.

Minnas Kind wurde wirklich als das Kind ihrer Mutter und somit als Minnas jüngere Schwester ausgegeben. Die drei spielten so feine Komödie, daß niemand etwas merkte. Auch auf der Sakristei der Dresdner Kreuzkirche ihren Schwindel durchzuführen, wagten sie allerdings nicht. Hier wurde die Wahrheit eingetragen:

Am 22. 2. 1826 wurde in Dresden geboren und am 28. 2. 1826 getauft Ernestina Natalia, uneheliche Tochter des Ernst Rudolph von Einsiedel, Kön. Sächs. Garde-Hauptmann, und der Christiane Wilhelmine Gotthilf Planert, Mechanici allhier ehel. Tochter. Als Taufpate erscheint u. a.: Christiana Charlotta, des vorgedachten Hrn. Planert ehel. Tochter.

Aber diese Geburtsanzeige wußten sie zweifellos allen Neugierigen zu verbergen. Vater Planer hat dieses Kind jedenfalls Zeit seines Lebens für das seine gehalten und sich über Minna gefreut, weil sie so rührend für ihre «jüngste Schwester» sorgte. Auch Natalie selbst erfuhr bis ans Lebensende nicht, daß ihre angebliche Schwester Minna – ihre Mutter war. Daß sie als Kind der «Schwester» nicht folgen wollte und ihr nicht mit Tochterliebe entgegenkam, durfte eigentlich nicht wundern.

Ein dunkler Schatten lag seitdem über Minnas Leben. Ihr Wille, dem Dasein Selbständigkeit abzurufen, wuchs immer stärker. Jetzt strebte sie erst recht von zu Hause fort. Wie sollten auch die ohnehin notleidenden Eltern Minna und ihr Kind durchfüttern?

Aber was anfangen? Kenntnisse und Fähigkeiten zu einem Berufe mangelten ihr und ebenso das Geld, übrigens auch das Streben, sie jetzt noch zu erwerben. Es blieb nichts übrig, als ihre gewinnende Anmut irgendwie in klingende Münze umzusetzen.

So kam ihr der Gedanke, ans Theater zu gehen. Durch Zufall lernte sie eine Schauspielerin der Königl. Bühnen kennen. Die empfahl ihr, sich von dem großen Mimen Emil Devrient ausbilden zu lassen. Minna stand damals im zweiundzwanzigsten oder dreiundzwanzigsten Lebensjahr. Vielleicht war es noch nicht zu spät.

Als sie Devrient das erstemal besuchte, sprach er sich begeistert aus. Auch ihn entzückte vor allem ihr gefälliges Äußeres. Aber er lobte auch die beschwingte Haltung und das lebendige Mienenspiel. Von ihrer Begabung war er durchaus überzeugt und versprach ihr eine große Laufbahn.

Wirklich spielte Minna einmal in Ziegenbors Vorstadtschmiede «Eumorphia» auf dem Freiburger Platz, einer ziemlich verrufenen Gegend Dresdens, und das Glück war ihr hold. Sie fiel dem zufällig anwesenden Intendanten vom Dessauer Hoftheater so auf, daß er ihr augenblicklich einen Vertrag anbot. Der Sprung glückte

also. Nun war sie eine richtige Schauspielerin. Das gab ihr neues Selbstbewußtsein. Demoiselle Planer muß sich in Dessau großer Beliebtheit erfreut haben.

Freilich bedeutete Schauspielerin zu sein für sie nicht, Priesterin der Kunst zu sein. Theater war ihr keine Berufung, sondern nur ein Beruf. Aber die Kollegen und Kolleginnen hielten es damit nicht anders. Gewiß nahm Minna als Künstlerin keine Ausnahmestellung ein, aber sicher war sie eine Schauspielerin vom besten Durchschnitt.

Das Leben hatte ihr anderes als Hochgedanken der Kunst beigebracht. Minna rechnete oft ihr Gehalt zusammen. Soudso viel kostete ihr Leben. Diesen Betrag konnte sie sparen. Soviel war für das Studium ihres jüngeren Bruders zu erübrigen. Dann blieb immer noch eine Kleinigkeit für die Eltern in Dresden. Daß die Rechnung aufging, erfüllte sie mit großer Freude.

Minna verlor darum keineswegs den Mut, als sich die große Laufbahn nicht so schnell verwirklichte, wie Debrient vorausgesagt hatte. War es eine Schande, in Dessau Theater zu spielen und allenfalls nach Magdeburg hinüberzuwechseln, wenn dort gute und sichere Gagen gezahlt wurden? Hatte sie sich als Provinzschauspielerin durchgesetzt, dann würde das andere gewiß nachkommen. Ihre Aussichten standen jedenfalls gut.

Dem flattrigen Theaterleben blieb Minna fern. Für solche Vergnügungen hatte sie allzubiel Lehrgeld zahlen müssen. Das lockere Leben der Komödianten sagte ihr ebensowenig zu, wie sie je von großen oder gar erhabenen Leidenschaften heimgesucht wurde. Allenfalls durften der Direktor und der Spielleiter etwas nett zu ihr sein. Von denen war sie abhängig. Solche Persönlichkeiten mußte man gewähren lassen. Das gehörte sozusagen «zum Geschäft». Auch beim Verkauf des Blumendrahtes war sie ja besonders lebenswürdig gewesen. Aber das übrige Theatervolk sollte ihr vom Halse bleiben. Darum schloß sich Minna von jedem Verkehr aus. Gerade das trug ihr hohe Achtung in Kollegenkreisen ein.

Hätte es das Leben gut gemeint, so würde es Minna Planer in die Arme eines tüchtigen und strebsamen Ehegatten geführt haben. Man könnte sich Minna so schön als Frau eines ehrbaren Kaufmannes oder im Kränzel der Beamtenmädchen vorstellen. Alle

Gaben einer prächtigen Hausmutter waren ihr ja eigen. Die brave Bürgerin hätte es in einem arbeitsreichen Leben sicher zu Ansehen und Wohlstand gebracht. Vielen Männern wäre so ein tüchtiges Weib zu wünschen gewesen. Freilich hätte sich dann ihr Name in die Masse der unzähligen Unbekannten und Ungenannten eingereiht. Aber das Schicksal bestimmte ihr einen anderen Weg. Es ließ sie zur Lebensgefährtin des seltsamsten Menschen ihres Jahrhunderts und zur Weggenossin eines der größten Tonschöpfer werden, die je auf Erden wandelten.

2

Daß Richard Wagner der geniale Tonschöpfer wurde und in seinem Jahrhundert die Stellung einer Geistesmacht gewann, an der sich alle anderen Kräfte zu messen hatten, konnte man in seinen Jünglingsjahren nicht ahnen. Die Zeichen der Unsterblichkeit waren ihm nicht von Anfang an auf die Stirn geschrieben.

Viel Unruhe lag über seinen ersten Lebensjahren. Die Familie Wagner hatte nicht unrecht, wenn sie für Richard das gleiche Schicksal fürchtete wie für seinen Bruder Julius, den Goldschmied, der aus dem Taugenichtsalter niemals herauskam.

Denn auch Richard steuerte keineswegs gerade auf sein Ziel los. Viele Umwege durch tiefe Niederungen waren ihm beschieden. Unter der Ruhelosigkeit des Elternhauses litt schon sein Schulbesuch. Als Student gab er sich allerlei Tollheiten und Ausschweifungen hin. Zu einem Abschluß oder gar zu einem Examen brachte es Wagner nicht. Daß er dann in die feste Hand des Thomaskantors Weinlig kam, war ein rechter Segen. Guter Kontrapunkt bewährt sich auch beim Opernkomponieren.

Denn bei dem starken Theaterblut der Familie Wagner gab es für ihn keine lange Wahl. Von seinen älteren Schwestern war ja auch eine nach der anderen zur Bühne gegangen. Nur packte Richard das Theater stärker von der musikalischen Seite an. Die Oper wurde sein Feld. Freilich reizte es ihn nicht, Kapellmeister oder Sänger zu sein, wie seine Schwestern Schauspielerinnen geworden waren. Nein, er wollte neue, auch in ihrer Art neue Opern schaffen.

Die jungen Menschen der damaligen Zeit waren vom europäischen

Gedanken erfüllt. Nicht französisch, deutsch oder italienisch wollten die Musiker komponieren, sondern europäisch. Allerdings lockte heimlich das Schillern der italienischen Melodie doch am stärksten. Die Fesseln der einengenden Bürgerlichkeit mußten unbedingt gesprengt werden. Sich ausleben in Sinnlichkeit und freier Liebe waren die Forderungen, über die nicht viel geredet wurde, sondern die man sich im seligen Jugendschwang selbst gewährte. Durch das Beispiel munterten sich die Eiferer gegenseitig an.

Auch Wagner blieb nicht bei den Wünschen stehen. Er war sogar einer von denen, die den Entschluß, sich nichts zu versagen, am gründlichsten in die Tat umsetzten. Also viel reisen, lieben, trinken, spielen, frei sein, Herr sein! Und die reichlich gemachten Schulden nicht gar so wichtig nehmen!

Auf einer Reise durch Böhmen verlor Wagner sein Herz an zwei Schwestern und erlitt dabei bittere Enttäuschungen. Als er in Würzburg ein paar Monate lang Chordirektor war, schien ihm das Glück eher zu lächeln. Dort bereitete ihm Friederike Salvaní das erste genußvolle Liebesidyll. Andere Liebeleien und Jugendtollheiten folgten diesem etwas tieferen Erlebnis.

Aber bald zeigten sich die Klauen des Löwen. Im Lenzesalter von zwanzig Jahren schrieb Wagner die beiden Opern «Die Hochzeit» und «Die Feen». Im einundzwanzigsten Lebensjahr entwarf er das «Liebesverbot». Diese frühesten Schöpfungen sind von der ersten bis zur letzten Note Zeugnisse seines gärenden Jugendgeistes. Schon hier deckten sich Werk und Leben. Auch gab Wagner schon damals für die Arbeit an seinen Partituren alles hin, z. B. auch eine recht lockende Verpflichtung an die Züricher Oper. Niemals durften die doch immer beschränkenden Theaterverhältnisse sein Schaffen hindern.

Von einer Reise in das Wunderland Böhmen kehrte Wagner im Sommer 1834 nach Leipzig zurück. Es war eine herrliche Zeit mit tausend Vergnügungen, Pöffen und Eulenspiegeleien gewesen.

Aber nun traten nüchternere Dinge an ihn heran. Im Leipziger Stadttheater sollte seine Oper «Die Feen» aufgeführt werden. Diese Zusage hatte sich Wagner erwirkt. Aber der Theaterleitung fehlte aller Mut. Der altmodische Spielleiter hinkte in seinem Geschmack um einige Jahrzehnte hinterher. Wagners lockes Werk war

ihm viel zu frei. Was sollten die Leipziger zu diesen unmißverständlichen Liebeszenen sagen?

Einen jungen, anspruchsvollen Mann, der nicht leicht locker läßt, wird man am besten los, wenn man ihn anderswohin abschiebt. Darum verschafften sie dem Brausekopf Wagner durch Empfehlung einen Antrag für den Posten eines Musikdirektors an der Magdeburger Theatergesellschaft.

Das lockte natürlich. Vor allem lag Magdeburg nicht weit von Leipzig entfernt. So konnte Wagner den kleinlichen Verwandten endlich einmal eine gute Lehre geben. Bisher waren sie nämlich grenzenlos kurzsichtig gewesen. Die meisten von ihnen, und leider gerade die vermögenden, wollten durchaus nicht auf Richards glänzende Zukunft bauen und ihm darum nicht immer noch mehr Geld borgen.

Magdeburg war zudem eine Bühne mit gutem Ruf. Dennoch zweifelte Wagner, ob sie ihm ein genügendes Betätigungsfeld bieten würde. Aber es war ja nicht notwendig, sich ihr gleich mit Haut und Haaren zu verschreiben. Nur kennenlernen wollte er den dortigen Theaterbetrieb. Sich Herrn Direktor Bethmann vorzustellen, verpflichtete zu nichts.

Jetzt, im Sommer 1834, spielten die Magdeburger in Bad Lauchstädt. Dies war ein angenehmer Gedanke für Wagner. Erinnernte er sich doch der Verbindung Goethes mit dieser strebsamen Bühne.

Das Haus des Herrn Direktors fand Wagner schnell. Leider war Bethmann ausgegangen. Aber der kleine Schmierfink, der vor dem Hauseingang herumlungerte, ging gern den «Papa» suchen. Indessen schlenderte Bethmann ihnen, mit Schlafrock und Mütze ange-
tan, durch das vom prangenden Sommerlaub umrankte Sträßchen entgegen. Dies sollte der Herrscher über das neue Kunstreich sein? Wagner stellte sich einen Theaterdirektor ganz anders vor. Seine Stimmung sank noch weiter, als Bethmann dem Knirps einen Silber-
groschen in die Hand drückte. Der Kleine sollte dafür aus der nächsten Gastwirtschaft etwas Trinkbares holen.

Das war aber nur das Vorspiel. Im Hause erwarteten den Ankömmling noch ganz andere Dinge. Die an den Beinen gelähmte Frau Direktor ruhte malerisch auf dem Kanapee. Bedenklicher fand Wagner, daß sich ihr der Bassist des Ensembles mit kosendem Behagen zur Seite schmiegte. Dabei paßte er von Zeit zu Zeit Knaster-

dampf aus seiner Stinkpfeife. Bethmann beklagte sich offen über dieses häusliche Elend, ohne etwas dagegen tun zu können.

Im übrigen war der Herr Direktor nicht gesonnen, sich auf lange Verhandlungen mit dem neuen Kapellmeister einzulassen. Wegen seiner Antrittsoper solle er mit dem Spielleiter, Herrn Schmale, reden, der ein Stockwerk über ihm wohne.

Wagner stieg also hinauf. Herr Schmale unterhielt sich gerade mit dem Theaterdiener, einer Spulgestalt wie aus einem Märchen von E. T. A. Hoffmann. Schmale saß dabei auf der Fensterbank, pflückte sich von Zeit zu Zeit von einem Baum, dessen Zweige fast ins Fenster hereinwuchsen, eine Kirsche und spuckte die Kerne im hohen Bogen wieder hinaus. Das ekelte Wagner doppelt an, weil ihm frisches Obst überhaupt widerstand.

Was waren das nur für entsetzliche Menschen? Schmale hätte gar nicht mehr zu erzählen brauchen, daß als Einführungsvorstellung des neuen Dirigenten am kommenden Sonntag Mozarts «Don Juan» vorgesehen war, leider ohne Orchesterprobe, weil die Merseburger Stadtmusikanten am Sonnabend nicht herüberkommen konnten.

Wagner hatte längst den Schlußstrich gezogen. Das war keine Kunstanstalt, wie sie ihm vorschwebte. Es war nicht einmal ein richtiges Theater, sondern das, was man eine Schmiere nennt. Niemals würde er sich der verschreiben. Dann lieber ohne Theater selig werden. Täglich mit diesen elenden Komödianten zusammen sein und gar mit ihnen zusammen arbeiten müssen? Niemals! Unmöglich! Fort von hier! Zurück nach Leipzig oder hinaus in die weite Welt! Noch ganz andere Theater würden ihm ihre Pforten öffnen. Und wenn er keines seiner Werke je aufführen könnte, lieber das, als sich in diesem Sumpf verbrauchen!

Es handelte sich jetzt nur darum, ohne viel Aufsehen wieder aus Lauchstädt hinauszukommen. Am einfachsten schien, wenn er versicherte, erst noch einmal nach Leipzig zu müssen, um dort seine Angelegenheiten zu ordnen. Darum werde er am nächsten Sonntag den «Don Juan» noch nicht dirigieren können. Lag Lauchstädt erst einmal hinter ihm, dann wollte er diesen Schmierenkomödianten seine Meinung geradeheraus sagen oder auch gar nichts mehr von sich hören lassen. Was ging es ihn an, wie sie ohne Musikdirektor fertig wurden?

Immerhin konnte er den Antrag eines jungen Schauspielers nicht ausschlagen, der sich erbot, ihm passende Mietzimmer nachzuweisen. Ansehen konnte man sich auch das einmal. Die beiden gingen los. Besonders empfehlen, sagte der junge Kollege, könne er ein Zimmer in der und der Gasse. Es sei billig und sauber. Vor allem wohne darüber das reizendste Mädchen, das Lauchstädt zur Zeit beherberge.

Ein Abenteuer lockte also. Sollte ihm vielleicht doch einmal beschieden sein, was er in seinen Opern sinnverzaubernd gestaltet hatte? Ja, dieses Zimmer wollten sie gleich als erstes ansehen.

Im Haustor trat ihnen das so sehr gerühmte Mädchen entgegen. Es war Fräulein Minna Planer, die erste jugendliche Liebhaberin der Magdeburger Theatergesellschaft.

Wagner fühlte sich seltsam überrascht. Welch rührender Gegensatz! In einer Welt von Niedrigkeit und Gemeinheit, von Schmutz und Würdelosigkeit — diese lichte Erscheinung! Wie sauber ihr Kleid, wie frisch und anmutig ihr ganzes Wesen, und welch sicheres Auftreten! Ihre Bewegungen waren ruhig und gemessen, frei von schauspielerischer Aufdringlichkeit und doch persönlich. Und welche Reinheit der Seele sprach gar aus dem klaren Blick dieses Mädchens!

Wagner wurde vorgestellt. Fräulein Planer empfahl ihn freundlichst ihren Wirtsleuten und entschuldigte sich, denn sie müsse zur Probe. Lange sah Wagner mit verträumten Augen ihren ruhigen und stolzen Schritten nach.

Ganz Lauchstädt schien in diesem Augenblick verwandelt. Er dachte nicht mehr an den Direktor im Schlafrock und an seinen schnaps-holenden Schmierfinken, nicht mehr an die Frau Direktor auf dem Kanapee und an den kirschenknabbernden Spielleiter, nicht mehr an die Stadtmusikanten aus Merseburg, nein, er sah nur noch die liebe-liche Erscheinung dieses zarten Mädchens. Lauchstädt und Minna Planer waren ihm von nun an eines.

Im Augenblick warf er alle Entschlüsse um. Ohne sich noch umzu-sehen und ohne alles Weitere zu bedenken, mietete er das Zimmer, ging zu Bethmann, unterschrieb seinen Vertrag als Musikdirektor und war jetzt auch bereit, am Sonntag «Don Juan» — selbst ohne Probe mit den Merseburger Stadtmusikanten — zu dirigieren.

Damit begannen seine Kapellmeisterjahre. Minna Planer hatte

ein Wunder vollbracht. Durch ihr Dazwischentreten wurde aus einer Schmiere ein ernst zu nehmendes Theater. Sie machte warm aus kalt und schön aus häßlich.

3

Die «Don Juan»-Vorstellung, bei der Wagner zum erstenmal in seinem Leben eine Oper dirigierte, fand am Sonntag, dem 4. August 1834, statt. Es ging dabei manchmal recht schwankend zu, wie das nach der mangelhaften Vorbereitung nicht anders zu erwarten war. Aber das kümmerte den Einundzwanzigjährigen nicht viel. Ohnehin weilten seine Gedanken mehr bei Fräulein Planer als bei Donna Elvira und Donna Anna. Höchstens träumte er sich in die Rolle des Don Juan hinein.

Seine zweite «Tat» war die musikalische Leitung in Nestroys Posse «Lumpaci Bagabundus». Gewiß hätte Wagner sonst eine so anspruchslose Aufgabe unter seiner Würde gefunden. Aber Fräulein Planer spielte mit, und gar die zu Herzen gehende Rolle der Fee Amorosa. Zweifellos begeisterte diesmal das liebliche Feentwesen weniger die Bagabunden aus Nestroys Posse als vielmehr den Musikdirektor Wagner inmitten seines Orchesterchens. Ihm erschien sie nicht nur als eine Theaterfee, sondern als wirkliche Fee, als himmlisches Geschöpf in dieser schmutzigen Flitterwelt.

Das Herz war ihm übervoll. Aber niemandem konnte er seine Seligkeiten gestehen. Was blieb übrig, als sich an den Abenden doch mit den so verachteten Theatergenossen zusammenzusetzen und dabei seinen fiebernden Überschwang mit einem oder mehreren oder sogar ziemlich vielen Gläsern Wein hinunterzuspülen?

Eines Abends brach Wagner spät auf. Erst an der Tür fiel ihm ein, daß er seinen Hausschlüssel vergessen hatte. Aber was machte das einem jungen Springinsfeld aus! Da mußte eben durchs Fenster eingestiegen werden. Ein großer Held im Klettern war er ja seit je. Das hatte sein Abenteuer auf dem Dach der Dresdner Kreuzschule bewiesen. Mit wildem Herumgeklettere erschreckte er seine Umgebung übrigens noch im hohen Alter.

Etwas Lärm verursachte der Einbruch aber doch. Plötzlich öffnete sich oben das Fenster, und Fräulein Planer steckte den Kopf heraus. In dämmernder Sommernacht, vom Zwitschern der Vögel umgeben,

entspann sich nun zwischen ihnen ein echtes Romeo- und Julia-Gespräch. Der Herr Musikdirektor bat die erste Liebhaberin mit drängenden Worten, ob er ihr nicht noch Gute Nacht sagen dürfe. «Gewiß, gern . . .», tönte es von oben herab. Aber leider war das nur hier draußen möglich. Fräulein Planer ließ nämlich ihre Wohnungstür jeden Abend von den Wirtsleuten verschließen.

Gut denn! Fräulein Planer beugte sich weit herab, und Herr Wagner stellte sich auf die Zehenspitzen. Nun konnten sich ihre Hände gerade berühren. So standen die Liebenden eine ganze Weile lang, recht unbequem, aber doch sehr poetisch. Der Blick ins geliebte Augenpaar war reiche Entschädigung. Mit Geringerem gab sich Wagner nie zufrieden.

Ein paar Tage später erkrankte er wieder einmal an der Gesichtsröthe, die ihn oft quälte. Weil die Kollegen den Herrn Musikdirektor mit häßlichen Geschwüren im Gesicht nicht sehen sollten, verkroch er sich in sein Zimmerchen. Aber Fräulein Planer war so aufmerksam, von Zeit zu Zeit nach dem Rechten zu sehen. Ob denn sein geschwollenes Gesicht sie nicht abstoße? Nein, Minna fand so eine Krankheit ganz natürlich.

Bald ging der Ausschlag bis auf eine Stelle am Munde zurück. Wagner ließ sich jedoch immer noch nicht sehen. Aber Fräulein Planer fand seine Entschuldigungen nach wie vor überflüssig. Ob sie ihm wohl gar einen Kuß geben wolle? fragte Wagner übermütig. Seltsamerweise war Fräulein Planer gar nicht erstaunt über die kecke Frage. Sie ging vielmehr augenblicklich auf ihn zu und küßte ihn innig. Wagner jubelte über diesen schönen Liebesbeweis. Das Bewußtsein, eine zarte Seele gefunden zu haben, machte ihn glücklich. Gewiß spürte er dabei die Zärtlichkeit und Güte wieder, mit der ihn die Mutter und seine Schwestern so verwöhnt hatten. Minna war nun seine Schwester in der Fremde.

Dieses Idyll im gleichen Hause vom ersten Stockwerk zum Erdgeschoß dauerte leider nur zehn Tage. Dann zog die Gesellschaft ihren Thespiskarren von Lauchstädt nach Rudolstadt. Wagner hatte sich wunderbar ausgemalt, Seite an Seite mit Minna zu reisen. Wie Philine und Wilhelm Meister wäre ihm das vorgekommen. Aber das Hauptelend seines ganzen Daseins zerstörte schon diesen herrlichen Plan. Seine Geldtasche war wieder einmal leer bis

auf den Grund. Regelmäßige Gage erhielt ja nur jener Bassist auf dem Kanapee mit der Frau Direktor. Alle anderen wurden von Tag zu Tag hingehalten.

Auch hatte es in Lauchstädt noch ein tolles Abschiedsgelage gegeben. Daß hierbei ein festgemauerter Kachelofen vollkommen in Stücke geschlagen wurde, galt den Kunstjüngern wohl als Höhepunkt des «Festes». Zwar ahnte am nächsten Morgen niemand, wie das eigentlich gekommen war. Aber jedenfalls mußte der Schaden ersetzt werden. Dafür gingen die letzten Groschen drauf.

Wagner mußte also noch einmal nach Leipzig, um bei irgendwem ein Darlehen aufzunehmen. Wilhelm Meister-Zauber kam in diesen Wochen übrigens doch noch über ihn, weil er auf der Reise von Leipzig nach Rudolstadt in Weimar haltmachte. Natürlich galt der erste Weg dem Hause des Dichtersfürsten. Der Spannung folgte rasch eine gewisse Enttäuschung. Er hatte sich alles ganz anders, wohl viel großartiger gedacht.

Was sich in Lauchstädt mit Minna anknüpfte, spann sich in Rudolstadt weiter. Freilich ging es zwischen den beiden schon nicht mehr ganz so poetisch zu. Wagner merkte, daß er sich nicht als einziger an Minnas Gunstbezeugungen zu erfreuen hatte. Es erschien vielmehr noch ein Adliger auf der Bildfläche, dem sie ebenfalls sehr gewogen war. Sie galt ihm sogar fast als versprochen. Gott sei Dank fehlte dem Anbeter Vermögen für seine Laufbahn. So mußte er Minna freigeben und versuchen, mit einer reichen Heirat sein Glück zu machen.

Ganz «frei» war übrigens auch Wagner nicht. Das hatte er Jahrzehnte später, als er sein Erinnerungsbuch «Mein Leben» diktierte, vergessen. Zwar mußte er im Theater so viele Proben abhalten, daß zu Liebeleien nicht viel Zeit blieb. Nur mit einer gewissen Toni ging die Tändelei noch weiter. Aber eine Liebschaft war wohl nach seiner damaligen Anschauung so gut wie keine.

Minna dort ein wenig gebunden und Richard hier, das trug nicht zur Gemütlichkeit ihrer jungen Liebe bei. So kam schon in diesen ersten Tagen jener Teufel zwischen sie, der ihnen später wahre Höllepein bereitete: der Teufel Eifersucht.

Wagner merkte außerdem bald, daß sich Minna nicht so leicht hingab wie die Operngeschöpfe seiner Phantasie. Sie glich einer unein-

nehmbaren Festung. Mit Strohfeuer und Schwärmereien war ihr nicht beizukommen. Nicht zu gleißenden Abenteuern wollte sie geführt werden. Frühere Gefahren waren ihr eine ernste Warnung. Bei ihr mußten alle Dinge eine praktische Grundlage haben. Deshalb vergaß sie über der Liebe niemals das Heiraten. Mit dem bettelarmen Adligen war es offensichtlich nichts Rechtes. Also durfte das Eisen des Herrn Musikdirektors im Feuer nicht ganz verachtet werden. Jedenfalls wollte es Minna diesmal besonders flug machen.

Wagner spürte nur zu gut, daß sich ihm der Sieg versagt hatte. Er war nicht ans Ziel gelangt, sondern vielmehr glatt abgeschlagen worden. Freilich hätte er nicht der Riesenmensch des eisernen Willens und der Tat sein müssen, wenn Minnas Zurückhaltung seine Begehrlichkeit nicht aufs höchste hätte steigern sollen. Gerade ihr «Nein!» trieb ihn in bedenkenlosen Übermut, dessen Folgen sein Leben für Jahrzehnte bestimmten. Immer entschiedener gab es für ihn nur noch das eine: was auch kommen möge, er mußte sie besitzen. Nun erst recht! Je öfter und entschiedener sich Minna ihm entwand, um so stärker schürte sie, ohne es zu wissen und zu wollen, die schon hellodernden Flammen seiner Sinne.

Darüber konnten auch die mehr oder minder harmlosen Ausschweifungen auf der Rudolstädter Vogelwiese nicht hinweghelfen. Sogar der Spielteufel, dem Wagner für alle Zeiten abgeschworen hatte, kam noch einmal über ihn.

4

In den ersten Oktobertagen des Jahres 1834 langte die Theatergesellschaft endlich in Magdeburg an. Hier erst begann Wagners richtige Tätigkeit als Musikdirektor. Mit Feuereifer stürzte er sich in die Arbeit. Aus einem Schmierbetrieb sollte ein Kunsttempel werden. Wegen der knappen Mittel gelang das natürlich meist nur halb. Aber Wagners Leistungen erwarben sich rasch den allgemeinen Beifall. Seine Opernvorstellungen wurden von Mal zu Mal besser besucht. Das bedeutete bei einem Unternehmen, das so gut wie immer vor dem Zusammenbruch stand, wahrhaftig nicht wenig.

Die Mitglieder des Ensembles schwärmten zunächst ausnahmslos für den jungen, blaßwangigen Musikdirektor. Bei den Schauspie-

lerinnen und Sängerinnen war dies allerdings nicht nur Kunstbegeisterung. Fräulein Planer, die jugendliche Liebhaberin des Schauspiels, merkte das, und es blieb nicht ohne Eindruck auf sie.

Aber Wagner und die Planer gingen sich aus dem Weg. Minna nahm trotz ihrer besonnenen Zurückhaltung wieder Huldigungen eines jungen Adligen entgegen, obwohl sie die Aussichtslosigkeit solcher Liebeleien durchschaute und lieber heute als morgen Schluß damit gemacht hätte. Von Zeit zu Zeit wurde ihr erzählt, daß der junge Musikdirektor aus Gram über seine zurückgewiesene Liebe in immer schlechtere Gesellschaft gerate. Seine Schulden seien turmhoch gestiegen. Anscheinend ließ er sich von nichtswürdigen Frauenzimmern ins Garn locken. Es schien schlimm mit ihm zu werden.

Lag die Schuld dafür nicht bei ihr? War es nicht klüger, sich diesem Feuerkopf zu ergeben? Wer konnte wissen, was er noch alles anstellen würde? Sollte sie die Verantwortung für ein Unglück tragen? Immer wieder wog Minna alles gegeneinander ab. Am Schluß war sie stets mehr für Nein als für Ja. Die Unbeherrschtheit Wagners war ihr lästig. Daß sie später vielleicht einmal an der Berühmtheit des offenbar hochbegabten Künstlers würde teilhaben können, glich das Unangenehme bei weitem nicht aus. Sie hatte Angst. Aber wie sollte sie vor ihm fliehen?

Wagner ging bei aller seiner Leidenschaft klar und bestimmt auf das Ziel los. Er wußte genau, daß eine Bresche in die Festung geschlagen war, wenn Minnas Mitleid erregt wurde. Mitleid bei der Geliebten ist ja ein selten versagender Helfer für den Werbenden. Die beabsichtigte Wirkung schien unterdessen eingetreten zu sein, wie ihm berichtet wurde. Jetzt konnte der Probesturm beginnen.

Für die Silvesternacht 1834/35 lud sich Wagner Kollegen und Freunde in seine Junggesellentwirtschaft ein. Champagner und Bunsch standen bereit. Nach der Sitte der damaligen Zeit durften nur Ehepaare bei ihm erscheinen. Daran hielt sich sogar das heitere Künstlervölkchen. Mit rechter Unschuldsmiene lud Wagner trotzdem «Fräulein» Planer ein. Würde sie kommen? Der Brausekopf sah der Silvesternacht mit einigem Bangen entgegen. Wenn sie nicht kam, war das ganze Fest umsonst. Wozu dann die noch nicht einmal bezahlten Schlemmereien?

Aber Fräulein Planer erschien, und zwar in reizender Unbefangenheit. Champagner sorgte für frohe Laune. Bald ging es recht übermütig zu. Wagner hatte das Schlimmste vorausgesehen und darum seinem Wirt Ersatz für alle Beschädigungen und Zertrümmerungen des Hausrates zugesichert. Es entsprach wohl seinem damaligen Lebensstil, daß die von ihm veranstalteten Feste stets so ausgingen.

Punsch beseitigte die letzte Zurückhaltung. Alles fiel sich in die Arme, herzte und küßte sich. Freie Sinnlichkeit, wie sie Wagner in den Jugendwerken geschildert hatte, suchte und fand in seiner Junggesellenbude die ersehnte Sättigung. Nur Minna hielt sich zurück. Ohne spröde zu sein, blieb sie doch so würdig, daß niemand plumpe Zutraulichkeiten wagte.

Aber nach Mitternacht geschah das völlig Unerwartete: sie wehrte sich nicht, als Wagner lebenswürdig und gar zärtlich wurde, wobei er seine Liebe wohl nicht nur in Worten gestand. Sie ließ sich herzlich von ihm küssen. Wagner war selber am meisten darüber erstaunt. Die anderen Festgenossen konnten zwar nicht mehr klar aus den Augen sehen. Aber über das, was sie von den beiden zu halten hatten, war niemand im Zweifel. Das waren mehr als glückwünschende Silvesterküsse gewesen. Eine überspannte Kollegin, die es selber auf Wagner abgesehen hatte, fiel in Krämpfe.

Minnas Verteidigung war überrannt, und das bedeutete soviel wie Sieg. Wagner zögerte darum nicht mehr lange mit dem Hauptsturm. Nicht etwa, daß glühende Worte Minna überreden sollten. Auch kam ihm gar nicht der Gedanke eines förmlichen Antrages. Dazu fehlte seinem brausenden Jugendsturm die Geduld. Er verhandelte nicht wegen der Übergabe der Festung, sondern nahm sie in kühnem Handstreich ein.

Eines Nachmittags war Wagner zu einer Whistpartie verabredet. Abends erwartete ihn Minna zum Tee. Am Kartenspiel nahm er nur mit halben Gedanken teil. Um über die Langeweile hinwegzukommen und die quälende Sehnsucht nach Minna zu stillen, trank er ein Glas Wein nach dem anderen und hatte schließlich eine recht erhebliche Menge zu sich genommen.

Beim Aufstehen waren seine Beine wie Blei. Dennoch wagte er sich in der düsteren Winternacht zu Minna. Bleich und mit gläsernen Augen stand er plötzlich in ihrer Türe. Eine Freundin der Ge-

liebten wurde mit einem solchen Hagel von Schimpfworten übergossen, daß sie sich schleunigst aus dem Staube machte. Das Feld war also frei.

Da saß nun Wagner an Minnas Tisch. Was sollte sie mit ihm anfangen? Natürlich war es unmöglich, ihn von hier fortzubringen. Möglicherweise wäre er auf der Straße zusammengebrochen. Welches Aufsehen hätte das in Magdeburg gemacht! So etwas bei dem ehrbaren Fräulein Planer! Was aber sollte mit dem jungen Musikdirektor werden, mit diesem Unhold, den sie liebte und vor dem sie sich noch viel mehr fürchtete?

Minna sah sich in einer Zwangslage. Not gab ihr stets die Besinnung wieder. Es blieb nichts übrig, als dem sonderbaren Liebhaber für diese Nacht das eigene Lager abzutreten. Sie legte ihn also in ihre Federbetten, wo er sofort in tiefen Schlaf fiel. Für sich selber richtete sie aus Stühlen und einem Sofa eine notdürftige Lagerstatt her. So schliefen die beiden dem nächsten Morgen entgegen.

Als Wagner zu sich kam, wußte er, daß für ihn eine Lebensentscheidung gefallen war. Beim Frühstück sprachen sie kaum ein Wort. Besonders ihm war der Übermut des gestrigen Abends gründlich vergangen. In den späteren Vormittagsstunden machten sie einen langen Spaziergang vor die Stadt. Schweigen stand zwischen ihnen. Ohne darüber zu sprechen, betrachteten sie sich nun als Verlobte. Richard nahm das allerdings wesentlich ernster und bindender als Minna, die sich innerlich noch immer wehrte. In Magdeburg sprach man offen von ihnen als von einem Liebespaar.

Dies war das tragische Spiel um Wagners Herz in seinem ersten Theaterjahr. Es gab aber noch eine andere Tragödie um ihn. War sie auch kaum minder schmerzlich, so wurde sie in seiner Erinnerung doch bald zur Komödie, und wir Nachlebenden lächeln erst recht darüber.

Am Magdeburger Theater erschien als Gast jene Frau, die Wagner als Knaben die hellsten Stunden reinen Kunsterlebens bereitet hatte und die er seitdem wie ein Wunder verehrte: Wilhelmine Schröder-Devrient. In vier großen Opern, darunter «Freischütz» und dem vergötterten «Fidelio», sang sie die Hauptrollen, und Wagner dirigierte mit Hingabe sein kleines Orchester. Die Gelegenheit, eine so hervorragende Künstlerin in Magdeburg oder wenigstens in der

Nähe zu wissen, durfte nicht unausgenutzt bleiben. Darum kündigte Wagner den Magdeburgern ein ungeheuer glanzvolles Konzert mit der berühmten Sängerin an. Zweifellos würde es einen ausverkauften Saal geben. Die voraussichtlichen Einnahmen konnten also gar nicht hoch genug eingeschätzt werden. Mit Leichtigkeit würde Wagner dann vor allem seine Schulden bezahlen. Außerdem glaubte er, mit den Ausgaben für Proben und Orchesterverstärkungen durchaus großzügig umgehen zu dürfen.

Leider hielten die Magdeburger für unwahrscheinlich, daß die berühmte Schröder-Debrient für die Veranstaltung des jungen Musikdirektors noch einmal zurückkehren würde. Daher blieb der Saal im Gasthof «Zur Stadt London», wo das Konzert stattfand, nur höchst spärlich besucht. Aber die herrliche Künstlerin machte gute Miene zum bösen Spiel und sang mit letzter Hingabe u. a. Beethovens «Adelaide».

Bis dahin ging alles leidlich gut. Als nächstes Stück erklang Wagners «Columbus»-Ouverture, bei der er sich eine besondere Wirkung von sechs Trompeten versprochen hatte, die am Schluß ihre jubelnden Fanfaren erklingen lassen. Eine bedeutende Wirkung stellte sich auch ein. Nur war sie völlig anders als beabsichtigt. Die Wände des kleinen Gasthausaales dröhnten von dem maßlosen Trompetengeschmetter derart wider, daß den wenigen Zuhörern die Ohren schmerzten. Die meisten der wenigen ergriffen die Flucht.

Aber das war noch nicht das Schlimmste. Als Hauptwerk des Abends hatte Wagner Beethovens, des über alles verehrten Meisters, «Schlacht von Vittoria» gewählt, jenes gewaltig rasende Kriegsgemälde in Tönen. Auf Grund der zu erwartenden außerordentlichen Einnahmen zog Wagner alles zur Verstärkung heran, was in Magdeburg an Bläsern aufzutreiben war. Trommeln und Signalhörner waren an allen Ecken und Enden des kleinen Saales aufgestellt. Für das Geschütz- und Gewehrfeuer hatte Wagner auf eigene Kosten Maschinen bauen lassen. Nun durfte der großzügige Konzertgeber stolz sein, einen Schlachtenlärm vorzaubern zu können, wie er sich höllischer auch in Wirklichkeit nicht ausnahm. So etwas hatten die Magdeburger bestimmt noch nicht erlebt.

Leider erlebten sie es auch diesmal nicht. Denn schon beim Beginn der Riesensymphonie war das Orchester zahlenmäßig weit in der

Überlegenheit. Je toller Wagner die Angriffe der Engländer auf die Franzosen steigerte, um so regelmäßiger verschwand ein Zuhörer nach dem anderen aus dem Saal. Nur die gute Schröder-Debrient hielt getreulich auf einer der vordersten Reihen aus. Als jedoch die Engländer zum endgültigen Sturmangriff gegen die Franzosen losbrachen und Wagner diese Attacke mit fuchtelnden Armen zu äußerstem Getöse steigerte, da verließ auch sie mit dem noch übriggebliebenen Häuflein das Schlachtfeld. Den herrlichen Sieg über den kühnen Korsen feierte Wagner mit seinem Orchester völlig allein.

Beniger allein und verlassen war Wagner am nächsten Morgen. Als er in sein Gasthofzimmer zurückkehrte, standen an beiden Seiten des Ganges verdächtige Gestalten. Es waren die Gläubiger, die ihre Guthaben von den hohen Einnahmen des Konzertes einziehen wollten. Für diesen Morgen hatte Wagner die Bezahlung der Rechnungen auf das bestimmteste versprochen. Nun half nichts als geschicktes Verhandeln. Wagner rief jeden einzeln herein und überredete ihn mit unsagbarer Mühe zum Stillhalten. Der Vormittag verging, bis der Gasthofgang wieder von den düster drohenden Gestalten befreit war.

So nüchtern endete das erste, gutgemeinte Musikfest Wagners. Welch weithin schallenden Triumph hatte er sich davon versprochen! Und jetzt blieb ihm nichts als ein riesenhoher Berg Schulden. Wagner hatte also gründlich die Erfahrung gemacht, daß sich die Welt von seinen Werken und seinem Wirken nicht so schnell erobern lasse, wie seine Hoffnungen träumten. Schon jetzt wurde ihm klar, daß er kühner in die Zukunft sah, als die anderen folgen konnten. Im Grunde blieb das so bis an sein Lebensende.

Diese Zukunft, die so grau vor ihm lag, wurde von nun an auch durch Minna mitbestimmt, deren Inneres sich ihm noch gar nicht völlig erschlossen hatte. War er nicht voreilig gewesen? Jedenfalls mußte er künftighin nicht nur an sich, sondern auch an sie denken. Doch war all dies noch Satirspiel des überschäumenden Jugendgeistes. Er «dachte» im Grunde gar nichts, sondern freute sich seiner Liebe zu Minna. Ihre Schönheit beherrschte ihn jetzt noch viel mehr als in dem Augenblick, da sie ihm in Lauchstädt entgegengetreten war.

Zunächst kamen die langen Theaterferien. Wagner mußte wieder einmal nach Leipzig, um sich das Geld zusammenzuborgen, das er in Magdeburg für die verschiedensten Zwecke ausgegeben hatte und das bei seinem Riesenkonzert leider nicht wieder eingekommen war.

Minna hatte sich nicht gescheut, in Magdeburg getreulich mit ihm herumzulaufen, um reiche Kaufleute für Wagners hohe Kunstziele zu begeistern. Dies gelang fast immer. Nur wenn sie auf die Darlehnsfrage zu sprechen kamen, legte sich der Kunsteifer schneller, als er erwacht war. Auch Minnas liebenswürdigstes Lächeln half dann nichts mehr. Um dem Notenschreiber wenigstens einen Teil seiner ansehnlichen Rechnung bezahlen zu können, hatte sie opferwillig ihr Armband verkauft.

In den Ferien waren die beiden Liebenden zum erstenmal getrennt. Das machte Wagner grenzenlos elend. Fiebernd sehnte er sich nach Minnas Gegenwart. In diesen Tagen begann die lange Reihe seiner klagenden, jubelnden, bittenden, drohenden und wieder flehenden Liebesbriefe. Mochten sie sich noch so sehr über kleine oder große Dinge gezannt haben und darüber unglücklich sein, noch viel unglücklicher war Wagner, wenn die Geliebte nicht bei ihm war.

Lange hätte er es in Leipzig ohne ihren Besuch nicht ausgehalten, aber auf sein Drängen fand sie sich ein. Vor den vielen durchaus nicht immer wohlgesinnten Verwandten mit einem Mädchen, mit einer «Braut» zu erscheinen, war für Wagner allerdings auch kein reines Vergnügen. Er wußte sehr gut, wie sie wieder alle über ihn reden würden. Außer seinen vielen Schulden begann er nun auch noch mit Liebschaften!

Nur die Mutter war gütig und lud Minna einmal zum Tee ein. Auch Wagners Lieblingschwester Rosalie kam ihnen entgegen. Sie merkte gleich, wie es beiden ums Herz war. In ihren Neckereien lag viel ernste Warnung. Aber Wagner wollte nicht hören. Nur wurde ihm immer klarer, daß er sich vor allem als Künstler durchsetzen mußte. Der Gedanke, mit Minna von seiner Familie abhängig zu sein, machte ihn rasend.

In den gleichen Ferien gab es ein Zwischenspiel, wie es sich wohl nur im Leben dieses Mannes denken ließ. Wagner fuhr zu einem Musikfest nach Dessau. Dort hatte Minna vor Jahren als Schauspielerin gewirkt. Zufällig hörte er, wie ein junger Tunichtgut über sie wie von einer der gewissen Theaterdamen redete, die es mit bestimmten Grundsätzen wohl nicht gar so streng nehmen . . .

Sofort setzte sich Wagner auf die Postkutsche, fuhr nach Leipzig, borgte sich wieder Geld und eilte nach Dresden, um Minna aufzusuchen und sie als wütender Othello zur Rechenschaft zu ziehen.

Minna war aber gerade auf der Rückfahrt nach Magdeburg. Zufälligerweise traf er sie auf der Haltestelle, wo die Pferde gewechselt wurden. Nun fuhr der Eifersüchtige natürlich nicht nach Dresden, sondern setzte sich zu Minna in die Postkutsche nach Leipzig. Bis zum nächsten Halt tobten die beiden Kampfhähne gegeneinander. Wagner sah seinen Irrtum wie immer bald ein und bat Minna innigst um Verzeihung.

Die neugewonnene Herzensgemeinschaft mußte natürlich gefeiert werden. Weil sie gerade wieder Pferdewechsel hatten, überredete er Minna, augenblicklich mit ihm umzukehren. Also stiegen sie aus der Postkutsche nach Leipzig wieder aus und nahmen dafür eine teure Extrapost nach Dresden. Das wurde nun eine so fröhliche Fahrt, daß sie den kurzen Aufenthalt in Dresden nur benutzten, um ihre kleine Barschaft durch einen kräftigen Borg zu erfrischen. Dann wurde Minnas Schwester Amalie eingeladen, und zu dritt ging es auf eine kleine Vergnügungsreise in die Sächsische Schweiz. Hier in den lieblichen Tälern der Schandauer Gegend tollten die drei in überquellender Heiterkeit umher. Eine zarte Sommernacht durchschwärmten sie bis zum frühen Morgen.

Nur einmal gab es einen kleinen Eifersuchtsanfall Richards. Sie mußten bald darüber lachen, weil eigentlich niemand Grund zur Eifersucht gegeben hatte. Auch betete Wagner seine schöne Braut hinterher um so närrischer an. Minna war weich und anschnieg-sam. Wie sollte sie auch diesem Himmelsstürmer von Bräutigam nicht gut sein! So verlebten die drei selige Tage. Für Wagner blieben es die glücklichsten, die ihm je mit Minna beschieden waren.

Hatte er bis dahin gezögert, so war ihm jetzt völlig klar: auf alle Fälle mußte sein Vertrag mit Direktor Bethmann verlängert wer-

den, damit er nach Magdeburg zurück konnte und dort an Minnas Seite blieb.

Nur sollte im Theater die Sängerschar verbessert werden. Das war nicht anders möglich, als selbst von Stadt zu Stadt zu fahren, die freigewordenen Künstler aufzusuchen und sie sofort zu verpflichten.

Leider war ihm das Glück mit Sängern und Sängerinnen nicht recht hold. Entweder waren sie schon anderweitig verpflichtet, oder der Ruf an das Magdeburger Theater lockte nicht genügend. Mit einigen Künstlern traf Wagner zwar Vereinbarungen. Aber hinterher bedachten sie ihre Zusage noch einmal und ließen in Magdeburg vergebens auf sich warten. Der einzige Sänger, der wirklich kam und dem es auch gefiel, war leider völlig unbrauchbar. Nur Wagners Schwester Klara und sein Schwager Wolfram, die er ebenfalls verpflichtet hatte, trafen richtig ein und entsprachen den Anforderungen. Aber sie hatten sich gegen Nürnberg so verschlechtert, daß daraus nur neue Pein für Wagner entstand.

Dabei hatte diese Reise eine Menge Geld gekostet, das sich Wagner nachträglich erst wieder zusammenborgen mußte. Natürlich besuchte er unterwegs alte Bekannte und Freunde, vor allem Freundinnen und Geliebte. In Böhmen, das ihn auch diesmal zuerst lockte, hörte er, daß seine einstigen Freundinnen, die Geschwister Bachta, die Geliebten irgendwelcher Grafen geworden waren. Auch das Wiedersehen mit Friederike Salvaní bereitete ihm nur Peinlichkeiten.

In Frankfurt eroberte er sich noch ein neues Frauenherz. Das verstiegene Persönchen wünschte dringend, als Sängerin an seinen Magdeburger Kunsttempel entführt zu werden. Sie hielt Wagner anscheinend für ungemein vermögend. Dabei konnte er nicht einmal die Gasthofrechnung bezahlen.

Seine Reise hatte ihm also wieder allerlei Frauenbegegnungen gebracht. Aber gerade darum fühlte sich sein liebevolles Herz vereinsamt. Denn was waren das alles für unerfreuliche Geschöpfe, und welch himmlisches Wesen war Minna Planer dagegen! Wie fühlte man sich bei ihr geborgen! In Frankfurt konnte Wagner kaum erwarten, bis das Geld zur Weiterreise eintraf. Dann eilte er so schnell als möglich in Minnas Arme.

Wie warm damals sein Herz für sie schlug, davon schrieb er öfters an seinen Jugendfreund Apel:

6. Juni 1835

... Minna war hier und setzte sich mir zulieb drei Tage hierher, beim schlechtesten Wetter, ohne irgend sonst einen Menschen zu kennen und ohne irgendwohin auszukommen, nur um mich zu genießen: — so etwas rührt; — es ist merkwürdig, welchen Einfluß ich auf das Mädchen gewonnen habe; — Du solltest die Briefe lesen; — sie brennen vor Feuer, und daß ihr dies nicht angeboren ist, wissen wir beide. — ...

27. Oktober 1835

... Mache Dir über Minna keine zu großen Grillen, — ich überlasse alles dem Geschick. Sie liebt mich, und ihre Liebe ist mir jetzt viel wert; — sie ist jetzt mein Zentralpunkt, gibt mir Konsistenz und Wärme; — ich kann ihr nicht entsagen. Ich weiß nur so viel, lieber Theodor, daß Du das Süße eines solchen Verhältnisses noch gar nicht kennst; es ist nichts Gemeines, Unwürdiges oder Erschlaffendes dabei; unser Epikureismus ist rein und kräftig; — nicht die erbärmlichen Nebenverhältnisse; — wir lieben uns und glauben uns, das übrige überlassen wir dem Geschick; — das kennst Du nun nicht, und so kann man auch nur mit einer Schauspielerin leben; — diese Hinwegsetzung über die Bürgerlichkeit kann man nirgends anders finden als da, wo der ganze Boden phantastische Willkür und poetische Lizenz ist. ...

27. Dezember 1835

... Es soll mir jetzt noch einer kommen und über meine Liebe zu Minna die Nase rümpfen, dem schlage ich sie ein. Gott weiß, wie und was ich jetzt ohne sie wäre! Es möge Dir diese einfache Andeutung genügen, denke Dir das übrige! — Ich schreibe diesen Brief an ihrem Schreibepult; Liebe um Liebe, ich bin bei ihr und schreibe an Dich ...

In diesem Winter lebte auch Minnas Mutter in Magdeburg. Die alte Frau schwieg und drängte nicht. Aber schon ihr Dasein machte eine Entscheidung nötig. Es konnte doch nicht so weitergehen. Endlich mußten bindende Entschlüsse gefaßt werden. Für Wagner gab es allerdings nichts mehr zu erwägen. Alles in ihm schrie nach Minnas Besitz. Ohne sie konnte er nicht mehr leben. Minna fehlte ihm bei den kleinen Dingen des alltäglichen Lebens, aber auch als wil-

Richard Wagners Geburtshaus in Leipzig auf dem Brühl Nr. 3, das den Namen «Der weiße und rote Löwe» trug. Kaum ein halbes Jahr nach diesem für die deutsche Kunst so bedeutungsvollen 22. Mai 1813 fluteten die Armeen aus ganz Europa durch diese Gassen, um in der Leipziger Völkerschlacht über das Schicksal Napoleons zu entscheiden. Wagners Geburtshaus wurde 1885 abgerissen.

Sächs.
Landes-
Bibl.

Wagners Mutter war eine geborene Johanna Rosine Pätz. Wahrscheinlich war ihr leiblicher Vater der Weimarische Prinz Konstantin, der Bruder Karl Augusts. Zumindest hat Wagner an diese Abstammung geglaubt.

lige Seele, die zu Sinnbildern seiner hohen Gedanken werden konnte. Er liebte Minna wirklich so innig, wie seine Briefe an Apol verraten. Nur war wohl nicht so viel Leichtsinn dabei, wie es dort schien. Seine Liebe saß schon viel tiefer.

Aber Minna entzog sich ihm auch weiterhin. Sie nahm seine heißen Beteuerungen noch immer nicht recht ernst. Konnte man denn diesem Feuerkopf glauben? Wollte er sie heiraten, richtig heiraten — mit Standesamt und Kirche?

Nein, daran hatte Wagner wohl noch nicht gedacht, und davor bangte ihm. Er liebte Minna mit seiner ganzen Seele. Genügte das nicht? War es nicht herrlich, daß sie so füreinander leben konnten?

Was die beiden nicht zu entscheiden wagten, entschied das Leben für sie. Ein Zufall durchschlug den gordischen Knoten.

Minna geriet in Streit mit einer Nebenbuhlerin, weil diese eine Rolle zu spielen bekam, auf die Minna Anspruch zu haben glaubte. Solche Zwistigkeiten ereignen sich am Theater alltäglich. Aber Minna war heftig und ließ die Niederlage nicht auf sich sitzen. Sie reiste ohne Urlaub zu einem Gastspiel nach Berlin, wurde also zweifellos vertragsbrüchig.

Jetzt war Wagner plötzlich allein in Magdeburg. Wo sollte er nun die Abende verbringen und wem das übervolle Herz ausschütten? Sein Leben schien ihm plötzlich leer und sinnlos. Ohne Minna konnte er nicht mehr schaffen. Das Alleinsein raubte ihm alle Daseinsfreude.

Raum war Minna fort, so begann das Bombardement seiner Briefe. Er mußte die Geliebte unbedingt wiederhaben. Dafür war kein Preis zu hoch. Was Minna wohl am meisten lockte, ein schriftliches Heiratsversprechen, das floß ihm nun in die Feder, ohne daß er sich recht klar darüber wurde. Aber der Gedanke an eine baldige Heirat setzte sich damit auch in ihm immer fester.

Vom 4. bis 12. November 1835 wanderte täglich ein Brief von Magdeburg nach Berlin, und jeder enthielt flehende Bitten um ihr Jawort. Dabei hatte sich Wagner einen richtigen Schlachtplan zu-rechtgelegt.

Am 4. November setzte er ihr sein Schwanken zwischen seiner Liebe und seinem Künstlerehrgeiz auseinander. Lang und breit wurden die Pläne für sein ganzes Leben festgelegt. Übrigens entsprachen sie

im wesentlichen genau dem, was Wagner später wirklich ausführte. Die Komposition seiner Oper «Das Liebesverbot» habe er vollendet. Damit erschlosse sich für ihn eine glänzende Zukunft.

Am 5. November ging der hitzige Liebhaber schon mutiger auf sein Ziel los. Vor allem nannte er sich frisch und munter «ihren Bräutigam» und beschwor Minna, um Gottes willen seine Frau zu werden. Dabei widerlegte er ihr noch einmal all die Gründe, die sie gegen den Ehebund anführte. Denn wirklich wehrte sich Minna noch immer, so sehr sie nur konnte.

Am 6. November begann Wagner mit der Anrede «Meine süße Braut». Jetzt war November. Spätestens nächste Ostern mußten sie heiraten. Er würde ihr von nun an jeden Tag schreiben, so lange, bis sie «Ja» sagte. Es gab keine Flucht mehr. Hatte sie Magdeburg nicht etwa nur verlassen, um ihn loszuwerden? War sie so treulos? Minna antwortete auf diese Briefe nur zögernd. Möglicherweise war ihre Reise nach Berlin wirklich nicht nur eine Flucht aus Magdeburg, sondern auch vor Wagner.

Am 7. November verdunkelte sich das Mißtrauen noch mehr. Bestimmt habe sie Magdeburg nur verlassen, um für alle Zeiten vor ihm zu fliehen. Aber Minna solle doch endlich glauben, daß noch niemals eine Frau so geliebt worden sei wie sie. Das schwöre er ihr: wenn sie nicht freiwillig zu ihm käme, werde er sie mit Gewalt holen.

Am 8. November war seine Stimmung auf den Nullpunkt gesunken. Welch elendes Leben führte er hier ohne sie! Alles war grau und trübe.

Am 9. November kam er wieder mit handfesten Vorwürfen. Das war nun schon sein sechster Brief, und sie hatte erst zweimal geantwortet. Welche Undankbarkeit und Treulosigkeit! Warum tat sie ihm das an?

Am 10. November berichtete er ihr ein Gespräch mit der Mutter. Sie sei nun ganz gewonnen und habe die Zustimmung zu ihrer Ehe gegeben. Nun solle Minna aber so rasch wie möglich zurückkehren.

Am 11. November lockte noch einmal ein Zukunftsbild. Er hatte den Verstand und die Fähigkeit zu großen Dingen. Aber nur der Besitz Minnas verschaffe ihm die Anregung, diese Gaben auszuwerten.

Am 12. November wurde eigentlich allem die Krone aufgesetzt. Irrendwoher hatte Wagner einen Schattenriß von sich bekommen. Dies Bildchen habe er in ihr Zimmer gehängt. War es nicht rührend, wie der verschmähte Bräutigam der spröden Braut sein Konterfei übers Bett nagelte, ohne lang zu fragen? Wenn alles gut ging, würde übrigens seine Oper «Das Liebesverbot» nächsten Februar in Berlin aufgeführt. Diese Behauptung war reichlich voreilig, denn dazu bestand so gut wie keine Aussicht. Aber als Eroberungsmittel war eine solche Nachricht selbstverständlich recht wirksam. Der in aller Welt berühmte Opernkomponist, dessen Bild in des Mädchens Zimmer hing, das machte zweifellos Eindruck.

Minna hätte von Stein sein müssen, wenn sie durch diese Beteuerungen nicht endlich schwach geworden wäre. Da stand es auch, das völlig klare Heiratsversprechen. Sogar mit der Mutter hatte er sich auseinandergesetzt. Nun bekam alles Hand und Fuß. Aber wenn es auch anders gewesen wäre, so kühl und beherrscht war Minnas Herz doch nicht, daß sie solchen Liebeserklärungen widerstehen konnte. Diesem Manne gegenüber gab es kein Besinnen. Man mußte so wollen, wie er wollte.

Hinzu kam, daß sich der ersehnte Erfolg in Berlin nicht eingestellt hatte. Als Minna im «Goldenen Kreuz» aufgetreten war, schrieb einer der maßgebenden Kritiker: «Die schöne Gastin hat viel Umfang in der Sprache, weiß ihn aber nicht recht zu verwenden. Sie lernt nicht von innen heraus, sondern meist nur äußerlich mit den Bildungszielen, die sich oft genug bei jungen Künstlern zeigen.» Das war eine recht deutliche Ablehnung. Die Trauben hatten also zu hoch gehangen.

Hier ein schmaler Erfolg, wenn nicht gar Mißerfolg, dort die Beteuerungen Wagners, da gab es nicht mehr viel zu überlegen. Minna entschloß sich zur Rückreise.

Unterdessen waren auch einige Familienränke um sie gesponnen worden. Schwager Wolfram traf Minna in Berlin und äußerte sich zu Wagner zunächst recht abfällig über sie. Dann aber beobachtete er Minna genauer und schrieb nun in einem Brief:

«Bleibe ihr treu, — wenn es e i n e verdient, so verdient sie es.»

Außerdem hatte sie in Berlin angeblich vier Partien ausgeschlagen. Dies rührte und bestärkte den Sehnsüchtigen. Als Minna endlich

ihre Abreise von Berlin mitteilte, kannte seine Freude keine Grenzen. In einer gespenstischen Winternacht fuhr er der Treugebliebenen mit Extrapost entgegen. Tränenüberströmt taumelten sie sich in die Arme. Selig in dem Bewußtsein, wieder eine schwere Prüfung bestanden zu haben, lehrten die Liebenden in ihr trauliches Magdeburg zurück.

Das alte Leben nahm seinen Fortgang; übrigens nicht nur in der Liebe, sondern auch in dem Kampf um das Vorwärtskommen. Am Ende der zweiten Magdeburger Spielzeit wollte Wagner wieder einmal das Schicksal zwingen. Die Partitur zum «Liebesverbot» war in den Neujahrstagen fertig geworden. Dies schwungvolle Werk sollte nun als seine Benefizvorstellung aufgeführt werden und ihn für alle Zeiten aus seinen geldlichen Schwierigkeiten herausreißen.

Leider war das Bethmannsche Theaterunternehmen trotz gründlicher Unterstützung wieder einmal dem Zusammenbruch nahe. Gagen wurden beinahe gar nicht mehr gezahlt. Nun kostete aber die Ausstattung seiner neuen Oper allerhand Geld. Ein paar Kulissen mußten gemalt werden, weil «Sizilien» in dem Vorrat der Magdeburger Bühnenbilder nicht vorhanden war. Auch einige Gewänder sollten angefertigt werden. Wagner verständigte sich darum mit Bethmann so, daß die Einnahme der ersten Vorstellung der Theaterkasse zukam, während ihm die der zweiten gehören sollte. Er hoffte damit ein gutes Geschäft zu machen. Die Schönheiten seines Werkes konnten sich erst nach der Uraufführung unter den Magdeburgern herumsprechen. Darum würde die zweite Aufführung ungleich besser besucht sein als die erste.

Wenn nur die Zeit für die Proben nicht so kurz gewesen wäre. In zehn Tagen mußte die lange und schwierige Oper herausgebracht werden. Die Aufführung wurde auch danach. Alle Mitwirkenden — besonders der Tenor — stapften in aufregender Unsicherheit auf der Bühne herum. Die Einhelferin schrie. Wagner fuchtelte die Einsätze wie Donnerblitze auf die Bühne hinauf. Aber alles war vergebens. Ein Versager folgte dem andern. Es war fürchterlich. Wagners Oper zog an den Magdeburgern wie ein Werk in fremder Sprache vorbei. Niemand verstand etwas davon. Dies hatte wenigstens das Gute, daß auch niemand über Einzelheiten schimpfen konnte.

Für den nächsten Abend, Mittwoch, den 30. März 1836, war die zweite Aufführung angesetzt, deren sicherlich ungeheure Einnahme allen Sorgen des Komponisten ein Ende machen sollte. Kurz vor Beginn der Oper sah Wagner durch das berühmte Loch im Vorhang. Nur drei wenig Vertrauen erweckende Gestalten standen im Parkett herum. Ob sich noch mehr Besucher eingefunden haben würden, konnte niemand sagen. Denn nun geschah etwas ganz Unglaubliches.

Plötzlich hörte man tobenden Lärm auf der Bühne. Der Gatte der ersten Sängerin, Herr Bollert, glaubte, gegen den zweiten Tenoristen, den jungen und hübschen Herrn Schreiber, Grund zur Eifersucht zu haben. Primadonna und Tenor hatten sich angeblich allzu gut verstanden. Bollert stürzte sich mit rasender Wut auf Schreiber und schlug ihm derart auf die Nase, daß der hoffnungsvolle Jüngling in die Garderobe geschleppt werden mußte. Frau Bollert warf sich nun ihrem wütenden Gemahl entgegen und wurde von ihm ebenfalls so leidenschaftlich verprügelt, daß sie in Krämpfe fiel. Schließlich geriet so ziemlich die ganze Theatergesellschaft in eine mächtige Prügelei. Wer im Laufe des Winters einen Groll gegen irgendwen gehegt hatte, hielt den Augenblick zur süßen Rache für gekommen. Anfangs gab es noch etwas Ähnliches wie zwei Parteien. Aber zum Schluß prügelten alle besinnungslos durcheinander. Jeder boxte gegen jeden.

Nach dem Sturm wurde festgestellt, daß die Hauptsänger nicht nur kampfunfähig geworden waren, sondern daß auch ihr Auftreten an diesem Abend nicht mehr in Frage kam. Der Spielleiter wurde vor den Vorhang geschickt und mußte der gottlob winzigen Hörergemeinde mitteilen, daß die Aufführung von Wagners «Liebesverbot» «eingetretener Hindernisse wegen» ausfallen müsse. Wagner hat diese Oper in seinem Leben nie mehr gehört.

So endete der zweite Magdeburger Theaterwinter. Wagners Schulden waren so hoch gestiegen, daß er sich nicht mehr in seine Wohnung traute. Jedesmal wenn er nach Hause kam, hatten sie ihm wieder eine neue gerichtliche Vorladung an die Tür genagelt. Auch war sein kleiner Kamerad, der struppige Hund Rüpel, plötzlich verschwunden. Wagner hing an diesem Tierchen wie an seinem besten Freund.

Nach Schluß der Spielzeit mußten die beiden Brautleute noch einige traurige Wochen in Magdeburg verleben. Erst dann entschied sich, wohin sie ihre Schritte lenken konnten. Einen Trost gab es für Wagner in dieser quälend ungewissen Zeit. Da wieder Not im Lande war, hielt Minna treu zu ihm. Wenn er verzweifelte, kam ihre Bedächtigkeit zu Entschlüssen, die wieder einige Hoffnung sehen ließen. So hatte sie klugerweise mit dem Königsberger Theater Vertrag gemacht. Dort sollte sie das Gelände geschickt für ihn absuchen. Denn es würde wohl nichts übrigbleiben, als daß er ihr nachkäme und dort oben versuchte, irgendwo eine Stellung zu finden. Trotz Minnas Verpflichtung lag die Zukunft ungewisser vor ihnen als je zuvor.

Lange Spaziergänge sollten die trübe Laune etwas erhellen. Aber selbst hier kamen ihnen allerlei dumme Erlebnisse dazwischen. Einmal schien die frohe Maiensonne in die schmalen Gassen Magdeburgs. Plötzlich verfinsterte sich der Himmel. War nur eine Wolkenbank vor die Sonnenkugel gezogen, oder wurden sie von einer Sonnenfinsternis überrascht? Wagner fühlte sich von diesem kleinen Erlebnis aufs tiefste beeindruckt. Wie Weltenuntergang mutete ihn das an. Sicher hat er Jahrzehnte später bei der Arbeit am Rheingold wieder die fahle Stimmung dieses Magdeburger Tages vor sich gesehen, und zwar bei der Szene, in der Freia von den Riesen geraubt wird und nun Jugend und Licht von den Göttern gewichen sind.

Ein andermal ging das Brautpaar über die Elbbrücke. Plötzlich stürzte sich vor ihren Augen ein Mann ins Wasser. Sie riefen einen Müller zu Hilfe, der dem Ertrinkenden an seinem Wehr einen Stecken entgegenhielt. Der Selbstmörder griff nach dem Rechen, verfehlte ihn aber. Im gleichen Augenblick verschwand er unter dem Strudel des Mühlrades.

Am letzten Tag, als sich Minna zur weiten Reise nach Königsberg aufmachte, wurde ihr schmerzlicher Abschied durch eine widerliche Begebenheit noch bitterer. Ganz Magdeburg strömte auf einen Anger hinaus. Dort sollte er junger Soldat, der seine Braut aus Eifersucht ermordet hatte, durch «das Rad von unten» hingerichtet werden. Ob die Liebesleute wohl daran dachten, daß auch zwischen ihnen oft Eifersucht umging? Als Wagner in die Magde-

burger Straßen zurückgekehrt war, als er sich einsam an den Wirtshausstisch setzte, und wo er sich auch hinwandte, überall wurden ihm grauenvolle Einzelheiten der Hinrichtung erzählt.

Mit eigenen Qualen im Herzen und durch solche Begegnungen noch weiter verdüstert, schieden Wagner und seine Braut von Magdeburg.

6

Minna war nun in Königsberg. Wagner blieb unterdessen in Berlin. Wieder einmal umgaukelten ihn allerlei Hoffnungen. Die Aufführung des «Liebesverbotes» im Königstädter Theater war so gut wie sicher. Wagner strahlte. Da würde er den Magdeburgern zeigen, was sie für Sauertöpfe gewesen waren. Leider gehörte diese Hoffnung Wagners zu den vielen, die sich nie verwirklichten. Im Handumdrehen brach das Kartenhaus seiner Siegeszuversichten zusammen. Der Theaterunternehmer Cers, den Wagner noch eben als Retter begrüßt hatte, entpuppte sich als Betrüger.

Aber das verursachte noch nicht die Hauptqualen dieser einsamen Wochen in Berlin. Zufällig kam Wagner einem gewissen Herrn Schwabe auf die Spur, mit dem Minna während der Magdeburger Zeit verkehrt war. Ohne Zweifel war ihr Wohlstand durch die großen Mittel dieses Kaufmanns zum mindesten mitbestimmt worden. Untreue ließ sich allerdings nicht beweisen. Im Gegenteil hatte Minna anscheinend seine Verbungen mit großer Standhaftigkeit zurückgewiesen. Aber es war doch ein recht unbehagliches Gefühl für Wagner, daß immer noch andere Männer um seine Braut herumswirrten.

Schon früher hatte Minna manch lockenden Antrag ausgeschlagen und jetzt sogar die Hand eines Mannes zurückgewiesen, der ihr ein Leben in Behagen und Uppigkeit bot. Das war ein schönes Zeichen für ihre Liebe. So treu war sie ihm also. Aber durfte er immer auf diese Standhaftigkeit rechnen? War es Schwabe nicht, dann konnte jeden Augenblick ein anderer auf der Bildfläche erscheinen; besonders jetzt, wo Minna allein in Königsberg saß.

Minna wiederum glaubte, ihr Herz fest in der Gewalt zu haben. Immer noch überlegte sie und stellte eine Rechnung nach der anderen auf. Von Kindheit an war ihr Hauptziel, dem Leben Sicher-

heit abzugewinnen. Dies schien ihr ja auch zu gelingen. Ihr Ruf als Schauspielerin wuchs. Schon mußte sie den Theatern nicht mehr nachlaufen, sondern die Direktoren kamen zu ihr. Aus Brandenburg, Bremen, Bamberg, Lübeck, Aachen, Leipzig, Berlin und Zürich trafen Anträge ein. Also war sie auf dem besten Wege zur großen Laufbahn. Der Sprung von der Provinz auf das erstrangige Hoftheater würde sicher bald glücken.

Aber nun war sie, fest gepanzert mit all diesen weisen Einsichten, an den jungen Musikdirektor Wagner geraten. Er hatte kein Vermögen und nach den zwei Magdeburger Wintern nicht einmal eine Anstellung. Seine Opern wollte niemand hören, und seine Konzerte wurden zum Gespött. Das einzige, wovon er bis ans Ende seiner Tage mehr als genug besaß, waren Schulden. Minna zweifelte, daß Wagner sich jemals den Verhältnissen anpassen würde, wie er sie vorfand, da er schroff ablehnte, Liebediener derer zu sein, die über ihn zu bestimmen hatten.

Wagner redete unendlich viel. Gott und die Welt griff er mit beispielloser Redlichkeit an. Sprach von Riesentaten und meinte damit offensichtlich seine Opernpartituren, die aber doch zunächst nichts als beschriebenes Notenpapier waren. Wie ein Mächtiger des Lebens kam er sich vor, und jetzt fehlte ihm sogar das Reisegeld nach Königsberg. So sah ihn Minna in den zweifelnden Stunden ihres Abwägens.

Sie hatte sicherer gehen wollen als sonst. Aber nun stand ihr der unsicherste Mann des Jahrhunderts gegenüber. Daß Wagner ein Genie war und daß dem Genie eigene Bahnen vorgeschrieben sind, daß sie als seine Lebenskameradin keine Sicherheit des Wohlstandes gewinnen würde, wohl aber die Sicherheit, daß ihr Name dereinst mit dem des Unsterblichen zusammen genannt würde, das alles konnte sie nicht begreifen. Es wäre ihr auch nicht sonderlich schätzenswert erschienen.

Minna war nicht geschaffen, den Ruf der Vorsehung zu vernehmen, der sie an die Seite dieses großen Geistes stellte. Wagners Gattin zu werden, war ihr keine Sendung. Nein, sie wollte heiraten wie jede andere Frau auch. Da mußte man sich den künftigen Ehegemahl nach allen Seiten hin gründlich betrachten.

Aber dann spürte Minna auch wieder, wie Richard sich nach ihr

sehnte. Ohne sie war er ein hilfloses Kind. Das schmeichelte ihrer Fraulichkeit. Denn mit ihren strengen Absichten war es gar nicht so weit her. Im entscheidenden Augenblick ging ihr weiches Gefühl doch mit ihr durch, war sie doch im Grunde ihres Wesens empfindsam, gütig und willig. Jeder, der sie kannte, rühmte ihr diese Eigenschaften nach.

Wagner konnte reizend, gemüthlich, liebenswürdig und damit unwiderstehlich sein. Alle Frauen waren von ihm bezaubert. Vielleicht würde er später wirklich ein großer Mann? Was das eigentlich ist, wußte Minna nicht genau. Jedenfalls würde er dann sehr reich. Aber selbst wenn alles anders käme, ihr half das nichts mehr. Denn sie merkte immer deutlicher, wie sie sich völlig vergeblich gegen diese Heirat sträubte.

Noch aus Königsberg schrieb sie ihm, daß doch eigentlich alle Voraussetzungen zu ihrer Ehe fehlten. Beide waren bettelarm; wovon wollten sie leben? Aber das machte gar keinen Eindruck auf Wagner. Er antwortete nur um so glühender. Minna hatte sich einmal in Magdeburg überrumpeln lassen. Ein Übermaß von Menschenkraft wäre notwendig gewesen, um sich seiner Leidenschaft jetzt noch zu entwinden.

Dies aber besaß Minna sicherlich nicht. Sie grübelte und grübelte, und schließlich blieb ihr doch nichts übrig, als sich dem Gang des Schicksals ruhig zu ergeben. Am Schluß ihrer vielen Erwägungen stand sie immer genau auf demselben Punkt wie am Anfang. Das ewige Hin und Her war jedenfalls schrecklich.

Wagner wiederum sah keinen anderen Menschen in seiner Nähe, dem er sich erschließen konnte. Er hatte eigentlich nie einen Vater gehabt. Immer waren Frauen um ihn gewesen. Jetzt kam es ihm vor, als wenn er aus dem warmen Nest der Mutter in die kalte und rauhe Welt hinausgefallen wäre. Darum schien ihm das Leben ohne die zarte Wärme einer Frau unerträglich.

Die keusche Schwesternliebe war zunächst in die überschäumende Sinnlichkeit seiner Jugendjahre umgeschlagen. In Minna vereinigte sich beides. Ihre Anmut und Schönheit erregten sein Begehren. Wenn sie ihm entgegentrat, glaubte er, einem der verlockenden und verwirrenden Phantasiegeschöpfe aus seinen frühesten Opern zu begegnen. Daß ihm dabei sein Künstlertum einen argen

Streich spielte, entdeckte er viel zu spät. Minna kam ihm aber auch häuslich und betulich entgegen. Traulicher war es bei der Mutter und den Schwestern auch nicht gewesen.

Das machte sie ihm so unentbehrlich. Wohl sah er bisweilen die Grenzen, die ihr gesetzt waren. Aber sie verwischten sich wieder. Denn er hatte nicht die Kraft, auf das Höhere zu warten, sondern hielt fest, was vor ihm stand.

Wagner wußte auch, daß er der Widerspenstigen Zähmung erreicht hatte, und war stolz darauf. Nur entging ihm, daß das Drama mit dem fünften Akt endet. Um sein eigenes Drama mit Minnas Zähmung schließen zu lassen, verpaßte er den rechten Augenblick. Schon ein Brief aus Magdeburg an seinen Freund Apel offenbarte seine Gedanken:

5. November 1835

... Mein Gott! Mein Gott! — Wenn ich modern sein wollte, wäre jetzt wohl der rechte Zeitpunkt da, den ich zur Trennung benützen könnte; — aber da sitzt's. Mir ist das Herz gebrochen, — recht bürgerlich gebrochen. — ...

Richard war also nicht besser als Minna imstande, den Vorhang jetzt fallen zu lassen und die Fortsetzung des Spieles zu verhindern. Aber seine Halsstarrigkeit sorgte dafür, daß in ihrem Drama ein sechster Akt und noch viele weitere Akte folgten. Er war es, der den Fortgang ihres Ringens herbeizwang.

Wagner freute sich fast, daß alle seine Berliner Hoffnungen zerronnen waren. Jetzt konnte er sich mit gutem Gewissen auf den einzigen Ausweg begeben, den ihm das Leben gelassen hatte. Es blieb ja nur noch die Reise zu Minna nach Königsberg.

Sie wohnte in einer ärmlichen Gasse, wie hier in Königsberg überhaupt alles einen jammervollen Eindruck auf Wagner machte. Am Theater gefiel Minna. Ihre Zukunft schien also gesichert. Aber was sollte ihr Bräutigam nun anfangen? Nächstes Ostern bekam er vielleicht die Stellung des Musikdirektors, nachdem er sich bei einer Orchesterprobe bewährt hatte. Aber dieses «Vielleicht» war für den Schaffensdämon ein schwacher Trost. Seine klägliche Rolle als Verlobter der Primadonna spielen zu müssen, empfand er als harte Zumutung. Dies unerfreuliche Dahinleben trug auch nicht

dazu bei, die Spannungen zwischen den Seelen des seltsamen Brautpaares zu lösen. Sie wuchsen im Gegentheil von Tag zu Tag.

Unglückseligerweise fand Wagner noch einmal Briefe des Magdeburger Kaufmanns Schwabe an Minna. Alle Qualen der Eifersucht begannen wieder und nun schlimmer denn je. Rasende Wut überfiel ihn. Mit dem festen Entschluß, sie sofort für alle Zeiten zu verlassen, trat er vor die Braut. Immer mehr übersteigerten sich seine Vorwürfe. Ohne es zu merken, sprudelte er phantastische Behauptungen heraus, die völlig unbeweisbar waren und zu denen Minna auch niemals Anlaß gegeben hatte. Seine Maßlosigkeit fand keine Grenzen.

Das ging so lange, bis Minna schluchzend und tränenüberströmt zusammenbrach und sich in Krämpfen wand. Jetzt erwachte Wagner und sah, was sein Toben angerichtet hatte. Wie ließ sich das Unrecht anders gutmachen als durch herzliche Bitten um ihre Vergebung? Den Himmel auf Erden versprach er nun für ein gütiges Lächeln. Minna ließ sich meist recht lange bitten.

Aber dann kam das Herrliche: die Versöhnung. Wagner genoß diese Stunden immer als die freundlichsten in seinem Zusammenleben mit Minna. An Recht oder Unrecht dachte jetzt niemand mehr. Er war eitel Freude, daß so liebevolle Verträglichkeit zwischen ihnen herrschte. In solchen Zeiten kamen ihm die reichsten Anregungen zum Schaffen. Vor allem fand er dann am ehesten Ruhe, die beständig in ihm wachsenden Pläne auszuarbeiten. Zwistigkeiten dieser Art gab es nicht nur einmal bei ihnen, sondern sie folgten sich schließlich mit großer Regelmäßigkeit.

Es war eben so: Wagner wollte siegen, mußte siegen. Undenkbar, den Sturm seiner Leidenschaft einmal zu unterdrücken. Er konnte nicht aufhören. Erst mußte Minna wie ausgelöscht vor ihm liegen. In diesem Augenblick sprang sein Inneres um. Jetzt blickte er voll Mitleid auf das arme Wesen, tröstete es und trug das Leid mit ihm, indem er sich die Schuld von beiden auflud. So wurde das Leiden für ihn eine Selbstverständlichkeit und schließlich sogar eine Notwendigkeit.

Irgend etwas Endgültiges mußte jetzt geschehen. Es war undenkbar, daß Wagner immer an der Seite der ersten Schauspielerin weiterlebte, bis sich eine Anstellung für ihn fand. Da sie nun einmal dort oben zusammenhausten, brauchte aber nicht lange erwogen zu werden, was geschehen mußte. Es gab nur eines: die Heirat.

Gewiß drangen zu Wagner warnende Stimmen. Aber er überhörte sie absichtlich. Die Zukunft würde lösen, was jetzt noch trennend zwischen ihnen lag. Freie Sinnlichkeit, der seine ersten Opern gegolten hatten, und fesselloses Leben erschienen ihm jetzt als Geschmacksverirrungen, die er aus innerem Reifen überwunden hatte. Es waren Irrtümer gewesen, die den wirklichen Gesetzen des Lebens widersprachen. Bindung der Liebe in Bürgerlichkeit hielt er nun nicht mehr für eine Fessel, sondern sie dünkte ihm jetzt die beste Gewähr für das Bestehen seiner Neigung und für das Gedeihen seines Schaffens.

Minna hatte seine Lebensrichtung also gründlich gewandelt. Vielen wollte es so scheinen, als habe sie ohne jeden Einfluß neben dem Genius hergelebt? Hier wird die Einseitigkeit dieser Mutmaßung offenbar. Die Wahrheit ist: Fee Amorosa hatte dem genialen Jugendstürmer Geschmack an der Bürgerlichkeit beigebracht.

So machte sich nun das seltsame Brautpaar daran, die nötigen Papiere für seine Heirat zu beschaffen. Dabei gab es eine große und nicht unbedenkliche Überraschung. Daß Minna bereits Mutter war, hatte sie schon gebeichtet. Nach innerem Kampf siegte das Mitleid in Wagner. Er vergab ihr und gewöhnte sich an den Gedanken seiner mütterlichen Braut.

Aber nun kam auch noch ihr wirkliches, bisher vertuschtes Alter heraus. Sie war nicht ein Jahr jünger, sondern vier Jahre älter als ihr Bräutigam. Er stand im dreiundzwanzigsten, sie schon im siebenundzwanzigsten Lebensjahr. Das hatte allerdings noch niemand gemerkt. Alle sprachen von dem schönen und jungen Fräulein Plauer. Schon oft war er um seine reizende Braut beneidet worden.

Minna liebte ihn, wenn auch nicht mit allzu stürmischer Leidenschaft, so doch mit der ganzen Innigkeit, zu der ihr Wesen fähig war. Gewiß würde sie ihn nach Jahrzehnten ebenso lieben. Was

machten da die wenigen Jahre Unterschied aus? Schien es nicht gleich, wer von ihnen älter oder jünger war? Darum durfte man die Jahreszahlen mit gutem Gewissen etwas austauschen. Es nahm sich auch den Freunden und Verwandten gegenüber entschieden besser aus, wenn die Braut jünger war als der Bräutigam. Ohnehin wollten die Einflüsterungen gegen ihre Heirat nicht verstummen.

Mit dem Geburtsjahr Minnas war es überhaupt eine eigene Sache. In Wahrheit erblickte sie 1809 das Licht der Welt. Jetzt, bei der ersten Verjüngung, machte Wagner 1814 daraus. Ein paar Jahre später gab Minna als Geburtsjahr 1815 an. Und am Ende ihres Lebens ließ sie in der Dresdener Einwohnerliste 1817 eintragen. Im Laufe der Jahrzehnte war Minna also um acht Jahre jünger geworden.

Die Mutterschaft und die falsche Altersangabe Minnas bereiteten Wagner aber nicht die einzigen und nicht die schlimmsten Sorgen. Etwas anderes quälte ihn noch mehr. Oft hatte er ihr von seinen Werken gesprochen und aus seinen Dichtungen vorgelesen. Gewiß nahm sie an allem Anteil. Aber eine Regung wirklich tiefen Verständnisses hatte er eigentlich nie beobachten können. Jetzt machte sich bei Minna das Fehlen einer wahren Bildung bemerkbar. Ihre schwere Jugend war schuld daran. Das wollte auch Wagner als Entschuldigung gelten lassen. Sie würde sich ohne Zweifel in seine Gedankenwelt einleben, wenn sie dem oberflächlichen Theaterbetrieb erst einmal fernbliebe und ganz die Seine wäre. Und wenn es wirklich Dinge gab, die ihr für alle Zeit verschlossen bleiben mußten, so wollte er sie von nun an nicht mehr damit quälen. Das Leben war weit. Noch viel anderes konnte verbindend zwischen ihnen liegen. War es überhaupt gerecht, von seiner Gefährtin auch nur annähernd die eigene umfassende Geisteskraft zu erwarten? Nein! Man durfte von seiner Frau nicht zuviel verlangen.

Das eine Gute hatte übrigens das Leben hier oben im Norden: Wagner brauchte seine Verwandten wegen seiner Entschlüsse nicht um Rat zu fragen. War die Heirat erst einmal vollzogen, dann würden sie sich gewiß in seine Entscheidung fügen. Aber an die Eltern der Braut mußte er schreiben. Da Minna nach ihren eigenen Angaben 1814 geboren war, stand sie im 22. Lebensjahr, war also nach den

damaligen Gesetzen noch unmündig. Darin lag die Rehrseite ihres kleinen Schwindels. Nun mußten sie eine schriftliche Heiratsverlaubnis ihrer Eltern vorlegen.

Die braven Leute antworteten in ihrer einfachen Art:

Dresden, den 27. Oktober 1836.

Verehrter Herr Musikdirektor!

Ihr geehrtes Schreiben vom 9ten dies. Mon. haben wir richtig erhalten und säumen nicht länger, dasselbe zu beantworten. Allerdings wurden wir durch die Nachricht, die Sie uns darinnen gaben, überrascht; aber unsere Freude wurde deshalb nur größer und für unsere Herzen wohlthuender. Mit innigem Vergnügen geben wir zu Ihrer ehelichen Verbindung mit unserer geliebten Tochter Minna unsere volle Zustimmung und hiermit unseren elterlichen Segen aus der Ferne, und haben zu Ihnen das gute Zutrauen, daß Sie durch wahre und treue Liebe unsere gute Tochter gewiß glücklich machen werden, sowie wir auch diese herzlich bitten und ermahnen, stets und in allen Verhältnissen des Lebens den Pflichten nachzukommen, die sie in dieser Stunde ihrer ehelichen Einsegnung vor Gott dem Allwissenden übernehmen wird. Gewiß, unsere herzlichsten und aufrichtigsten Wünsche werden Euch Beide bei diesem so wichtigen Wendepunkte des Lebens segnend begleiten, und nichts soll uns größere Freude bereiten, als wenn wir recht bald in Ihnen und unserer Tochter ein glückliches und zufriedenes Ehepaar in unserer Mitte begrüßen können. So leben Sie wohl, grüßen und küssen Sie unsere liebe Minna von uns und den Ihrigen, die sich auch Ihnen empfehlen, und denken Sie stets mit Liebe an

Ihre

Sie segnenden Schwiegereltern

Gotthelf Planer

Christiana Planer.

Auch diese Schwierigkeit war also beseitigt. Möglicherweise wäre Wagner in einem versteckten Winkel seiner Seele gar nicht böse gewesen, wenn sich irgendwo unüberwindliche Schranken entgegengestemmt hätten. Aber das Schicksal tat ihm diesen Gefallen weder hier noch bei dem Aufgebot in Magdeburg, das nach dem damali-

ren Brauch notwendig war. Von dort kam eine Bescheinigung, daß niemand Anspruch auf Minna erhob. Ubrigens hätte Wagner jedes neue Hindernis doch überrannt. Je mehr warnende Stimmen zu ihm drangen, um so leidenschaftlicher wollte er diese Hochzeit erzwingen.

Mit den Urkunden in der Hand begab sich das Brautpaar zu einem Besuch bei dem Pfarrer. Dabei wäre das Schicksal in letzter Stunde beinahe doch noch trennend zwischen sie getreten. Als Richard Wagner und Minna Planer an einem kalten Novembertag in dem häßlichen und schmalen Gang des Pfarrhauses standen, um vorgelassen zu werden, gerieten sie wieder einmal in eine ihrer üblichen Streitereien. Es ging um die läppische Frage nach dem Gewand, das Minna am Abend zur Benefizvorstellung als Fenella in Aubers «Die Stumme von Portici» tragen sollte. Beide überschütteten sich mit Vorwürfen. Immer häßlichere Giftworte sprudelten hervor. Wieder boten sie das Bild von zwei unerbittlichen Kampfhähnen. Keiner hörte auf den anderen. Jetzt wollte das Brautpaar gerade auf Nimmerwiedersehen auseinanderlaufen. Da öffnete sich die Türe der Pfarrei. Der Herr Prediger stand gütig lächelnd vor ihnen und bat sie, bei ihm einzutreten.

Was blieb übrig, als gute Miene zum bösen Spiel zu machen? Die Zügellosen schlichen in den Pfarrraum und beantworteten die gestellten Fragen. Die Trauung wurde auf den nächsten Tag, auf Sonnabend, den 24. November 1836, mittags 1 Uhr, festgesetzt.

Wagner hielt es für ausgeschlossen, daß nun nicht Jahre des Wohlstands und sogar des Reichthums anbrechen sollten. Darum hatte er eine kleine Wohnung gemietet und diese recht behaglich ausgestattet. Weil beide ohne Vermögen waren und die Einnahmen von Minnas Benefizvorstellung nicht allzuweit reichten, mußten Möbel und Hausgerät auf Abzahlung mit hohen Zinsen gekauft werden. Minna hatte gegen diese Art der Anschaffung Bedenken. Solche unsicheren Geschäfte lagen ihr nicht. Darum feilschte sie um jedes einzelne Stück. Dieses und jenes war vorderhand gewiß nicht notwendig. Aber Wagner bestand auf der Anschaffung. Bedächtigkeit und Wagemut konnten sich wieder einmal nicht in der Mitte finden. Unter vieler Pein siegte stets der Wagemut.

Der Tag der Trauung kam heran. Wagner schloß dem großen Ereignis in der neuen Wohnung entgegen, wenn auch nicht in dem festlich hergerichteten Brautbett, sondern auf einem alten steinharten Kanapee. Am frühen Morgen des Hochzeitstages kamen Kisten und Koffer mit Minnas Gut. Das erfüllte Wagner mit frohen Hoffnungen für das kommende häusliche Glück.

Allerdings gab es auch in dieser feierlichen Stunde wieder Streit. Wagner hatte angeblich den Ofen schlecht geheizt. Das trug ihm schwere Vorwürfe seiner Braut ein. Um solchen Kram machten sich diese Menschen das Leben schwer. Nüchternster Alltag blieb dem Genie selbst an diesem Tage nicht fern.

Am Vormittag brach die Sonne durch den grauen Novemberhimmel. Wagner machte sich auf, um seine Braut in der vornehmen Hochzeitskutsche abzuholen. Minna trug ein neues Kleid, das im wesentlichen nach seinen Entwürfen gearbeitet war. Es stand ihr reizend. Gewiß hatte Königsberg seit langem keine so bildschöne Braut gesehen. Der Bräutigam blickte ihr glücklich in die Augen. Er trug einen neuen dunkelblauen Frack mit goldenen Knöpfen.

Die Kirche nahm sich aus wie die Oper bei einer Erstaufführung. War die theatralisch aufgeputzte Gemeinde auch recht zahlreich, so blieb sie doch den beiden Menschen, um die es hier allein ging, innerlich fremd. Wenigstens empfand es Wagner so. Minna dagegen genoß wohl in vollen Zügen diesen Brunk.

Während des feierlichen Aktes wanderten Wagners Gedanken in weite Fernen. Wahrheit wurde ihm zum Traum. Von der Predigt hörte er nicht viel. Später wurde ihm berichtet, der Pfarrer habe allerlei Bedenkliches gesagt. Er hatte nämlich von einem Freund in leidenschaftlichen Zeiten gesprochen, den sie beide bisher wohl noch nicht kennengelernt hätten. Wagner horchte bei dieser Stelle auf, weil er glaubte, der Prediger würde nun den Namen des Förderers nennen, der weiß Gott was für ihn tun wollte. Der Pfarrer hatte aber mit dem wahren Freund natürlich Jesus Christus gemeint. Wagner fand das enttäuschend. Es lag in seiner damaligen Denkart, daß er einen hilfreichen Gönner wesentlich eifriger begrüßt hätte als die Anteilnahme des himmlischen Freundes. Aber all das hörte er eben nur wie im Traum.

Wagners Stief-
schwester Cäcilie war
seine liebste Gespie-
lin in der frühen
Jugend. Einmal ge-
rieten sie bei einem
Spaziergang an der
Elbe in einen furcht-
baren Regen. Da
gab Richard seinem
Stieffschwesterchen,
das barfuß ging, den
einen seiner Schuhe.
Die beiden nackten
Füße stellten die
Geschwister überein-
ander, um sich ge-
genseitig zu wärmen.
(Links.)
Ein andermal trie-
ben sie mit einem
ausgehöhlten Kür-
biskopf, in den sie ein
Licht stellten, Scha-
bernaß. (Rechts.)
Nach Skizzen von
E. B. Riek.

Richard und Cäcilie

In München am 1. März 1874

Richard Wagner hat diesem zum Geburtstagsgeschenk
sein Bild von Richard und seiner Schwester Cäcilie geschenkt

W 433a

Dieser Mann ist mein Onkel (Richard Wagner)
zu seinem Geburtstag - Erinnerung an den Geburtstag
von Richard Wagner. - Paris - 19. April 1874

W 433b

Bohnhaus Richard Wagners in Bad Lauchstädt. Im Flur dieses Hauses lernte er Minna Planer kennen. Das Fenster rechts unten gehörte zu seinem Zimmer. Von hier aus führte der Musikdirektor mit der jugendlichen Liebhaberin das nächtliche «Romeo und Julia»-Gespräch.

Sächs.
Landes-
Bibl.

Jetzt sollten die Trauringe, für die sie gestern am Polsterabend gerade noch das Geld zusammengescharrt hatten, auf das hingereichte Gebetbuch gelegt werden. Minna tat das freudig, denn das war ja der Höhepunkt im Leben aller Bürgerinnen. Der Bräutigam aber dämmerte vor sich hin. Minna mußte ihn anstoßen, ihn erst wieder zu sich rufen . . .

Wagner hatte in diesen Augenblicken eine seltsame Vorstellung. Er sah sein ganzes Wesen in zwei Strömen übereinanderfluten. Hier der Känder und Schöpfer in ihm, der das strahlende Sonnenlicht erblickt, der ungeahnte Bezirke des Menschseins erforscht und darum ewige Wahrheiten zu gestalten vermag. Darunter zog träge der bürgerliche Mensch einher, der soeben eine in jedem Fall folgen schwere gesetzliche Bindung einging. Vielleicht enthält der Traum, der Wagner in diesen entscheidungsvollen Augenblicken durch die Seele zog, den Schlüssel zu seinem tiefsten Wesen.

Der Ehebund war nun geschlossen. Als Bestätigung überreichte ihnen der Pfarrer eine mittelalterlich muffige Urkunde, die Bäckermeister Rothner geschrieben haben könnte:

Juram. cölibatis

Ich Wilhelm Richard Wagner

Ich Christine Wilhelmine Planer

schwöre zu Gott dem Allmächtigen einen leiblichen

Eid, daß da ich

die demoiselle Christi. Wilhelmine Planer

den H. Wilhelm Richard Wagener

zu heiraten Willens bin, ich nirgend verheiratet gewesen noch mich mit irgend einer anderen Person öffentlich im Beisein eines Predigers versprochen habe. So wahr mir Gott helfe durch Jesum Christum. Amen.

Wilhelm Richard Wagner. Musikdir.

Christine Wilhelmine Planer.

175

den

Wilhelm vier- u. zwanzigsten November ist der Musikdirector am
Richard hiesigen Theater H. Wilhelm Richard Wagener 24 Jahre
Wagner alt, mit Demoiselle Christine Wilhelmine Planer 23 Jahre
alt, des in Dresden annoch lebenden Mechanikus H. Gott-
helf Planer 3t. Tochter kopuliert worden.

Sponsus hat noch eine Mutter am Leben in Dresden und versichert den 22t. Mai 1812 geboren zu sein. Sponsa hat die Einwilligung ihrer Eltern de dato Dresden d. 27. Oktober c. erhalten, welches vom dortigen Waisenhausprediger Steinert bescheinigt, ist und ist ad acta genommen. Das Proclamations-Attest aus Magdeburg vom 6. November ist beigeschlossen und ebenfalls beigelegt.

Diese amtliche Bescheinigung stellt insofern etwas Besonderes dar, als in ihr nicht eine einzige Jahreszahl der Wahrheit entspricht.

Nach der Trauung stürmten die Glückwünschenden mit ihrem schwirrenden Gerede auf das junge Paar zu. Später stellten sich in der festlich hergerichteten Wohnung Freunde und Bekannte mit vielen Geschenken ein. Vor allem zierten ein wertvolles Kuchenkörbchen und eine Zuckerdose, beide aus Silber, den Gabentisch. Manche sahen wohl mit Neid auf die Jungverheirateten und staunten die prächtigen Geschenke an. Keiner ahnte, welch trauriger Bestimmung diese kleinen Kostbarkeiten entgegengingen.

Minna hatte für ein reiches Mahl gesorgt, Champagner stimmte die Herzen der Anwesenden fröhlich. Auch Wagner jagte schließlich alle bisweilen auftauchenden Bedenken zum Teufel und gab sich seiner guten Laune hin.

Natürlich mußte den Gästen eine besondere Festüberraschung geboten werden. Für die Verhältnisse des jungen Kapellmeisters ohne Anstellung fiel sie sogar etwas üppig aus. Jeder der Anwesenden erhielt ein rosaseidenes Damasttaschentuch. Darauf war ein Festgedicht gedruckt. Die Verse muten allerdings zu flebrig an, als daß Wagner sie erdacht haben könnte.

Wenn Dir die Kunst auch holde Blumen winde*
 Zum Kranze, der Dein Haupt so freundlich schmückt,
 Wenn Deine Leistung Anerkennung findet
 Und ungeteilter Beifall Dich entzückt! —
 So welkt der Lorbeer; Ruhm und Schönheit schwindet,
 Nur Liebe ist's, die ewig uns beglückt,
 Darf erst zum Lorbeer sich die Rose neigen,
 Dann nennst Du wahres Glück mit recht Dein eigen.

Wohl Dir! — Du hast den treuen Freund gefunden,
Der Lust und Leid mit Dir von Herzen teilt;
Und neben Deines Lebens trüben Stunden
Als Trost und Schirm an Deiner Seite weilt.
Wenn Reid und Undank je Dein Herz verwunden,
Führt Liebe Dich, die alle Schmerzen heilt;
Doch wollen Freundeswünsche auch begleiten
Den Herzensbund, und Segen Euch bereiten.

Wenn dann Dein Gatte hier im Reich der Töne,
Uns leitet in der Harmonien Land;
So stellst Du uns des hohen Dichters Schöne
Lebendig dar im Bild, das er erfand.
Daß manchen Dichter auch der Lorbeer kröne,
Reicht ihm der Künstler gern die Bruderhand;
Was Schiller, Goethe, Lessing Hohes sangen,
Mög' oft durch Dich als Wahrheit uns umfängen.

In Fröhlichkeit klang ihre Vermählungsfeier aus. Nun würde das Leben dem jungen Ehepaar gewiß bald sein neues, strahlendes Gesicht zeigen.

Es zeigte sich bereits am nächsten Vormittag. Noch müde von dem gestrigen Hochzeitstaumel mußte sich Wagner auf dem Stadtgericht einfinden, um die Klagen seiner alten Magdeburger Gläubiger entgegenzunehmen.

Hierbei spielte er wieder einen tollen Streich. Gestern bei der Trauung schien ihm die Berufung auf das Sächsische Gesetz angebracht, das seiner Geburt nach für ihn gültig war. Dieses Gesetz erkannte ihn als mündig. Als Unmündiger hätte er nämlich für die Heirat Erlaubnis bei seiner Mutter einholen müssen, wegen der vielen Leipziger Verwandten ein unerträglicher Gedanke. Gestern mußte er also mündig sein. Heute aber brachte die Unmündigkeit größere Vorteile, denn sie schloß seine Verurteilung aus. Nach den Bestimmungen des Preussischen Gesetzes galt er nämlich noch zwei Jahre als unmündig. Darum berief er sich jetzt auf dieses Preussische Gesetz, das für ihn ja gültig sei, weil er seine Schulden in preussischen Gebieten gemacht habe.

Der Vorsitzende des Gerichtes kannte Braut und Bräutigam. So

eine Hochzeit am Theater war selbstverständlich in aller Leute Mund. Ihm schienen auch die näheren Umstände vertraut zu sein. Darum konnte er über Wagners schlau erdachtes Spiel nur lächeln. Lange ließ sich das Unglück mit solchen Finten natürlich nicht aufhalten.

8

Nun hatte also Richard Wagner die langersehnte Häuslichkeit. Er durfte Minna seine Frau nennen. Alle leidenschaftlichen Wünsche waren erfüllt. Jetzt konnte das Leben beginnen.

Nur eines fehlte: Arbeit und Tätigkeit. Vor nächstem Frühjahr ließ sich wegen Wagners Anstellung als Musikdirektor nichts Bestimmtes abschließen. Da hatte er viel Zeit zum Komponieren. Wirklich entstand in den nächsten Wochen die Ouvertüre «Rule Britannia», bei der es am Ende mit Hilfe eines zweiten Orchesters wieder eine erstaunliche Wirkung geben sollte. Eine andere geplante Ouvertüre, «Napoleon», kam allerdings nicht zur Ausführung. Dafür arbeitete Wagner an einem neuen Opernbuch: «Die glückliche Bärenfamilie». Hier wollte er seinem Bruder Julius, dem Goldschmied, ein Denkmal setzen. Aber in der schrecklichen Ungewißheit seiner Lage stellte sich die rechte Stimmung zum Komponieren nicht ein.

Denn außer Amt und Tätigkeit fehlte noch etwas anderes: Geld, Geld und wiederum Geld! Das Königsberger Theater stand, genau wie seinerzeit das Magdeburger, vor dem Zusammenbruch. Wer konnte sagen, ob sich der Betrieb überhaupt bis zu dem Zeitpunkt weiterschleppen ließ, an dem Wagners Tätigkeit beginnen sollte? Er tat sein Bestes und lief zu allen Sängern und Sängerinnen, um sie zu überreden, auf einen Teil ihres ohnehin schon knappen Gehaltes zu verzichten. Begreiflicherweise trug das nicht zu seiner Beliebtheit bei. Es kam ihm auch selbst hart an. Minnas Gehalt reichte gerade fürs tägliche Leben. Die Abzahlung der Möbel mußte da natürlich unterbleiben. Wagner geriet wieder in die größte Bedrängnis.

Der von Tag zu Tag auf Tätigkeit wartende Ehemann, dem der Ehrgeiz auf den Fersen brannte, dazu der chronische Geldmangel — das war ein schlechter Boden für ihre junge Ehe. Die Streitereien wurden denn auch immer häufiger und leidenschaftlicher. Offensicht-

lich trieben die Eheleute schneller einem Unheil zu, als es auch der ärgste Zweifler hätte voraussehen können.

Ein halbes Jahr nach ihrer Trauung, am 31. Mai 1837, ging Wagner am frühen Morgen zur Probe, denn seine Musikdirektortätigkeit hatte endlich begonnen. Außerdem wollte er verschiedenes in der Stadt besorgen. Seine junge Frau pflegte sich seit je zärtlich von ihm zu verabschieden. Aber heute waren Minna und ihre jüngere Schwester, oder vielmehr ihre Tochter Natalie, die Wagner ins Haus genommen hatte, besonders herzlich. Sie umarmten und küßten ihn immer wieder mit verweinten Augen. Wagner fragte ein paarmal nach den Gründen für dieses seltsame Betragen. Die Antwort bestand immer nur in neuen Tränen und Küßen. Im Drang seiner Geschäfte aber vergaß Wagner diesen Auftritt bald.

Am Nachmittag kam er nach Hause und wunderte sich, daß der Mittagstisch noch nicht gedeckt war. Auch Minna und Natalie ließen sich nirgendwo sehen. Die Magd beteuerte, beide Damen seien schon am Vormittag ausgegangen. Wagner machte sich Gedanken über diese neue Sonderlichkeit.

Um etwas auszuruhen, setzte er sich an Minnas Nähtischchen, zog halb in Gedanken einen Schub hervor und fand ihn leer. Er stürzte an den Kleiderschrank — leer! Die Truhe — leer! Alles — leer! Kein Zweifel: Minna war mit Natalie auf und davon. Und sie hatten das so geschickt angestellt, daß nicht einmal die Magd die Wahrheit ahnen konnte.

Nach dem traurigen Grund ihrer Flucht brauchte Wagner nicht lange zu forschen. In der letzten Zeit hatte ein reicher Kaufmann namens Dietrich viel mit ihnen verkehrt. Er konnte üppige Gastereien veranstalten, und Minna hatte wegen des Ansehens für nötig befunden, an ihnen teilzunehmen. Wagner mußte deswegen schon einmal bösen Stadtklatzch über sich ergehen lassen. Außerdem war ihm aufgefallen: was er mit Minna besprach, konnte Dietrich nach ein paar Tagen in der Stadt herumerzählen, doch wohl, weil es Minna ihm berichtet hatte. Als Dietrich in seiner Wohnung von Wagner darüber zur Rede gestellt wurde, wußte Minna im Handumdrehen davon. Also war sie mit Dietrich im Einverständnis, und offensichtlich bestanden zwischen ihnen sogar weitgehende Vertraulichkeiten.

Darum mußte das Schlimmste befürchtet werden. Ein guter, alter

Theaterbekannter und Freund von Wagner, namens Möller, brachte schnell heraus, daß Dietrich Königsberg am Morgen in Richtung Berlin verlassen hatte. Ohne Zweifel war Minna an der Seite ihres «Freundes» abgereist, um sich für immer von ihrem Gatten zu trennen.

Wagner erschraf zu Tode. Bittere Enttäuschung über Minna brach in ihm auf. Das war nun seine Ehe! Schon nach einem halben Jahr lief ihm die Frau davon, um die er so heiß gerungen hatte. Gewiß litt auch Minna. War sie überhaupt allein schuldig? Oder hatte er sie mit allzuviel Vorwürfen und mit seinen Heftigkeiten selbst verjagt? Wie unglücklich mußte sie sein, bis sie sich zu einem solchen Verzweiflungsschritt entschließen konnte!

Selbstverständlich durfte Minna nicht ihrem Schicksal überlassen werden. Unter allen Umständen mußte er sie zurückgewinnen. Also auf und ihr nach!

Leider besaß Wagner im Augenblick gar kein Geld. Darum hieß seine erste Aufgabe: bei Freunden und Bekannten in aller Eile das Nötige zusammenborgen. Außerdem war er so geistesgegenwärtig, einige Kostbarkeiten einzustecken. Viel mehr als die silberne Zuckerdose und das Kuchenkörbchen, jene reizenden Hochzeitsgeschenke, kam allerdings nicht in Frage.

Nun ging es mit der Extrapost den Fliehenden nach. Kein Preis war für Wagner zu hoch. Die vor ein paar Stunden abgegangene Eilpost mußte unter allen Umständen eingeholt werden. Sicher waren Minna und Natalie ein oder zwei Haltepunkte hinter Königsberg in den Wagen ihres Verführers eingestiegen.

Als am nächsten Morgen die dämmrige Frühlingssonne langsam heraufkroch, kam Wagner in Elbing an. Die Post nach Berlin war schon fort, sein Plan also mißlungen. Niemand wußte etwas von Minna. Sie blieb für ihn verloren.

Die paar Taler, die er sich in Königsberg zusammengeborgt hatte, waren für die teure Extrapost draufgegangen. Die Fortsetzung der Verfolgung mußte darum aufgegeben werden. Nun stand Wagner verlassen und ohne Geld in dem traurigen Neste Elbing und mußte zu allem noch froh sein, wenn er mit der gewöhnlichen Schlenderpost nach Königsberg zurückkam. Dies war der Augenblick, wo die silberne Zuckerschale und das Kuchenkörbchen ihre wahre Bestimmung

auf dieser Erde offenbarten. Beide wurden ohne Bedenken versetzt. Der Erlös reichte gerade für das Postgeld nach Königsberg.

Wagner war bis in alle Tiefen der Seele erschüttert. Diese Rückfahrt nach Königsberg erschien ihm noch nach Jahrzehnten als eine der traurigsten Reisen seines ganzen Lebens. Um keinen Preis wollte er noch länger hierbleiben. Minnas Flucht war natürlich bekannt geworden. Sie bot den Klatschmäulern in ganz Königsberg einen selten ergiebigen Stoff. Die Kollegen traten ihm mit spöttischem Grinsen entgegen. Der gehörnte Herr Musikdirektor! Welch ein Spaß!

Außerdem waren die Gläubiger hinter ihm her. Zu den alten aus Magdeburg kamen die neuen aus Königsberg, denen er beinahe die ganze Wohnungseinrichtung schuldete. Das war nicht zu ertragen. Wagner ließ alles stehen und liegen, auch seine Tätigkeit, auf die er so lange gewartet hatte. Die Fahrkosten nach Dresden mußte er sich natürlich wieder zusammenborgen und lief darum von früh bis abends in dem nun noch viel trostloseren Königsberg herum. Kaum war das Reisegeld beieinander, da verschloß Wagner die Wohnung und brach nach Dresden auf. Dort hoffte er, Minna bei ihren Eltern zu finden.

Auf der langen Fahrt durch eine Landschaft, die ihn anwiderte, wurde sein Gemüt immer weicher. Ihre junge Ehe war eben allzu vielen Belastungen ausgesetzt gewesen. Vor allem durfte Minna nichts mehr mit dem Theater zu tun haben. Sie sollte nur Hausfrau sein und sich ihm ganz widmen können. Mußte er überhaupt an ihre Untreue glauben? Minna hatte es bei ihm nicht mehr ausgehalten und darum die Hilfe eines uneigennützigen Freundes angenommen, der sie vielleicht nur zwei Poststationen weit begleiten wollte. Dann war er sicher umgekehrt, während Minna zu ihren Eltern weiterreiste. Würde sie wirklich Natalie, die damals elf Jahre alt war, zu einem Liebesabenteuer mitgenommen haben? Daß sich junge Ehefrauen in die neuen Verhältnisse nicht gleich einfügen können und verängstigt in den Schoß des Elternhauses zurückfliehen, war vielleicht gar nichts so Ungeheuerliches. Das kam gewiß oft vor! Außerdem hatte er sicher auch schuld an dem Unglück. Zweifellos war es nicht leicht, mit ihm auszukommen.

Als Wagner langsam auf Dresden zu fuhr, war längst nichts mehr

von dem rächenden Ehemann in ihm. Nein, er freute sich auf Minna und hatte die beste Absicht, von nun an vernünftiger mit ihr umzugehen.

Nach der tagelangen Fahrt trat er müde, zerschlagen und doch hoffnungsvoll in die ärmliche Wohnung der Eltern. Minna war in der That hier und kam ihm demütig und schuldbewußt entgegen. Aus ihren Worten klang innige Reue. Sie sagte natürlich auch, daß nur seine aufbrausenden Hestigkeiten Ursache zu ihrer Flucht gewesen seien, beileibe nichts anderes. Unversehens wurde Wagner also wieder zum Hauptschuldigen. Er schien selber davon überzeugt, daß ihm vielleicht auch manche andere dabongelaufen wäre.

Was nun werden sollte, blieb zunächst unbesprochen. Wagner erwähnte nur beiläufig, daß er die besten Aussichten habe, in Riga unter günstigen Umständen für die nächste Spielzeit als Musikdirektor angestellt zu werden. Dies machte auf die Eltern einen günstigen Eindruck, denn zunächst hatten sie den Herrn Musikdirektor keineswegs freundlich aufgenommen. Wie es mit den beiden gekommen war, das stimmte allzu wenig mit den frohen Hoffnungen und Wünschen ihres Hochzeitsbriefes überein. Im ganzen waren es recht peinliche Tage für alle Beteiligten.

Wagner drängte auf keine Entscheidung. Er wollte erst den Rücken freihaben, um dann Minna und den Eltern bestimmte Vorschläge für die Zukunft zu machen. Darum fuhr er noch einmal nach Berlin, schloß den Vertrag für Riga ab und kehrte so rasch wie möglich nach Dresden zurück. Jetzt sah alles ganz anders aus. Mit dem unterschriebenen Vertrag über soundsoviel Gage in der Tasche war er gleich ein erheblich besserer Gatte und Schwiegersohn als vordem. Offensichtlich ging es mit Wagner doch bergan. Dies trug viel dazu bei, daß sich beide Eheleute wieder zusammenfanden. Nun, wo es ihnen besser gehen würde, wollten sie die trübe Vergangenheit überwinden und noch einmal ganz von vorn anfangen.

Nach so vielen Stürmen hatten sie vor allem Erholung nötig. Wagner war oft stromaufwärts gewandert und dabei auf einen kleinen Gasthof weit draußen vor der Stadt in Blasewitz aufmerksam geworden. Dort mieteten sie für ein paar Wochen und wollten sich nun in Liebe und Güte all die geschlagenen Wunden ausheilen. Von dem Vergangenen sollte mit keiner Silbe mehr gesprochen werden.

Minna übernahm wieder die Sorge für den Alltag. Wagner ging seinen Arbeiten nach und genoß die erfrischende Natur des lieblichen Elbtales. Im Herbst würden sie froh an die Arbeit gehen können, so dachten sie.

Leider verfiel Minna nach einiger Zeit in reizbare Stimmungen. Sie sprach davon, wieder ein Engagement als Schauspielerin annehmen zu wollen. Dabei war gerade ausgemacht worden, daß sie sich von nun an ganz dem Haus widmen sollte. Ihr Dazuverdienen erübrigte sich jetzt, weil ihr Mann als Musikdirektor in Riga ein durchaus genügendes Gehalt beziehen werde. Wagner redete ihr diese neue Torheit aus. Aber dann saß Minna doch wieder, bange vor sich hindämmernd, in ihrer kleinen Stube. Die trauliche Stimmung war schnell verflogen.

Eines Tages erzählte sie, ihre Freundin habe sie aufgefordert, an einer kleinen Vergnügungsreise teilzunehmen. Ob Richard ihr das wohl gestatte? Er war sogar beglückt darüber. Gewiß würde sie das erheitern. Darum erfüllte er ihre Bitte gern. Eines Morgens begleitete er Minna in die Stadt zu ihren Eltern und versprach, ruhig in Blasewitz zu bleiben und dort auf ihre Rückkehr zu warten.

Als Minna ein paar Tage fort war, kam ihre Schwester zu Wagner und bat ihn ganz unschuldig um eine Bescheinigung, daß Minna sich einen Paß ausstellen lassen könne. Wagner erschrak. Wozu brauchte Minna einen Paß? Er sagte zu ihren Eltern, um diese neue Sonderbarkeit aufzuklären. Aber hier wehte jetzt ein anderer Wind. Mit einem Hagel von Schimpfworten empfingen sie ihn. Woher nähme er das Recht zu Wortwürfen, wenn er seine Frau nicht einmal richtig ernähren könne? Wagner hatte nicht die Absicht, sich auf lange Redereien einzulassen. Er wollte nur wissen, wo Minna war. Aber auf seine Fragen wurde nur mit fadenscheinigen Ausreden geantwortet. Das Furchtbare ahnte er noch nicht.

In Blasewitz jedoch war unterdessen ein Brief von seinem Königsberger Freund Möller angekommen, der ihm alles klarmachte. Der berühmte Herr Dietrich war nach Dresden gefahren und dort in einem Hotel abgestiegen. Wagner raste zurück in die Stadt. Wirklich hatte Dietrich in dem genannten Hotel gewohnt, war aber schon wieder auf und davon, und zwar genau an dem Tag, da Minna ihre «Vergnügungsreise» antrat.

Also war sie von ihm zu neuerlicher Flucht überredet worden. Minna hatte sich von Dietrichs Briefen einfangen lassen, während sie mit Unschuldsmiene an der Seite des Gatten scheinbar glückliche Tage in Blasewitz verbrachte. Jetzt war sie mit ihrem Verführer über alle Berge. Später erfuhr Wagner, daß Minna und Dietrich auf ihrer Reise zusammen in einem Hamburger Hotel gewohnt hatten.

War es nicht abscheulicher Verrat, daß Minna den eben geschlossenen Frieden mit vollster Absicht gebrochen hatte, um sich noch einmal in die Hand des Mannes zu begeben, von dem sie doch wissen mußte, daß er sie zur Untreue verleiten wollte oder vielleicht schon verleitet hatte?

Minnas Eltern und Geschwister hatten sie von dieser Ehrlosigkeit nicht zurückgehalten, sondern im Gegenteil womöglich noch darin bestärkt. Die Planers steckten also zusammen unter einer Decke. Wagner hatte das Gefühl, unrettbar in einen Sumpf geraten zu sein.

Als an der niederschmetternden Gewißheit nicht mehr zu rütteln war, zerbrach etwas in Wagner. Über ihrer Schuld vergaß er seine gewiß nicht. Minna hatte es in der That schwer bei ihm gehabt. Darum war ihre erste Flucht verzeihlich. Aber zum zweitenmal? Jetzt hatte ihn doch der beste Wille beseelt. Er hing ja an Minna und mühte sich von ganzem Herzen, das Trennende zu überbrücken. Brachte er ihr nicht immer und immer neue Opfer? Warum verstand und würdigte sie das nicht? Warum hielt das Schicksal gerade für ihn so schwere Nackenschläge bereit? Warum mußte seine Ehe unter solchen Umständen zusammenbrechen? Er wollte Minna gegenüber auf vieles verzichten. Aber wie ein Pestkranker verlassen zu werden, während sie mit einem faden Süßholzrasppler davonlief, das war nicht zu ertragen.

Eines stand fest: die Scheidung mußte beantragt werden. Über Mittelspersonen wandte sich Wagner deshalb an die Königsberger Gerichte. Genau sechs Monate hatte seine Ehe gedauert.

In diesen Tagen offenbarte sich bei Wagner aber auch ein Zug, der echtes Merkmal seines Genies war: er konnte vergessen. Rasch wurde ihm das Unvermeidliche zum Natürlichen. Minna hatte selbst den Schlußstrich gezogen. Nach Tagen und Stunden des tiefsten

Schmerzes warf er das Leid von sich, und von da an bestand es auch nicht mehr für ihn. Raum daß es ihn in der Erinnerung hier und da noch quälte.

Neuer Lebenswille brach in ihm durch. Er war stets auf das Vorwärts gerichtet. Diese Eigenheit zeigte sich später bei seinen menschlichen und künstlerischen Zusammenbrüchen noch oft. Wäre es anders gewesen, wie hätte er dann immer wieder von vorn beginnen können?

Das Schicksal erbarmte sich seiner auch in diesen Tagen und führte ihm einen tröstenden Engel zu, seine Schwester Ottilie, die ihm seit der Kindheit besonders verbunden war. Als Knabe las er ihr einst seinen dramatischen Riesenerstling, das große klassische Trauerspiel «Leubald und Adelaide», vor. Es war jenes Schauerstück mit den zweiundvierzig Personen. Im vierten Akt mußten einige als Geister wiederkommen, weil der Jüngling Wagner im dritten Akt versehentlich so viele hatte sterben lassen, daß er die Handlung nicht weiterführen konnte. Ottilie, die Gute, hatte sich damals trotz Gewitter und Hagelschlag die ganze Mordballade mit rührender Geduld bis zum Schluß angehört.

Ottilie war, wie alle ihre Schwestern, verheiratet, und zwar hatte sie einen prächtigen und zugleich wohlhabenden Mann gefunden. Es war der Sprachgelehrte für Sanskrit Hermann Brockhaus, der Bruder von Friedrich Brockhaus, dem berühmten Verleger, der ebenfalls eine Schwester Wagners zur Frau hatte. Ottilie führte im Kreise ihrer Familie mit dem geistig ungewöhnlich bedeutenden Mann als Oberhaupt und den beiden reizenden Kindern ein Leben der Behaglichkeit und des Wohlstandes.

In ihr Haus am Großen Garten wanderte Wagner nun täglich und fand hier bald die Ruhe seiner Seele wieder. Bruder und Schwester verstanden sich ohne viele Worte. Bei ihr war das Glück und bei ihm das Pech. Sie zog alle guten Lose des Lebens. Für ihn blieben nur die Nieten.

Wie Richard in Minna einst das Abbild seiner Schwestern gesucht hatte, so trat jetzt Ottilie wieder ein wenig an die Stelle der entflohenen Gattin. Wüßten wir das nicht aus Wagners Bekenntnissen, so dürften wir es aus dem Werk schließen, das damals entstand, dem «Rienzi». Wagner las in diesen Wochen Bulwers Roman

«Cola Rienzi». Schnell fügten sich die Umriffe seines Dramas zusammen. Die Vultversche Handlung konnte ziemlich genau übernommen werden. Nur eine Person erhielt eine völlig neue Bedeutung: die Schwester des Helden Rienzi. Irene ist die einzige, die dem untergehenden Rienzi bis zum letzten Augenblick treu bleibt. Sie verzichtet auf ihre Liebe und läßt an der Seite des Helden die Mauern des Kapitols über sich zusammenbrechen.

Nicht eine Geliebte, eine Senta, eine Erlöserin, steht im Unglück an des Helden Seite, sondern die Schwester. Mag ihm dieses Gleichnis mit seinem eigenen Leben auch nicht bewußt geworden sein, sondern sich nur in jenen Bezirken der Seele geformt haben, über die wir nicht Herr sind, so werden wir doch unmißverständlich darüber belehrt, was das Schwестernerlebnis in diesen Tagen für Wagner bedeutet hat. Der Kreis von der Schwестernliebe seiner Kindheit über die freie Sinnlichkeit der Jugendjahre und die stürmische Ehegemeinschaft hatte sich geschlossen. Nun war er zur Schwестernliebe zurückgekehrt.

Nach der Irene gestaltete Wagner noch mehrmals «Schwestern». Sieglinde ist eine von ihnen. Es liegt ein tiefer Zug darin, daß sie Schwester und Geliebte zugleich ist. Auch in der Gudrune wirken seine Schwестernerlebnisse unverkennbar nach.

Im freundlichen Verkehr mit Ottilie und den Thren ging der Sommer zu Ende. Wagner mußte wieder nach dem Norden, um in Riga seinen Posten anzutreten. Noch mehr graute ihm jetzt vor dieser trostlosen Fahrt.

In Berlin traf er zufälligerweise Amalie Planer, Minnas jüngste Schwester. Amalie war Sängerin. In den Planers steckte also doch wohl echtes Theaterblut. Gemeinsam besuchten sie eine Vorstellung des «Fidelio». Plötzlich rannen beiden die Tränen. Jeder dachte in seiner Art an Minna.

Wagners Mitleid wurde immer mächtiger. Noch hatte er die Hoffnung nicht aufgegeben, Minna irgendwo zu finden. Eine neue Spur wies nach Schwerin. Diesen Umweg nahm er gern auf sich. Aber die Fährte hatte ihn getäuscht. Minna blieb verschwunden. In langer Fahrt ging es schließlich von Lübeck über die Ostsee nach Riga.

Sein Mißgeschick war unterdessen in Königsberg und in Riga

Stadtgespräch geworden. Daß der jung Verheiratete allein zurückkehrte, bewies vollends, wie es mit ihm stand. Für Wagner gab es nur einen Trost: die Arbeit im Theater. Auch die Ausführung des «Rienzi» beschloß er und begann sofort mit der Niederschrift der Dichtung.

Im Theater stand es insofern schlimm, als die erste Sängerin nicht gekommen war. Dies bot dem jungen Musikdirektor eine gute Gelegenheit, sich empfehlend einzuführen, weil er sofort auf eine andere brauchbare Sängerin hinweisen konnte. Es war Amalie Planer. Seltsam genug, daß sie nun an Minnas Stelle bei ihm leben und seine Hausgemeinschaft teilen sollte. Bei dem geschäftlichen Briefwechsel schrieb Amalie auch über ihre unglückliche Schwester. Aber Wagner wies sie kurz ab. Er wollte nicht, daß sich jemand in sein Leid mit Minna mischte.

Um so erschütterter war er, als bald darauf ein langer Brief von Minna selbst eintraf. Die Sünderin warf sich ihm zu Füßen, ihre Untreue offen eingestehend. Endlich war ihr ein Licht über Herrn Dietrich aufgegangen. Er hatte nur ein kurzes Abenteuer erleben wollen und sich bald aus dem Staube gemacht. Erst jetzt erkannte Minna ihre grenzenlose Torheit und Leichtsinzigkeit. Nun quälte sie sich bei den Eltern herum, krank, elend, verstoßen und verlassen. Aus tiefstem Herzen kam ihre Bitte, Richard möge all das Böse verzeihen, das sie ihm angetan. Erst jetzt werde ihr bewußt, wie sehr sie ihn liebe.

Nun begann wieder das alte Spiel. Ihre Demütigungen und Tränen stimmten Wagner völlig um. So war es schon einige Male gewesen, und so wurde es später noch oft. Sein ohnehin schon lahm gewordener Widerstand erlosch vollends. Je weniger er Minna zürnte, um so mehr klagte er sich selber an. Wie in der Zeit ihres Brautstandes bedachte Wagner jetzt nicht die ferne Zukunft, weil sie allzu verborgen vor ihm lag. Er hörte auf die Stimme der Gegenwart, und die schrie nach Minna, wenn sie auch noch so töricht und häßlich zu ihm gewesen war. Was auch immer kommen mochte: er mußte sie wiederhaben.

Wagner antwortete auf Minnas Brief sofort. Die erbetene Verzeihung gewährte er aus vollem Herzen. Nie wieder sollte von den schrecklichen Tagen und ihren unzähligen Verirrungen gesprochen

werden. Durch hartes Leid gestählt, wollten sie nun endlich ein vernünftiges Leben beginnen.

Minna möge mit Amalie je eher je lieber nach Riga kommen.

9

Ihre Reise war denkbar beschwerlich. Drei Tage und drei Nächte dauerte die Fahrt von Dresden nach Königsberg. In einem kleinen Kahn, der nur von zwei Schiff sleuten besetzt war, ging es über das Kurische Haff. In Memel mußten sie sich einen Lohnkutscher nehmen, der sie in langer Fahrt endlich nach Riga brachte.

An einem kalten Oktobertag trafen die beiden ein. Minna war bleich. Daß sie nicht nur seelisch, sondern auch körperlich gelitten hatte, sah man ihr an. Aber nun war ja alles vorbei. In einem gemächlich-häuslichen Leben sollte sie bald gesunden.

Leider sah es mit den Geldverhältnissen nicht allzu rosig aus. Wagners Gehalt war nun die einzige Einnahme. Auf keinen Fall sollte Minna wieder zur Bühne gehen. Das war für alle Zeiten abgemacht. Eine gewisse Üppigkeit durften sie sich aber auch nicht versagen, wie sollte Minna sonst an Leib und Seele genesen? Es war also nicht gar so glänzend, wie Wagner in Dresden vorausgesagt hatte. Aber gegenseitiges Verständnis, Güte und Liebe halfen vorerst über alle Schwierigkeiten hinweg.

Vielleicht wäre ihre Ehe jetzt unlösbar zusammengewachsen, wenn sich ihnen das Glück gezeigt hätte, das jede Ehe erst im Tiefsten sinnvoll macht: der Kindersegen. Leider blieben ihnen aber Nachkommen versagt. Es war eine eigene Fügung: warum durfte Minna vor ihrer Ehe Mutter werden, warum konnte Wagner mit Cosima ein neues Geschlecht gründen, warum mußte aber der Bund Wagners mit Minna Planer kinderlos bleiben?

Eine recht innige Geistesgemeinschaft hätte die Kinder am ehesten ersetzen können. Dazu war Minna jedoch wenig geschaffen. So fehlte also geistiges und leibliches Leben zwischen ihnen. Aus diesem doppelten Mangel erwuchs die Tragik ihrer Ehe.

Als Ersatz für die fehlenden Kinder nahmen Wagners anschnieg-same Haustiere zu sich. Da ihre Ehe eben so schwere Erschütterungen durchlitten hatte, glaubte Wagner, daß nur ein ungewöhnlicher

Hausgenosse ihre Gemeinschaft neu binden könne. Hund, Katze oder Stubenvogel schienen zu alltäglich. Ein junger Wolf mußte es sein.

Als Säugling wurde er ins Haus gebracht. Nun gab es alle Tage neue Wunder zu erleben. Das Tier entwickelte sich prächtig. Aus dem kleinen Wölfschen wurde ein richtiger, großer und scharfer Wolf. Jetzt machte ihnen das gefährliche Tier Angst. Es kamen Augenblicke, da dieser Wolf der ehelichen Beschaulichkeit keineswegs förderlich war. So gaben sie diesen ersten ausgefallenen Versuch wieder auf, brachten den Wolf fort und blieben lieber allein.

Manchmal war es jetzt recht gemütlich in ihrem kleinen Heim. Minna entfaltete all ihre reichen Hausfrauentugenden. In Amalie stand ein junger und freundlicher Mensch zwischen den Eheleuten. Die beiden Schwestern vertrugen sich gut. Oft alberten sie wie in ihrer Kinderzeit, und der Hausherr sah den harmlosen Spielen mit Vergnügen zu. Bisweilen wurden zweistimmige Lieder aus ihrer Heimat gesungen. Wagner staunte, wie gut sich Minna mit der zweiten Stimme abfand. Das war ein schönes Zeichen von musikalischer Begabung. Vielleicht würde sie sich mit der Zeit auch noch stärker in die musikalische Welt seiner Opern einleben.

In diesen Stunden häuslicher Gemütlichkeit neigte Wagner zur Genußfreudigkeit. Gern ließ er ein gutes Abendbrot besorgen. Russischer Salat, Dünalachs oder gar Austern kamen auf den Tisch. Solch kleine Schlemmereien waren doch wohl zu rechtfertigen. Die drei sonderbaren Menschen, die das Schicksal hierher in das ferne Riga verschlagen hatte, erlebten eine Zeit wohlthuender Gemeinschaft.

Leider gefiel Amalie am Theater nicht recht. Mit ihrer kleinen Gestalt kam sie für gewisse Rollen nicht in Frage. Auch litt ihre Begabung wohl unter ähnlichen Beschränkungen wie die Minnas. So wurde sie bald von Wettbewerberinnen überflügelt. Aber da sie auch so hübsch wie Minna war, eroberte sie das Herz eines Rittmeisters der russischen Armee. Dieser ehrenwerte Mann, der später General wurde, heiratete Amalie im nächsten Jahr. Möglicherweise zog Minna dabei Vergleiche. Der stattliche Rittmeister und der unansehnliche Musikdirektor . . . !

Jedenfalls war es mit der Verträglichkeit der Schwestern von nun

an vorbei. Den Grund für diese Veränderung kennen wir nicht. Aber sicherlich sprach Eifersucht nach verschiedenen Richtungen mit. Erst gab es Zankereien, dann brach Feindschaft und schließlich gar Haß aus. Die Schwestern sprachen kein Wort miteinander. Wagner stand zwischen ihnen. Während der Mahlzeiten konnte er sich nur mit der einen oder der anderen unterhalten. Gespräche zu dritt gab es nicht mehr.

Das Leben zwischen den beiden Schwestern war entsetzlich. Alles Mühen um Vermittlung blieb vergebens. Die traulichen Abende kehrten nie wieder. An die Stelle der zweistimmigen Heimatlieder war giftiges Schweigen getreten.

Den Winter verbrachten sie noch in der kleinen und kalten Wohnung. Wagner meinte, daß sie nun Anspruch auf eine stattlichere Behausung hätten. Überhaupt bildete sich schon jetzt seine starke Abhängigkeit von den Räumen aus, in denen er leben und schaffen sollte. Noch brauchte er nicht die Üppigkeit wie in späteren Jahrzehnten. Aber der Anfang eines neuen Lebens oder der Beginn einer schöpferischen Arbeit setzten von nun an stets andere, ungewohnte Räume voraus.

Ihm fehlte eben jeder Anflug von Gefäßhaftigkeit. Bis in sein sechstes Lebensjahrzehnt hat es Wagner nur selten zwei Jahre lang in der gleichen Wohnung ausgehalten. Mozart, Beethoven und Schubert haben es ihm darin gleichgetan. Der Zwang des ewigen Weiterwandern- und Sichverändernmüssens war Ausdruck innerer Ruhelosigkeit. Darin lag, ebenso wie in seinem fast unstillbaren Reisedrang, Jagd nach der Heimat und Sehnsucht nach dem Geborgensein.

Minna war ganz anders. In ihr lebte die uralte Gefäßhaftigkeit der Frau. Sie wuchs mit jeder neuen Wohnung zusammen und trennte sich nur unter vielen Schmerzen von ihr. Möbel und Hausrat waren ihre echten Lebensgefährten. Es war ein hartes, aber zutreffendes Wort, als Wagner einmal sagte, Möbel und andere tote Dinge seien ihr mehr als Menschen. Am liebsten hätte Minna die Königsberger Möbel bis ans Lebensende behalten. Sie brauchte keine neuen, denn sie wollte die alten nicht missen. Ihr ging es immer ums Bewahren und Erhalten des einmal Erworbenen, ihm aber ums Beenden, Einreißen, Umstürzen und Neubeginnen.

Jedenfalls wurde auch in Riga einmal umgezogen, und wirklich brach Wagners angestauter Schöpfungsdrang hervor. Eine seltsame Aufgeregtheit überfiel ihn. Minna erlebte das zum erstenmal. Die Dichtung zum «Rienzi» hatte Wagner ziemlich gemächlich seit seiner Ankunft in Riga ausgearbeitet. Nun, da er an die Komposition ging, schlug ihn dieser Stoff völlig in Bann. Wo er ging und stand, verfolgten ihn Einfälle. Freunde und Bekannte wurden über die Arbeit an dem fünftägigen Riesendrama durch eingehende Berichte ständig auf dem laufenden gehalten.

Die meisten glaubten ihn nicht ganz bei Sinnen. Wenn er die Aufführung des «Rienzi» an einem Theater vom Range des Rigaschen beabsichtigte, dann war dies Werk allerdings im höchsten Maße unvernünftig. Daß man etwas so völlig Neuartiges und Riesenhaftes in Riga niemals aufführen konnte, war jedem klar.

Aufführungen an so kleinen Theatern wollte er aber gerade von Anfang an unmöglich machen. Ihm lag ja an einem vollkommenen Bruch mit seiner bisherigen Lebensumgebung. Auf dem bis jetzt verfolgten Weg kam er nie vorwärts. Also Schluß damit!

Minna war sprachlos über diese neuen Gedanken. Natürlich konnte sie so etwas niemals billigen. Wagners einziges Ziel mußte jetzt sein, sich in Riga ein recht sicheres Nest, womöglich fürs ganze Leben, zu bereiten. —

Freilich waren das alles nur Zukunftspläne. Fürs erste bezog Familie Wagner ihre gemütliche Wohnung in der Petersburger Vorstadt. Dann machte sich Wagner mit heller Begeisterung an die Vertonung des «Rienzi». War die Partitur fertig, so würde sich schon das Rechte finden. Dieses Werk sollte ihm jedenfalls die Tore der Welt aufschließen.

In die Freude seiner Wiederversöhnung mit Minna war jedoch ein Vermutstropfen gefallen. Vergangenen Sommer hatte er sich in Leipzig nicht sehen lassen. Keiner von seiner Verwandtschaft sollte Einblick in seine schwierige Ehe gewinnen. Gewarnt und abgeraten hatten fast alle. Überhaupt sprachen die meisten mit ihm, als ob sie ihn noch immer wegen seiner Kinder- und Jugendstreiche abkanzeln hätten. Die Seinen hatten sich wohl schon mit dem Gedanken abgefunden, daß er es im Leben nie zu etwas Vernünftigem bringen werde. Nur die Schwester Rosalie sprach stets für ihn. Als

er sich in seine voreilige Ehe stürzte und die Verwandten giftig über ihn herzogen, hatte sie als einzige seine Partei ergriffen. Mit Schwesterlicher Beständigkeit behauptete Rosalie, daß er sich ohne Zweifel aus seinen Lebensirrungeu herauswinden werde. Auf ihre Mahnungen hatte Richard darum am ehesten gehört.

Nun erreichte ihn die Mittheilung, daß sie gestorben war. Zum erstenmal überkam ihn der Schmerz des Abschiednehmens. Jetzt, wo sich sein Herz nach weicher Aussprache mit der Mutter oder mit Rosalie sehnte, wurde ihm die eine Vertraute für immer entrissen.

Seit über einem Jahr war Wagner für die Leipziger verschollen. Er hatte nicht geschrieben und auch sonst kein Lebenszeichen gegeben. Rosaliens Tod brachte nun wenigstens das Gute einer Wiederanknüpfung des Briefwechsels mit sich. Wagner schrieb an die Mutter. Sie und die Geschwister trugen ihm nichts nach. Kein Wort des Vorwurfs bekam er zu hören. Auch war ihnen von Minna allerlei Gutes erzählt worden. Aus ihren Briefen sprach Mitgefühl und Sorge um sein Weiterkommen. Wagner atmete erleichtert auf, daß sich die Familie mit seiner Frau abgefunden hatte. Die Nächsten trugen damit neuen Frieden in seine Seele.

Leider war er auf der anderen Seite wieder heftigsten Erschütterungen ausgesetzt. Direktor des Rigaer Stadttheaters war Karl von Holtei, in der damaligen Zeit als Schriftsteller und Dichter ziemlich bekannt. Holtei hatte dringend nötig, krankhafte Neigungen zu vertuschen. Am einfachsten und sichersten ging das, wenn er sich mit schönen und jungen Frauen Liebschaften nachsagen ließ. Die Gattin seines Musikdirektors war hierzu offensichtlich besonders geeignet. Sie hatte eben durch die That bewiesen, daß bei ihr unter Umständen zarte Verlockungen Gehör fanden. Nach ihrer Flucht im vergangenen Jahr mußte alles glaubhaft erscheinen.

Wagner ahnte nichts, als Holtei ihn zu überreden suchte, er solle Minna doch wieder zum Theater gehen lassen. Holtei glaubte natürlich, dort am einfachsten ans Ziel zu gelangen. Wagner lehnte den Vorschlag rundweg ab. Aber er riet Holtei, sich selbst mit Minna auseinanderzusetzen.

Gerade jetzt wollte Wagner nicht eifersüchtig erscheinen. Darum schickte er Holtei während seiner Proben zu Minna. Holtei war über alle Maßen beglückt, daß sein Plänchen so gut gelang. Dieser

Tölpel von Ehemann bahnte ihm ja geradezu den Weg. Als sich Holtei bei dem Besuch höchst zudringlich benahm, wurde Minna völlig wirr. Wünschte Wagner gar im stillen, daß sie ihre Dummheiten vom vorigen Sommer wiederholte? Warum schickte er ihr sonst diesen unsauberen Kerl ins Haus? Sollte dies eine Probe auf ihre Treue sein? Oder ahnte Richard gar nicht, zu welcher schmutzigen Anträgen Holtei diesen Besuch ausnuzte?

Als Minna das Ansinnen Holteis mit großer Entrüstung zurückwies, mußte sie sich wundern, wie gelassen dies von ihm aufgenommen wurde. Der Galan hatte plötzlich Verständnis dafür, daß eine so nette junge Frau mit ihm nichts zu tun haben wollte. Denn er sei alt und auch sonst nicht gar so begehrenswert. Aber da sei ein junger und steinreicher Kaufmann. Ob sie sich dem nicht weniger spröde zeigen wolle? Dieser Herr würde sich bestimmt dankbar erweisen.

Minna war außer sich über diese Zumutungen. All ihre Torheiten vom vergangenen Jahr wurden wieder aufgerührt. Auch konnten gegenseitige Verdächtigungen voller Mißtrauen nicht ausbleiben.

Doch wurden diesmal alle Prüfungen überwunden. Wagner und Minna durften daraus die Gewißheit schöpfen, daß sich ihr neuer Lebensbund bewährt hatte.

10

Im Theater fühlte sich Wagner zunächst recht wohl. Er konnte sich hier wesentlich besser betätigen als in Magdeburg. Mit dem Orchester stand es allerdings schlimm. Da saßen die Musiker eingepfercht in dem winzigen Orchesterraum. Auch nach langen Kämpfen brachte es Wagner nur höchst selten auf dreißig Musikanten. Bei allem gutem Willen war da dem Klang nicht viel Glanz abzugewinnen.

Aber mit den Sängern und Sängerinnen hatte Wagner im zweiten Jahr rechtes Glück. So kamen höchst annehmbare Vorstellungen zustande. Sie befriedigten sogar ihn. Das wollte gewiß etwas heißen, denn schon in jungen Jahren galt ihm in der Kunst das Höchste als einziger Maßstab.

Einige Kollegen verkehrten freundschaftlich in seinem Hause. Da

ging es oft recht lebendig zu. Allmählich jedoch erkannte Wagner die ganze Hohlheit dieses Komödiantenvolkes. Nur Eigennutz und Tratsch war bei ihm zu finden. Vergebens hatte er gehofft, daß es sich für seine leuchtenden Kunstideale begeistern ließe. Je höher er es emporreißen wollte, um so stärker wurde dessen unüberwindliche Trägheit spürbar. Seine Methoden, die Künstler aufzupulvern, waren manchmal allerdings nicht gerade sanft. All dies trug keineswegs zu seiner Beliebtheit bei. So verfeindete er sich nach und nach mit fast allen Mitgliedern. Schließlich konnte sich Wagner schmeicheln, der meistgehaßte Mann des ganzen Theaters zu sein.

Dabei waren die Sänger und Sängerinnen des Rigaer Theaters natürlich nicht unwilliger und eigennütziger als die an anderen Theatern. Nur wollte Wagner, daß die Komödianten echte Künstler seien. Dies war ideal gedacht. Aber auch hier stürmte der Eigenwillige den Möglichkeiten weit voran. Minna dagegen hätte sich unter diesen Kollegen wahrscheinlich recht wohlgeföhlt.

Von einem Verkehr mit diesem Pack wollte Wagner nichts mehr wissen. Sein Heim wurde immer leerer. Nur noch selten hatte Minna Gäste zu bewirten. Die beiden waren wieder ganz auf sich angewiesen. Wo es Wagner auch versuchte, überall prallte er zurück. Schließlich war Minna doch wieder der einzige Mensch, der innerlich zu ihm gehörte. Ebenso wie vom geselligen Verkehr zog er sich vom Theaterbetrieb zurück. Dort tat er nur gerade noch seine Pflicht.

Nur die Abonnementskonzerte, die seine Schöpfung waren, machten ihm Freude. Dies ist wieder ein echt Wagnerscher Zug. Da saß er in dem Städtchen Riga vor seinem Orchester von vierundzwanzig bis sechsundzwanzig Mann. Aber sofort veranstaltete er große Symphoniekonzerte, in denen auch Beethovens Symphonien nicht gescheut wurden. Jeder, der in Riga eine Geige im Arm halten konnte, wurde von ihm zur Verstärkung des Orchesters herangezogen. Für seine Umgebung war dieser Eifer nicht bequem. Vor allem kostete er viel Geld. Aber die Einsichtigen bewunderten trotzdem, wie Wagner alles, was er anpakte, verbesserte, verschönerte und innerlich erhöhte. Es lag reines, ideales Streben in ihm. Dies begeisterte sogar die Rigaer.

In den Symphoniekonzerten ließ Wagner übrigens Minna auf-

treten, gewiß ein Zeichen, daß er sie damals nicht für künstlerisch unbegabt hielt. Wie mochte ihr wohl im ersten Konzert bei dem Selbstgespräch der Jungfrau von Orleans:

Die Waffen ruh'n, des Krieges Stürme schweigen . . .

zumute sein, als sie zu den Worten kam:

Und einer Freude Hochgefühl entbrennet,
Und ein Gedanke schlägt in jeder Brust;
Was sich noch jüngst in blut'gem Haß getrennet,
Das teilt entzündt die allgemeine Lust.

Mußte sie diese Worte nicht auf ihre Ehe auslegen und gar die letzten Verse:

Doch du rissest mich ins Leben,
In jenen stolzen Fürstensaal,
Mich der Schuld dahinzugeben.
Ach, es war nicht meine Wahl!

Es scheint fast, als wenn Wagner nach einem Plan vorgegangen wäre. Denn im zweiten Konzert ließ er Minna das Selbstgespräch der Beatrice aus der «Braut von Messina» vortragen. Wie sollte sie jene Stellen nicht auf sich beziehen:

Es stürmen alle Schrecken auf mich her,
Klein fühl' ich mich in diesem Furchtbargroßen,
Und fortgeschleudert wie das Blatt vom Baume,
Verlier' ich mich im grenzenlosen Raume.
Warum verließ ich meine stille Zelle?
Da lebt' ich ohne Sehnsucht, ohne Harm!
Das Herz war ruhig wie die Wiesenquelle,
An Wünschen leer, doch nicht an Freuden arm.
Ergriffen jetzt hat mich des Lebens Welle,
Mich faßt die Welt in ihren Riesenarm;
Zerrissen hab' ich alle frühern Bande,
Vertrauend eines Schwures leichtem Pfande.
Wo waren die Sinne?
Was hab' ich getan?
Ergriff mich betörend
Ein rasender Wahn? . . .

Dem Manne folgt' ich,
 Dem kühnen Entführer in sträflicher Flucht . . .
 Und sollt' ich mich dem Manne nicht ergeben,
 der in der Welt allein sich an mich schloß?
 Denn ausgesetzt ward ich ins fremde Leben,
 Und frühe schon hat mich ein strenges Los
 (Ich darf den dunklen Schleier nicht erheben)
 Gerissen von dem mütterlichen Schoß . . .
 Fremd kam er mir aus einer fremden Welt,
 Und schnell, als wär' es ewig so gewesen,
 Schloß sich der Bund, den keine Menschen lösen . . .
 Ein ewig Rätsel bleiben will ich mir,
 Ich weiß genug, ich lebe dir!

Nach diesen Rigaer Symphoniekonzerten hat sich übrigens das Ehepaar Wagner nie wieder in gemeinsamen künstlerischen Leistungen vor der Öffentlichkeit gezeigt.

So vergingen das Jahr 1838 und das erste Halbjahr 1839, ohne daß sonstige bedeutende Ereignisse in ihr Leben traten. Eine solche Ruhezeit wiederholte sich in Wagners Leben nicht noch einmal. Bis an sein Lebensende verbrachte er nie wieder fast zwei Jahre, in denen so wenig «geschah». Allerdings war dies nur die Ruhe vor dem Sturm.

Wagner empfand diese Ruhe immer mehr als Abgeschlossenheit und litt unter ihr. Er vertrocknete hier oben. Seine Sehnsucht nach Ruhe und Stille des Daseins war echt. Aber zugleich brauchte er den breiten Strom des bewegten Lebens. Es war so: aus der Ruhe trieb es ihn ins große Leben. Glücklich dort angelangt, wünschte er sich wieder die Stille zurück. Das blieb bis an sein Ende so. Der Aufenthalt in Riga stellte jedenfalls den Pol der Ruhe und der Stille dar. Also mußte er hinaus, was es auch kosten möge. Aber wo sollte er hin? Welches war der richtige Platz für ihn? Von wo aus konnte sein glorreicher Aufstieg endlich beginnen?

Er überlegte und grübelte. Die Wahl fiel immer wieder auf die einer Stadt: Paris! Allerdings neigen Künstler stets zu übertriebenen Hoffnungen. Das ist ein ihnen notwendiger Wesenszug. Aber ein phantastischerer Plan ist wohl nie erfunden worden: als kleiner

Provinzkapellmeister aus Riga nach Paris zu gehen, um sich dort die Große Oper zu erobern! Und das ohne Geld, nur mit einer durchgefallenen und einer halbfertigen Oper!

Aber dem Mutigen gehört die Welt. Wagner war entschlossen, den Riesenkampf aufzunehmen. Vor dem Gespenst Paris fürchtete er sich nicht im mindesten. Dieser Plan hatte sich einmal in ihm festgesetzt. Seitdem arbeitete er emsig an der Verwirklichung.

Über das Leben in Paris machte sich der junge Kapellmeister fürs erste kein Kopfzerbrechen. Das würde sich finden, wenn sie dort wären. Er hatte ja schon mit einem der berühmtesten Männer von Paris, dem Textdichter Scribe, Verbindungen aufgenommen. In einem Brief erklärte sich Wagner zur kostenlosen Überlassung seines Opernentwurfes an Scribe bereit, wenn die Große Oper ihm dafür den Auftrag zur Komposition eines neuen Werkes erteilte. Dieser Vorschlag war beinahe noch phantastischer als der ganze Pariser Plan. Leider bestand der «Briefwechsel» mit Scribe bisher nur in Wagners Schreiben an ihn. Auf Antwort hatte er vergeblich gehofft. Aber das lag wohl an der weiten Entfernung. Erkundigungen, die Wagners Schwager Abenarius in Paris einzog, fielen nicht ungünstig aus. Wenn Scribe natürlich auch nichts Bestimmtes versprochen hatte, so war er doch freundlich gewesen. Darin erkannte Wagner eine gewisse Bereitwilligkeit. Auch auf Minna machte dies Eindruck.

Die Fahrt nach Paris würde sich irgendwie ermöglichen lassen. Viel schwieriger schien, aus Riga hinauszukommen. Die Schulden waren wieder beängstigend hoch geklettert. Wagners alte und neue Gläubiger hatten sich einen gemeinsamen Anwalt genommen, der das Geschäft ausgezeichnet verstand.

Da gab es nur zwei Möglichkeiten: entweder die Gläubiger wurden bezahlt. Dann blieb kein Geld zur Reise. Oder sie wurden nicht bezahlt: dann war die Reise an sich möglich. Nur mußte Riga in aller Heimlichkeit verlassen werden, weil sich die Gläubiger in weiser Voraussicht an die Person des Schuldners halten würden.

Wagner brauchte nicht lange zu überlegen, welcher Weg eingeschlagen werden sollte. Er entschied sich natürlich für die – allerdings gefährliche – Flucht aus Riga, die doch immerhin einige Hoffnung auf glückliches Gelingen zuließ, während sich bei dem anderen Weg von

vornherein keine Möglichkeit zeigte, dem Verhängnis zu entgehen. Der Zeitpunkt der Flucht sollte von der weiteren Entwicklung abhängig gemacht werden.

Im Juli 1839 war der Augenblick gekommen. Wagner erhielt die Kündigung seiner Stellung. Ein guter Freund hatte sie sich erschlichen. Diese letzte Rigaer Enttäuschung fehlte nur noch. Jetzt war das Maß voll. Auf nach Paris!

Zunächst wurde die ganze Wohnungseinrichtung in aller Heimlichkeit verkauft. Vor drei Jahren war sie in Königsberg angeschafft worden und hatte dort eine und hier in Riga sogar zwei Wohnungen geschmückt. Minna gastierte an vier Abenden im Rigaer Stadttheater. Dabei stand sie zum letztenmal in ihrem Leben auf der Bühne. Wagner hatte eine beträchtliche Einnahme aus seinem Benefizkonzert. So kam ein Betrag zusammen, der, wenn alles gut ging, gerade bis Paris und noch über die ersten schlimmen Wochen reichen konnte.

Endlich war alles fertig zu der großen Reise, die wohl das Abenteuerlichste wurde in diesem an Abenteuern so reichen Leben.

Freund Möller aus Königsberg half bei der Flucht. Ihm erschien sie recht einfach. An der Grenze hatte er einen Mittelsmann, der den Fliehenden weiterhelfen sollte. Zweifellos ging es dabei nicht mit rechten Dingen zu. Aber für das große Ziel, Paris zu erreichen, mußte alles gewagt werden.

An einem strahlenden Sommertag begann der Spuk. Wagner und Minna verließen Mitau, wo die Rigaer Theatergesellschaft Gastspiele gegeben hatte, mit Extrapost in der Richtung zur russischen Grenze. Leuchtend breitete sich das fruchtbare Kurland vor ihnen aus. Wagner erkannte erst jetzt die Schönheit dieser Landschaft, jetzt, da er sie gerade für immer verließ.

Das Ehepaar Wagner war aber nicht allein. In Riga hatte sich ein großer Neufundländer Hund Wagner angeschlossen. Während des Gastspieles in Mitau legte sich Robber, dies war sein Name, vor die Haustür, um hier die Rückkehr seines «Herrn aus freier Wahl» abzuwarten. Alle Mühen der Hausbewohner, das Tier wegzulocken, waren vergebens. Da kamen mitleidige Nachbarn auf den guten Gedanken, diesen anhänglichen Riesenhund dem Postkutscher nach Mitau mitzugeben. Wagner war gerührt über die Treue des

stattlichen Tieres. Er gelobte, seinen Robber nie zu verlassen, was auch kommen möge. Dieses Versprechen wollte er halten. Darum mußte Robber unter allen Umständen mit nach Paris.

Freilich war das leichter gesagt als getan. In der Postkutsche fand sich kein Platz, weder beim Kutscher noch hinten auf dem Verschlag. So mußte Robber in seinem dicken Bärenfell bei brütender Sommerhitze mit heraushängender Zunge zwei Tage lang neben dem Wagen herlaufen. Schließlich konnte Wagner diesen Unblick nicht mehr ertragen. Er verstaute den Hund trotz seiner Riesengröße doch noch irgendwo in der schmalen Postkutsche. Lieber wollten sie es selbst unbequemer haben.

Endlich wurde die Nähe der Grenze erreicht. Nun galt es, in aller Heimlichkeit ans Werk zu gehen. Allmählich wurde ihnen ein wenig bang. Daß ihr Vorhaben nicht so einfach war, wie Freund Möller versichert hatte, merkten sie bald.

Der bewußte Vertrauensmann Möllers kam ihnen in einem kleinen Wagen entgegen. Nun ging es auf Seitenpfaden in ein ungemein verdächtiges Haus. Es war eine verrufene Schmugglerkneipe. Schmutziges Gesindel lümmelte sich auf den Bänken herum. Hier ein paar Stunden aushalten zu müssen, war eine böse Zumutung. Aber unter allen Umständen mußten die Fluchtgenossen: Wagner, Minna und Robber auf die Dunkelheit warten, ohne sich durch irgendeine Auffälligkeit zu verraten.

Endlich verschwand die brennendrote Sonnenkugel hinter dem flachen Land. Nun ging es mit einem neuen Führer in die schweigende Nacht hinaus. Nach kurzem Weg erkannten sie einen langgestreckten Hügel. Auf seinem Kamm sollte die Grenze verlaufen.

In knappen Zwischenräumen standen wachhabende Kosaken. Sie hatten Befehl, auf jede verdächtige Person vor und hinter der Grenze ohne Aufforderung zu schießen. Nur wenn die Posten abgelöst wurden oder auf ihren Gängen für Minuten außer Sichtweite kamen, durfte man wagen, die Grenze im Sturmschritt zu überqueren.

So warteten sie im Schatten eines Gebüsches, bis die Schritte der Kosaken verhallten.

Dann ging es los. Erst über den Hügel, rasch in den Graben hinab, und auf der anderen Seite wieder hinauf. Nun so schnell als möglich bis außerhalb der Schußlinie weiterlaufen!

Wagner hatte alle Noth mit Minna, die solche Anstrengungen nicht gewöhnt war. Aber am meisten bangte ihm um Robber. Wenn er nur einmal Laut gab, war alles verloren. Aber das Tier benahm sich klug und folgsam. Als wenn es wüßte, worum es hier ging, trottete es still und ergeben neben ihnen her.

Wie alles Gefährliche in Wagners Leben stets gelang, so gingen auch diese schweren Minuten vorüber. Die Kosaken hatten sich wirklich täuschen lassen. Jetzt lag die Grenze hinter ihnen.

Ihr alter Führer nahm sie wieder in Empfang. Ein Stück weiter wartete auch Freund Möller, dem vor Angst die Haare zu Berge standen. Wagner machte sich rechte Vorwürfe über den Leichtsinn, mit dem er Minna und sich in die größte Lebensgefahr gebracht hatte.

Nun ging es in der Postkutsche weiter, allerdings nicht ohne neue Unfälle. Unterwegs schlug ihr Wagen — es war eine Art Leiterwagen — auf einem Feldweg um. Minna verletzte sich ziemlich schwer. In einem häßlichen Bauernhaus mußten sie die Nacht verbringen. Schließlich war auch das überstanden. Am übernächsten Tag wurde Billau erreicht.

Die Hoffnung, das Schlimmste der Reise hinter sich zu haben, täuschte allerdings gründlich. Die gefährliche Grenzüberschreitung war nur ein kurzer Blick in die Hölle. Das Fegefeuer kam erst auf dem Schiff, das die Flüchtigen zunächst nach London bringen sollte.

Mit diesem Schiff hatte es seine eigne Bewandnis. Da Wagner keine Pässe besaß, mußten sie von einem bestochenen Kapitän heimlich mitgenommen werden. Das war nicht einfach. Denn ehe das Schiff auslief, kam noch die Hafenpolizei zur Prüfung an Deck. Von ihr durften die Seefahrer unter keinen Umständen gefaßt werden.

So wurden sie noch vor Tagesgrauen auf den Seglerhinübergebracht. Robber konnte nur mit dem Kran an Deck gezogen werden.

Die ersten Stunden mußten die Flüchtlinge zusammengequetscht in einer kleinen und dunklen Kambüse verbringen, ohne sich rühren zu können. Es mag kein stolzer Anblick gewesen sein, wie der «Eroberer von Paris», in dies elende Versteck eingezwängt, auf das endliche Lösen der Taue wartete. Aber für Paris war auch dies Opfer nicht zu groß.

Die qualvollen Stunden wollten kein Ende nehmen. Endlich war es

soweit. Die Flüchtlinge spürten, wie das Schiff langsam aufs offene Meer hinausschaukelte. «Schiff» war allerdings etwas kühn gesagt. In Wirklichkeit war es ein alter, träger und gebrechlicher Kasten. «Thetis» hieß die Nußschale, die nun mit Familie Wagner nach Westen in See ging.

11

Sie hatten schnelle Fahrt erhofft. Aber nun lag die «Thetis» in einer Windstille fest. Wagner benutzte die ruhigen Tage zur Auffrischung seiner französischen Sprachkenntnisse. Bei Minna ging es damit nicht recht vorwärts.

In acht Tagen hatten sie London erreichen wollen. Nun lief die «Thetis» nach sieben Tagen endlich Kopenhagen an. Verdrießlich und noch immer in Angst vor der Polizei wagten sie nicht, das Schiff zu verlassen. Nur frische Lebensmittel wurden gekauft, um die Weiterfahrt erträglicher zu machen.

Ihr Ärger über die lästige Windstille der vergangenen Tage schlug rasch in Lobpreisung um. Denn nun gerieten sie in einen furchtbaren Sturm. Das Skagerrak hat nicht umsonst seinen üblen Ruf. An Deck war es nicht mehr auszuhalten. Darum krochen Wagner und Minna in die stinkende Kajüte des Kapitäns. Dort unten lagen sie auf Holzbänken, von allen Qualen der Seefrankheit gefoltert, und wünschten nichts sehnlicher — wie immer bei diesem Leiden — als sterben zu können.

Unglücklicherweise stand unter Wagners Britsche das Faß mit dem Branntwein. Von Zeit zu Zeit kamen die sieben Matrosen — das war die ganze Schiffsmannschaft —, um sich zur Stärkung für ihre erbarmungslos harte Arbeit einen Schluck abzapfen. Ein besonders düsterer Seemann wurde schnell Robbers unversöhnlicher Feind. Sobald dieser Seebär die schmale Treppe heruntorstelte, sprang der Hund auf ihn los. Ohne Wagners Dazwischentreten hätte er ihn wahrscheinlich zerfleischt.

Schließlich blieb nichts übrig, als einen norwegischen Hafen anzulaufen. Ein Lotse wurde an Bord genommen. Nun ging es durch gefährliche Felsenriffe, dann in einen langen Fjord. Hier war das Wasser ruhig und spiegelblank.

Rasch lehrte der alte Lebensmut zurück. Die Matrosen schmetterten ihre Rufe gegen die steilen Felswände. Gespenstig kam von dort das «Hallo-Ho-Ho-Ho» zurück. Dieser Augenblick war die Geburtsstunde des ersten unsterblichen Werkes von Richard Wagner. Denn aus dem Seemannsruf wuchs der Matrosenchor in seinem «Fliegenden Holländer». Das war echtes Genie: eben noch röchelnder Todeswille und in der nächsten Stunde bereit sein für die Gnade künstlerischer Einfälle.

In dem kleinen Fischerdorf Sandwike auf der Insel Boröen ging es an Land. Die Nacht verbrachten Wagner und Minna in dem Haus eines verreisten Kapitäns. Wie wohl das tat, einmal ausschlafen zu können! Und gar mit festem Boden unter sich! Auf der offenen See hielt der Sturm unvermindert an. Also blieb noch eine Galgenfrist zum Ausruhen.

Nach zwei Tagen mußten sie wieder an Bord. Zwar warnte der Lotse. Aber der eigensinnige Kapitän ließ sich nicht umstimmen. Zunächst war alles guter Stimmung. Den beiden machte es großen Spaß, zum erstenmal in ihrem Leben einen Hummer zu verzehren. Ob sie das wohl für ein wirksames Mittel gegen Seefrankheit hielten?

Raum aber hatte die «Thetis» den Fjord verlassen, als der Sturm in der alten Stärke losbrach. Jetzt trieb der Kahn unrettbar auf ein Riff zu. Wieder standen sie vor dem Ende. Die Matrosen fluchten und schrien durcheinander. Jetzt ein furchtbarer Stoß . . . das Riff . . . das Riff . . . In Wagners Phantasie brach das Schiff zu tausend Balken auseinander.

Aber es war nur gestreift worden und darum alles heil geblieben. Nun hatte der Kapitän Einsehen und lehrte in einen anderen Hafen zurück. Wieder gab es ein paar Tage Ruhe. Sie wurden vor allem zu einem Ausflug in die dunkle Landschaft dieses Küstenstrichs benutzt. Minna und Richard Wagner stiegen zum Hochland hinauf. Unabsehbar weit erstreckte sich die kahle Hochebene. Kein Baum, kein Strauch, nur dürftiges Moos auf der grauenvollen Ebnis. Wagner konnte sich vom Anblick dieser fast unwirklichen Gegend nur schwer trennen. Seine glühende Phantasie bewahrte die Eindrücke dieses Hochlandes jahrzehntelang. Schwang dieses Bild vielleicht noch in Klingfors verwüstetem Blumengarten, in der pfad-

losen Sdnis des dritten Parsifal-Aktes und in dem Hochland vor der Götterburg Walhall nach?

Es war längst Nacht, als sie zurückkehrten. Minna bebte in Todes-ängsten. Sie hatte nur den einen Wunsch, endlich aus dieser Geisterlandschaft herauszukommen. Das Atmen wurde ihr leichter, als sie in einem kleinen Boot über den Fjord zum Hafen zurückfuhren.

In den ersten vier Tagen nach der neuen Abreise ging alles gut. Heftiger Nordwind trieb ihr Schiff auf die englische Küste zu. Plötzlich schlug er in Südwind um, der diesmal – anders als im «Fliegenden Holländer» – nichts Erfreuliches brachte. Die kleine «Thetis» tauchte wie eine Nußschale bald in die Täler der haushohen Wellen, bald wurde sie auf die höchsten Rämme geworfen.

Die Matrosen schienen den Kampf aufgegeben zu haben. Was hatte es für Sinn, gegen diese Gewalten anzugehen? Warum sie gerade auf dieser Fahrt nicht aus dem Unglück herauskamen, wußten sie nur allzugut. Schon jahrzehntelang segelte die «Thetis» von Pillau nach London. Immer war es gut gegangen. Aber diesmal stellte sich das Unglück schon beim Kreuzen durch die Ostsee ein. Im Rattegatt hatte eine Welle das schön geschnitzte Namensschild der «Thetis» weggerissen. So trieben sie jetzt eigentlich als Namenlose umher. All das Unglück hatten diese Fremden an Deck gebracht. Wer weiß, vor wem sie flohen und mit welchem Fluch sie beladen waren? Nun mit unterzugehen, war die gerechte Strafe.

Das Ende mußte jede Stunde kommen. Am 7. August, mittags $\frac{1}{2}$ 3 Uhr, glaubten sie, der letzte Augenblick sei da. Minna schluchzte und schrie. Nun, da ihr Tod in den Wellen gewiß war, wollte sie lieber von einem trockenen Blitz erschlagen werden. Nur nicht im Wasser umkommen. Richard sollte mit einem Tuch ihre beiden Körper zusammenbinden, damit der Tod sie gemeinsam fände. Entsetzlicher Gedanke, wenn vielleicht einer von ihnen aus diesem Strafgericht errettet würde, während der andere . . .

Was waren alle Leiden ihres bisherigen Lebens gegen die Qual dieser Stunde? Was hatten sie sich früher für Kummer und Gram bereitet! Wie nebensächlich erschien das jetzt, da sie dem Tod ins Auge sahen! Not und Gefahr führten die beiden wieder einmal zusammen. Und die Not der unbarmherzigen Naturgewalten war für Minna natürlich die schlimmste. Darum versuchte sie zu keiner an-

deren Stunde ihres Lebens so leidenschaftlich ihr Schicksal mit dem ihres Gatten zu verbinden.

Endlich verblaßte die Todesangst. Aber noch nicht, weil sich das Unwetter verzog, sondern nur weil Richard und Minna Wagner nicht mehr konnten. Es war ihnen jetzt völlig gleich, ob sie untergingen oder gerettet wurden.

Als dann der Sturm endlich nachließ, brachten Sandbänke neue Gefahren. Der Kapitän hatte keine Ahnung, wo sie eigentlich waren. Graublaue Wolkenballen machten jeden Versuch einer Ortsbestimmung unmöglich. Ein Segelschiff vor ihnen saß anscheinend schon fest. Das bedeutete wieder sicheren Untergang, denn von dort fortzukommen, war beinahe unmöglich. Zu Hunderten verschwanden hier die Schiffe alljährlich.

Aber auch diese Gefahr ging vorüber. Endlich kam die englische Küste in Sicht. Ein Lotse geleitete sie nochmals durch gefährliche Sandbänke. Erst nach Tagen wurde die Mündung der Themse erreicht. Die «Thetis» glitt jetzt in stockfinsterer Nacht an grellrot leuchtenden Warnungszeichen vorbei. Wegen des zeitweiligen Nebels ließen diese außerdem ihr gespenstiges Läuten Tag und Nacht nicht verstummen. Minna wollte noch nicht an Rettung glauben. Sie stand aufgeregt an der Brüstung, fürchtete sich wie ein Kind vor dem unheimlichen Spuk und wies die Matrosen immer wieder auf diese gespenstischen Augen hin. Jedesmal brachen alle Schrecken der vergangenen Tage von neuem in ihr auf.

Wagner jedoch hatte alle Leiden schon vergessen. Er wußte das Schiff in der Obhut tüchtiger Menschen. Das gab ihm seine Ruhe wieder. Er ging allein in die Kajüte und schlief sich gründlich aus. Minna dagegen konnte erst Ruhe finden, als sie vor Anker lagen. Unterdessen hatte Wagner seine Spannkraft wiedergefunden und hielt den Augenblick für gekommen, sich auf die Ankunft in London vorzubereiten. Er hängte den Rasierspiegel an den Schiffsmast, schabte sich in aller Gemütsruhe seine Seemannsstoppeln ab und zog sich wieder einmal ordentlich an.

Die Weiterfahrt auf einem richtigen Dampfschiff brachte sie bald der Weltstadt näher. Das reiche Leben an den Ufern ließ Ungewöhnliches erwarten. Schließlich fand auch diese Fahrt ein Ende. Nach den drei Wochen auf ihrer schwankenden Pinasse war endlich

Land unter ihren Füßen. Lange hatten sie von diesem Augenblick geträumt und sich darauf gefreut. Aber der Boden schwankte noch tagelang auf und ab.

Robber war besonders glücklich, wieder frei herumlaufen zu können. Offenbar reizte ihn die Bekanntschaft mit London. Alle Augenblicke verschwand er um eine Straßenecke und machte sich eines Tages zur höchsten Bestürzung seiner Pflegeeltern sogar zu einem selbständigen Ausflug nach Oxford Street auf. Es war bewundernswert, wie sein Spürsinn in der fremden Weltstadt zurückfand.

Vom Schiff aus hatten sich die drei Fahrtgenossen einen Fiaher genommen und waren in ein vom Kapitän der «Thetis» empfohlenes Hotel gefahren. Hier behagte es ihnen aber gar nicht. Waren sie auch drei Wochen lang mit der «Thetis»-Mannschaft auf Gedeih und Verderben verbunden gewesen, so sollten ihnen deren Lebensansprüche fernerhin doch nicht als Maßstab dienen. Also ging es in einem Cab quer durch die Stadt in ein anderes Hotel.

Dabei zeigte die Weltstadt gleich ihr wahres Gesicht. Charing Cross, Regent Street und ihre verschlafene Petersburger Vorstadt in Riga — welch ein Unterschied! Acht Tage hasteten sie im Brausen dieses neuen Lebens mit. Wagner wollte künstlerische Beziehungen anknüpfen. Daraus wurde allerdings nicht viel.

Außerdem war alles entsetzlich teuer. Die kleine Barschaft, die noch über die erste Pariser Zeit hinweghelfen sollte, neigte sich schon dem Ende zu. Aber die Reisenden waren ja froh, daß das Schicksal sie beieinander gelassen hatte. Zum Dank sollte der Lebenskampf freudig wieder aufgenommen werden.

Auch der Londoner Aufenthalt blieb nicht ohne Erlebnisse. Eine Sehenswürdigkeit sondergleichen waren die berühmten Sitzungen des englischen Oberhauses. Allerdings war der Zutritt für Fremde höchst schwierig. Nun hätte man meinen sollen, daß er am ehesten denen gelang, die die englische Sprache vollendet beherrschten. Das machte Wagners Aussichten noch trüber, denn er sprach damals nur ein paar Brocken Englisch. Aber bei ihm ging vieles anders als bei gewöhnlichen Menschen. Er drang zu einer solchen Sitzung gerade wegen seiner Unkenntnis der englischen Sprache vor.

Den ersten entgegenkommenden Beamten fragte er nach Lord Bulwer, dem Parlamentsmitglied und Dichter des berühmten Rienz-

Romanes. Diese kleine Rede enthielt bereits den gesamten ihm zur Verfügung stehenden Schatz an englischen Ausdrücken. Ein paar-mal geriet er wohl auch ins Französische, und das ganze klang unverkennbar sächsisch. Der würdevolle Beamte verstand kein Wort und schickte Wagner zu seinem Vorgesetzten. Dem ging es genau so. Darum half er sich auch auf die gleiche Weise. So kam Wagner, immer höher steigend, schließlich zu einer der erlauchtesten Persönlichkeiten. Dieser Lord wußte sich nicht anders zu helfen, als Wagner und Minna in den Sitzungssaal der Peers von England zu führen. Hier saß nun das Rigaer Kapellmeisterlein mit seinem Ehe-weib und hörte aufs höchste gespannt der fesselnden Parlaments-sitzung zu. Etwas nicht zu können, brachte also unter Umständen auch Vorteile.

Das neue Londoner Weltwunder von 1839 war ein sogenannter Dampfwagen, unsere heutige Eisenbahn. Wagner wollte unbedingt mit ihr gefahren sein. Erst wurde Kapitän Wulf von der «Thetis» zu einem Bummel abgeholt. Dann bestiegen sie staunend und kopf-schüttelnd zu dritt das Dampfroß.

Endlich ging es über den Kanal nach Frankreich. Als die Seefahrer in Boulogne-sur-Mer französischen Boden betraten, hofften sie, die Bekanntschaft mit dem Meer niemals erneuern zu müssen. Für Minna erfüllte sich der Wunsch. Wagner jedoch vergaß die Qualen auf der «Thetis». Ein paar Jahre später plante er eine weite See-reise, die ihn zu den äußersten Winkeln des Mittelmeeres oder gar nach Südamerika bringen sollte.

Vorerst scheute er sich, unvermittelt in Paris einzubrechen. Gerade jetzt kamen die heißesten Wochen. Gewiß lebten alle einflußreichen Persönlichkeiten noch auf dem Land. Auch wollte er zunächst die Arbeit am «Rienzi» fortsetzen. Wenigstens die Hälfte der Oper mußte fertig sein. Womit konnte er sich sonst die verschlossenen Türen aufsprengen und die zu gewinnenden Gönner überzeugen? Die «Rienzi»-Partitur war ja sein ganzes Kapital. Auch hoffte Wagner, Meherbeer hier zu finden. Vor allem hatten sie beide Erholung nötig. Minna brauchte Ruhe. Ihr die zu verschaffen, rechtfertigte jedes Opfer.

So rasteten sie noch einige Wochen in Boulogne. Wagner knüpfte von hier aus nähere Beziehungen mit Paris an. Vor allem vertraute

Sachs
Land
Bibl.

In dieser ärmlichen Gasse Rigas wohnte das Ehepaar Wagner zunächst. Weil Wagner glaubte, daß die junge Ehe hier nicht gedeihen könne, zogen sie bald in eine Vorstadt Rigas.

er seinen Schwager Abenarius mit der Suche nach einer Wohnung. Sie war die erste Voraussetzung des Pariser Unternehmens. Endlich wurde zu dem letzten großen Sprung angesetzt, für den alle Abenteuer der bisherigen Reise ertragen worden waren.

In der Postkutsche zusammengequetscht, mit Robber wieder unter den Beinen, rollten sie in Paris ein. Was von der Fahrt aus zu sehen war, wirkte kalt und verstimmend. Selbst die berühmten Boulevards kamen ihnen nicht so großartig vor wie ihr Ruf. Da war London eine andere Stadt! Die Provinzler hatten sich also schnell auf die neuen Maßstäbe eingestellt.

In einer engen und schmutzigen Gasse hielt die Postkutsche. Von Schwager Abenarius wurden sie in die Rue de la Tonnerie, eine muffige Seitengasse der Rue de St. Honoré, geführt. Dort hatte er ihnen ein «Chambre garnie» gemietet. Vor der trostlosen Armlichkeit dieser Gegend sank dem jungen Genie aller Mut. Daß man in Paris so klein anfangen mußte, hatte er nicht gedacht.

Im vierten Stockwerk erwartete sie ein leidlich freundliches Zimmer als ihr erstes Pariser Heim. Wenn man zum Fenster hinausblickte, sah man unten in schrecklicher Tiefe die Menschen zwischen den Ständen eines Wochenmarktes herumkrauchen. Ein wunderbar leuchtendes Bild! Aber es mutete Wagner fremd an. Was hatte er mit alledem zu tun?

Nur eines tröstete ihn. An dem Haus, in dem sie nun wohnten, war über der Eingangspforte dieses Schild zu lesen:

Maison, où naquit Molière.

Hier war also Molière vor 217 Jahren geboren worden. Wagner nahm das als gutes Zeichen.

Nun sollte Paris erobert werden. Eines ist gewiß: niemals ist ein Feldzug mit größerer Leidenschaft begonnen und durchgeführt worden. Wagner setzte alles in Bewegung, was er nur erreichen konnte. Jede persönliche Beziehung wurde bis zum letzten ausgenutzt. Er lief vom Morgen bis zum Abend herum und besuchte Sänger und Sängerinnen, um sich ihnen als Komponist von Gesangsnummern und als Begleiter anzubieten. Tatsächlich schrieb er einige Gesangsstücke in dieser Art. Aber weder förderten ihn nun Künstler wie die Viardot-García, noch hätte ihm das wesentlich helfen können. Tag für Tag besuchte Wagner die Musikalienhandlung von Moritz Schlesinger, an den er empfohlen war, ohne fürs erste etwas zu erreichen. Zeitungsartikel zu schreiben, bot noch die einzigen Möglichkeiten. Das brachte wenigstens etwas Geld und sogar beträchtliche Anerkennung ein. Aber dazu war Wagner eigentlich nicht nach Paris gekommen. Minna bestärkte ihn trotzdem in dieser Arbeit. Sie meinte, daß Geld jetzt die Hauptsache sei, gleich, woher es käme. Wagner wollte natürlich als Tonschöpfer anerkannt werden. Aber da verschlossen sich ihm die Türen am allerfestesten. Als ungewöhnliche Auszeichnung mußte er sich anrechnen, daß ihm seine wunderliche Columbus-Duvertüre einmal während einer Probe vorgespielt wurde.

Auch gelang es seiner Eindrigkeit, in die hochhehrwürdigen Räume der Großen Oper vorzudringen. Aber nur allzu enttäuscht verließ er sie wieder. Grundsätzlich bestand durchaus die Möglichkeit, ihn als Komponisten zu beschäftigen. Nur würde bis dahin einige Zeit vergehen. Sieben Jahre mindestens! Aus diesem Trost entnahm Wagner, was hier zu hoffen war.

Daß sich der rosigte Traum vom raschen Sieg in Paris nicht so schnell erfüllen wollte, war schließlich erklärlich. Allzu gläubig hatte Wagner seine Wünsche mit den Tatsachen verwechselt. Aber nun warfen alle Schustereien nicht einmal so viel ab, daß er mit Minna ein höchst bescheidenes Leben führen konnte. Das mußte verbittern, denn es war weniger, als der ärgste Zweifler hatte fürchten müssen. Als Ausgleich für die niederdrückenden Enttäuschungen ließ sie das Schicksal treue Freunde finden.

Der erste, der sich einstellte, war E. G. Anders. Anders hieß er, weil er in Wirklichkeit — anders hieß. Seinen richtigen Namen hat Wagner nie erfahren. Er stammte vom Rhein und war adliger Herkunft. Jrgendein grausames, aber niemals verratenes Geschick hatte sein Leben zerstört. Erst nach Anders' Tode sollte Wagner diese traurige Geschichte erfahren. Der von Geheimnissen umwitterte Freund alterte nun als kleiner Beamter in der musikalischen Abteilung der Bibliothèque Royale dahin. Seine Kenntnisse in der musikalischen Bücherkunde waren außerordentlich. Nur verstand er nicht im mindesten, sie auszuwerten und Arbeiten von sich irgendwo unterzubringen.

Vielleicht hätte sein Leben noch einen tiefen Sinn bekommen, wenn Wagners Plan ausgeführt worden wäre. Er wollte ein zweibändiges Werk über Beethoven schreiben, und Anders sollte ihm die Zusammentragung des Stoffes besorgen. Die Stürme der Pariser Erlebnisse machten die Erfüllung dieses großen Vorhabens natürlich unmöglich. So versank für Anders auch diese letzte Hoffnung. Er selbst wäre nie imstande gewesen, sein reiches Material in einem Buch zu verarbeiten.

Etwas Hilfloseres als ihn konnte man sich überhaupt nicht denken. Jede Straßenüberquerung war für ihn ein Abenteuer, obwohl er außer einem Regenschirm noch einen handfesten Stock bei sich trug. Robber erschien ihm wie ein vorsintflutliches Riesentier. Erst wenn der Hund irgendwo in Sicherheit gebracht worden war, betrat er Wagners Wohnung. Dieser Sonderling, der es bis zu seinem vierundvierzigsten Lebensjahr zu nichts gebracht hatte, sollte nun den Landsmann auf die rechten Pfade zur Eroberung von Paris führen. Dazu taugte er schlecht. Dennoch mußte Wagner für seine Freundschaft dankbar sein, denn er spornte den Verzagenden immer

wieder mit neuen Hoffnungen an. War ihm das Schicksal nicht günstig gewesen, so würde Wagner um so höher steigen. Solcher Zuspruch tat wohl.

Der zweite Freund wurde Samuel Lehrs, der ebenfalls aus Deutschland nach Paris verschlagen worden war. Lehrs besaß ungewöhnliche philologische Kenntnisse. Schon endlos lange arbeitete er für einen französischen Verlag an der Herausgabe griechischer Klassiker. So ehrenvoll diese Aufgabe war, so schlecht wurde sie bezahlt. Aber unverdrossen schuftete Lehrs weiter. Auch er besaß keine Hoffnung auf einen Wechsel in seinem Leben.

Anders und Lehrs wohnten zusammen in einem kleinen Hotel, wo ihnen fast alle ihre geringen Einnahmen von einer geschäftstüchtigen Wirtin abgenommen wurden. Schon seit Jahren wollten sie ausziehen. Aber zu einem festen Entschluß und zu dessen Durchführung kam es nie. In diesem Mangel an Entschlußkraft waren sie ihrem Freunde Wagner am unähnlichsten.

Der Dritte im Freundeskleebblatt wurde Ernst Riez, ein Maler. Er gehörte zu denen, die zeitlebens Kind bleiben. Irgendwie war er in seinen Jugendjahren steckengeblieben, lachte wie ein Jüngling und ging in echtem Jugendübermut ständig auf Scherze und Späße aus. Nach Paris war er gekommen, um im Atelier von Delaroche Ölmalerei zu lernen. Das wäre ihm wohl auch geglückt, wenn seine Pinsel nicht so viel Zeit in Anspruch genommen hätten. Stundenlang brauchte Riez, um sie zu waschen. War er endlich so weit, dann verschwand gerade die Sonne hinter den Dächern von Paris. Niemand kann ohne Tageslicht malen. Auch Riezens Bemühungen scheiterten täglich an dieser Wahrheit. So ging es Woche auf Woche.

Riez fürchtete selber, daß ihm seine Auftraggeber unter der Arbeit wegstürben. So lange, wie er zu einem Bildnis brauchte, konnte kein Fremder in Paris bleiben. Darum kam es nie zur Vollendung der begonnenen Gemälde. Nur ein einziges Bildnis in Öl hat er in Paris fertiggemacht: das seines Hauswirtes. Ihm schuldete Riez seit Monaten das Mietgeld und arbeitete nun mit dessen Konterfei die Schuld etwas herunter. Ohne diesen praktischen Zweck wäre wohl auch dieses Gemälde unvollendet geblieben, besonders weil Riez dabei ein über alle Maßen widerwärtiges Gesicht festzuhalten hatte.

Kamen die Freunde am Abend zusammen, dann griff Riez schnell zum Bleistift, zog knappe Linien aufs Papier, und diese Skizzen gelangen ihm über alles Erwarten gut. Den Wagner der Pariser Zeit könnten wir uns ohne diese leichten und doch so feinen Bleistiftarbeiten von Riezens Hand gar nicht vorstellen.

Am schönsten war, Riez französisch sprechen zu hören. Wie bei Wagner klang dies mehr nach Elbe als nach Seine. Riez brachte nicht einen einzigen Satz ohne schreckliche Fehler heraus. Dieses Kauderwelsch war besonders darum eine Quelle der Freude, weil Riez gar nicht merkte, wie komisch er war.

Schließlich erschien im Freundeskreis noch ein Maler namens Pecht. Er war im Gegensatz zu Riez sehr strebsam, aber leider nicht so begabt. Zu gleich herzlichem Umgang mit ihm kam es jedoch nicht.

Im Grunde blieb es bei Anders, Lehrs und Riez: Anders, der übervorsichtige Bücherwurm, Lehrs, der philosophische Denker, und Riez, der ewig knabenhafte Kunstjünger — ein wahrhaft seltsames Dreigestirn.

Im Mittelpunkt dieser Freundesrunde stand Minna. Sie wurde von allen geliebt. Besonders herzlicher Umgang bahnte sich mit Riez an. Seine Späße machten ihr immer wieder Freude. Minna war nicht nur dankbar dafür, sondern trieb selber allerlei Possen. In ihren jüngeren Jahren wurde ihr viel Sinn für Heiterkeit nachgerühmt.

Aber auch die anderen Freunde schwärmten für die schöne und junge Frau. Wer Sorgen hatte, trug sie ihr zu. Minna half sicher, wenn es ihr möglich war. So knapp sie mit dem Gelde meist gestellt war, immer verstanden ihre Hausfrauentugenden, den körperlich und seelisch Bedrängten ein trauliches Heim zu bereiten.

Die Freunde fanden sich allerdings erst zu Wagner und Minna, als schon Not bei ihnen herrschte. Ihre kleine, in Riga zusammenge-
raffte Barschaft war verbraucht. Die Seefahrt und der Aufenthalt in London und Boulogne hatten wie die Frühlingssonne im Märzschnee auf ihre Kasse gewirkt. In den ersten Pariser Wochen gingen die letzten Taler drauf. Hinreichende Einnahmen blieben aus. Elend war die unabwendbare Folge.

Schon aßen Wagners in einem kleinen, billigen und dementsprechend schlechten Restaurant. Richard hatte die üblen Folgen sofort an sei-

ner stets empfindlichen Gesundheit zu spüren. Aber selbst diese Mahlzeiten kosteten zuviel. Versuche, irgendwo Geld zu borgen, schlugen fehl. Schwager Abenarius und andere Quellen waren erschöpft. Freund Möller aus Königsberg antwortete nicht mehr. Andere Freunde versagten ebenfalls. Es war zum Verzweifeln.

So standen Minna und Richard Wagner bettelarm auf dem Pflaster von Paris. Wieder schienen alle Plagen in Magdeburg, Königsberg und Riga unendlich gering. Dort war es darum gegangen, ob sich Wagners hochfliegende Pläne mehr oder minder, früher oder später erfüllen würden. Außerdem hatten kleine Eifersüchteleien und andere Torheiten ihr Leben verbittert. Jetzt aber umbrandete sie das härteste aller Leiden: der Kampf um das nackte Leben.

Auch das tägliche Brot fehlte. Hunger war das Gespenst, mit dem man sich herumschlug. In das kleine Zimmerchen kroch die Winterkälte.kehrten die beiden Fremdlinge in ihr Molière-Haus zurück, so mußten sie an den Marktständen vorbei, ohne etwas kaufen zu können. Eroberer im Elend!

Als erstes versuchten sie, in Geld umzusetzen, was irgendwelchen Wert besaß. Wagner blätterte im Wörterbuch. Leihhaus = lombard stand dort. Auf dem Stadtplan von Paris fand sich wirklich eine Rue des Lombards. Also zu Fuß dorthin. Lange irrte er in dieser abgelegenen Gasse umher. Ein Leihhaus war nirgendwo zu entdecken.

Dagegen hatte Wagner auf seinen langen Wanderungen über Geschäften oft das Schild «Mont de piété» gelesen. Am Abend belehrte ihn der Freundeskreis über diese Aufschrift. Wagners Spürsinn hatte das Richtige getroffen. Mont de piété – Berg der Gottesfurcht und Frömmigkeit nennen die Franzosen etwas feierlich unser schlichtes und ehrliches deutsches Leihhaus.

Auf einen solchen Berg der Gottesfurcht wanderte Wagner nun oft. Erst kam der kleine Rest des Silberzeuges dran, den sie aus Riga gerettet hatten. Es war schmerzlich, aber ohne Silberzeug konnte man schließlich leben. Dann trennte sich Minna schweren Herzens von den Hochzeitsgeschenken. Als letztes folgten ihre Schmucksachen und ein Überbleibsel ihrer Theatergarderobe.

Von diesem einst reichen Schatz hatte Minna mit Zähigkeit ein

Prachtstück zurückbehalten. Es war ein herrlicher Schlepprock aus blauer Seide, mit echtem — echtem! Silber bestickt. Einst hatte ihn eine richtige Herzogin von Dessau auf Hoffesten getragen. Dann bezauberte Minna in ihm als Theaterherzogin an der Rampe, und nun wickelte ihn Wagner zusammen, klemmte das Päckchen unter den Arm und wanderte damit auf den Berg der Frömmigkeit.

Lange überrechnete er, wie hoch dieser herrliche Prunkmantel wohl eingeschätzt würde. Jedes Fünffrancstück, das sich mehr heraus schlagen ließ, bedeutete für soundso viel Tage eine warme Mittagsmahlzeit.

Not kennt kein Gebot. Wagner lernte schnell, aus diesem Leihhaushandel doppelten Gewinn zu schlagen. Den Leihschein konnte man an einen Dritten weiterverkaufen. Allerdings war dann der Gegenstand endgültig verloren, denn ohne Schein wurde nichts ausgelöst. Aber für das tägliche Leben mußte man das auf sich nehmen. Wann würden sie wohl je wieder in die Lage kommen, einen echten Herzogsmantel zu gebrauchen? Schweren Herzens trennte sich Minna von dieser letzten handgreiflichen Erinnerung an ihre Mimenzzeit. Wagner sah darin wohl nur ein Stück Theaterflitter und entschloß sich leicht zum doppelten Verkauf.

Das Allerlezte, was ihnen geblieben war, vermochte er aber trotz aller Not nur schwer hinzugeben. Denn dieser Schatz bedeutete ihm unendlich mehr als den Wert des Geldes: es waren ihre Trauringe! Vor drei Jahren wurden sie am Königsberger Altar eingesegnet. Der Pfarrer hatte von einem Freund gesprochen, dessen Segen ihnen in der Not gewiß zuteil werde. Dann wurde das Fest ihrer Hochzeit mit Champagner und Punsch gefeiert. Nun streiften die Unglücklichen ihre Trauringe von den Fingern, und Wagner schlich elend und todestraurig davon, um auf dem Umweg über den Berg der Gottesfurcht Brot und Fleisch daraus zu machen. Jetzt lernten sie den himmlischen Freund wirklich kennen. Nur war schmerzlich, daß er gerade in diesem Haus der Frömmigkeit wohnte. So hatte es der Königsberger Pfarrer wohl auch nicht vorausgesehen.

Zu all den Qualen kam noch ein besonderer Schmerz. Robber, der geliebte Hund, verschwand eines Tages. Welche Not hatten sie bei der Grenzüberschreitung mit ihm gehabt! Ihr Leben war seiner Einsicht und Folgsamkeit anvertraut gewesen. Während der Seefahrt

mußte Wagner die letzte Kraft zur Hütung dieses Freundes hingeben. Auch aus London brachten sie ihn wunderbarerweise heil wieder heraus. Wagner hatte Wort gehalten, seinen Robber nie zu verlassen.

Aber Robber war treulos und verließ ihn. Und gerade in dem Augenblick, da er alle Mühen durch seine Treue vergelten und ihr einziger Kamerad in der schwärzesten Not sein sollte. Wagner hatte mit Stolz beobachtet, wie dieses Brachttier überall bewundert wurde. Was er als Tonschöpfer nicht im mindesten erreichte, das war ihm mit seinem Hund mühelos gelungen: er hatte Aufsehen erregt. Robber war zudem das einzige Stück Leben, das zwischen ihm und Minna stand. In der Liebe zu diesem Hunde und in der Fürsorge für ihn hatten sie sich immer wieder gefunden.

Eines Tages war Wagner mit Robber vors Haus getreten. Das Tier lief davon und kehrte nicht wieder. Erst nach Wochen sah ihn Wagner plötzlich auf der Straße noch einmal. Aber jetzt schien Robber Angst vor seinem alten Herrn zu haben oder war ihm vielleicht schon entfremdet. Er lief dem Hunde nach. Der jedoch sprang in den endlosen Straßen immer weiter davon, so daß Wagner schließlich die Jagd aufgeben mußte. Der vierbeinige Freund war für immer verloren.

13

Der erste Winter hatte den Sieg nicht gebracht. Die Methoden des Angriffs waren offensichtlich falsch gewesen. Also mußte man sie ändern.

Mit dem möblierten Zimmer in Molières Geburtshaus als Standquartier ließ sich Paris nicht bezwingen. In der Seinestadt mußte man auftrumpfen und den Leuten zeigen, wer man ist. Paris ließ sich nicht im jahrelangen Kleinkrieg erobern. Ubrigens hätte Wagner das am wenigsten ausgehalten. Nein, er mußte alle Kräfte auf einen einzigen, gewaltigen Schlag sammeln. Im nächsten Jahr oder nie würden sich die Hoffnungen erfüllen.

Die Philologen in Wagners Freundeskreis fanden heraus, daß der Name Wagner nichts mit dem Wagen, dem Fuhrwerk oder Fuhrwerker zu tun habe. Wer Wagner hieß, müsse nicht wägen, sondern

wagen. Es konnte keine Behauptung geben, der Wagner freudiger zugestimmt hätte.

Die erste Voraussetzung zum Aufstieg in Paris war zweifellos eine standesgemäße Wohnung. Die Leipziger Verwandten und ein wohlhabender Gönner hatten ihm gerade für ein halbes Jahr feste Unterstützung zugesagt. Diese Gelegenheit mußte ausgenutzt werden.

Darum mietete Wagner für das nächste Frühjahr eine eigene Wohnung auf der Rue de Helder. Die Miete von hundert Franc im Monat brauchte nur vierteljährlich bezahlt zu werden. Am nächsten Quartalsersten wäre aber das goldene Zeitalter bestimmt schon angebrochen. Also konnte man sich diese Wohnung leisten.

Die Mahlzeiten im Gasthaus waren teuer und schlecht. Minna hatte oft ausgerechnet, daß sie von dem Geld, was sie dort für ein Gericht bezahlten, in der eigenen Wirtschaft den ganzen Tag leben konnten. Wenn Minna wieder in der Küche bei ihren Kochtöpfen stände, würden sie mit weniger auskommen. Eine eigene Wohnung war also die reinste Ersparnis. Der Gedanke, das gemeinsame Schicksal auf ihre Weise wieder stärker mitgestalten zu können, erfüllte Minna mit großer Freude.

Auch in Paris brachte Wagner das Kunststück fertig, mit so gut wie nichts eine ganze Wohnung einzurichten. Möbel und Hausrat wurden wieder auf Abzahlung gekauft. Auch in Paris gab es Händler, die sich darauf einließen. Sie wußten nichts von Magdeburg, Königsberg und Riga und konnten darum nicht ahnen, daß Wagner auf die gleiche Weise schon einige Wohnungseinrichtungen erworben hatte.

Am 15. April 1840 zogen sie in ihre neue Behausung ein. Der «Concierge» sah ihnen erstaunt nach, weil sie mit gar so wenig Gepäck anrückten. Aber die Händler brachten dafür um so freudiger das reichlich Bestellte. Minna verstand mit der altbewährten Geschicklichkeit, das neue Heim behaglich einzurichten.

Leider machte das Glück nicht die geringsten Anstalten, sich dem deutschen Musikerpaar zu nähern. Im Théâtre de la Renaissance, von dem Wagner eine Aufführung des «Liebesverbotes» zugesagt war, ging die Renaissance gerade zu Ende. Es brach zusammen und wurde geschlossen, als sich der deutsche Tonschöpfer kaum in sei-

ner neuen Wohnung eingerichtet hatte. Ebenso ging es mit anderen Hoffnungen.

Den Großartigen zu spielen, führte offensichtlich auch nicht ohne weiteres zum Erfolg. So brachte ihnen die neue Wohnung nicht Erleichterung, sondern noch schwerere Sorgen.

Wieder kam der Pariser Sommer. Alles war auf dem Lande. Wagner pochte nur noch an verschlossene Türen. In langen Spaziergängen versuchten die Unglücklichen Erholung zu finden. Sie fühlten sich einsam. Was sollten sie eigentlich unter all den fremden Menschen?

Wagners Phantasie schwärmte weiter. Der Pariser Plan war noch viel zu eng gewesen. In Südamerika lag das Glück! Mit ungleich geringeren Anstrengungen könnten sie sich drüben beträchtlichen Wohlstand verschaffen. Dort war Freiheit und Weite für alle neuen Regungen. Freilich würde er dann keine Opern mehr komponieren. Aber ein Leben ohne den Dämon Theater war ja gerade das Herrliche.

Minna hörte sich das geduldig an. Dann begann sie mit Vorschlägen, was sie noch alles sparen könnten. Ließ sich denn nicht auf dieses und jenes verzichten? Und wollte es Richard nicht hier oder dort versuchen? Beim Kleinen mußte man anfangen. Das Große würde dann — vielleicht — von selber kommen.

Dabei hatte sich Wagner noch gescheut, ihre Lage in aller Trostlosigkeit zu gestehen. Die Angst, am nächsten Quartalsersten reinen Wein einschenken zu müssen, machte ihm wochenlang schlechte Laune. Aber er ließ sich von den Sorgen nicht unterkriegen. Wagner fing nicht bei den Kleinigkeiten an, sondern sah das letzte Ziel. Darum konnte er in diesen Tagen mit unbeschwertem Herzen den Entwurf zu seinem «Fliegenden Holländer» aufzeichnen, wie sich sein Schaffensdrang in den Tagen äußerer Not ja immer am stürmischsten regte.

Von Minna aus gesehen, war diese Arbeit reiner Wahnsinn. Würde ein Pariser Theater dies Werk aufführen? Nein! Was hatte es dann für einen Wert? Sie dachte immer an das Praktische, Wagner aber an das Ungeheure, Niedagewesene.

Minna schaltete und waltete in der neuen Wohnung als echte Hausfrau. Jeder Tag bot Gelegenheit, ihre Tüchtigkeit zu be-

währen. Da sich die Segnungen aus ihrem standesgemäßen Auftreten nicht einstellen wollten, mußten sie leider so rasch wie möglich versuchen, wenigstens einen Teil der Wohnung wieder loszuwerden.

Diesmal war ihnen das Glück hold. Durch Kiezens Vermittlung hatten sie von einer älteren Dame aus Leipzig gehört, die für zwei Monate eine angenehme Behausung in Paris suchte. Sofort richtete Minna zwei der nettesten Zimmer her. Fräulein Leplah wurde als Hausgenossin aufgenommen. Mit Hilfe ihres recht üppigen Geldbeutels hofften Wagners, die Wohnung halten zu können. Daß sie bei der Untervermieterei angekommen waren, war ihnen sehr schmerzlich.

Fräulein Leplah wollte selbstverständlich auch frühstücken. Gern übernahm Minna die Besorgung, denn davon blieben ein paar Sous für den Haushalt übrig. Das tat ihr wohl. Ein Spaß war es nicht, die geizige Mieterin zu bedienen. Aber alles, was zur Erleichterung ihrer schweren Lebenslage beitragen konnte, nahm Minna gern auf sich. Ohnehin trug die Vermieterei nicht viel ein. Aber hier ein paar Sous und dort ein paar Franc, das half schon weiter. Man mußte nur ein bißchen praktisch sein.

Als die zwei Monate um waren, trauerten sie dem sauertöpfischen Fräulein Leplah fast nach. Doch fand sich bald Ersatz in Gestalt eines deutschen Geschäftsreisenden namens Brix. Es war sicher ein herzensguter Mensch. Leider hatte er einen großen Fehler. Er blies nämlich Flöte.

Ein Unglück kommt aber selten allein. In der Nebenwohnung ließ sich ein Klavierspieler nieder, der vom frühen Morgen bis zum späten Abend die Kaskaden der Lisztschen Opernfantasie über «Lucia von Lammermoor» wie ein Rasender rauf und runter gurgelte. Das war zuviel für Wagner.

Er ersann einen Plan, um diesen Klavierhämmerer zu vertreiben, und führte ihn mit Hilfe seines Untermieters Brix sofort aus. Das alte klapprige Piano wurde mühsam ins Schlafzimmer geschleppt, genau an die Wand, auf deren anderer Seite der furchtbare Klavierheld bis zum Steinerweichen übte. Brix zog seine Pikkoloflöte heraus, und Wagner begleitete ihn wie rasend auf dem altersschwachen Klavier. Der Tastenritter in der Nebenwohnung erschraf

so, daß er augenblicklich sein Zimmer kündigte und kurz darauf auszog. Diese Unannehmlichkeit war also behoben.

Als die Unterstützung aus Leipzig aufhörte, stieg die Geldnot höher und höher. All die Entbehrungen, die Wagner, aber mindestens ebenso stark Minna auf sich nahmen, sollten im wesentlichen eines ermöglichen: die Vollendung der «Rienzi»-Partitur. Ehe sie nicht fertig war, konnte es keinen Sieg auf der ganzen Linie geben. Das wußte Wagner, und das spürte auch Minna, wenngleich sie sich vom Inhalt der immer mächtiger anschwellenden Partitur keine rechten Vorstellungen machen konnte. Jedenfalls mußte für diese zwei dicken Bände alles geopfert werden.

Damit Richard in Ruhe weiterarbeiten konnte, nahm Minna immer mehr auf sich. Bis jetzt hatte die Hausmannsfrau alle groben Arbeiten, wie Bodenscheuern und Wäschewaschen, besorgt. Nun konnte sie nicht mehr bezahlt werden. Wagner litt, als er beim Dienstaussagen seine Armut offen eingestehen mußte. Um so wohlthuender berührte ihn, daß die einfache Frau durch schlichtes Schweigen Verständnis für seine peinliche Lage bekundete.

Minna war nicht so gehemmt. Sie nahm Scheuerhader und Soda zur Hand und ging an die Arbeit. Die ehemalige erste Liebhaberin des Dessauer Hoftheaters spülte nun auch das Geschirr selber ab und schlich sich am frühen Morgen vor die Tür des Untermieters, um dessen Schuhe zu putzen.

Freude machte ihr solche Arbeit nicht. Diese Schusterei war sogar widerwärtig. Aber das einmal Notwendige übernahm Minna gern und klagte nie darüber. Richard mußte nicht ein einziges Mal hören, ein wie herrliches Leben sie als Gattin eines ihrer ernsthaften Bewerber erwartet hätte. Sie zeigte jetzt Zartgefühl, obwohl Takt im allgemeinen nicht ihre starke Seite war. Mit all diesen Arbeiten erfüllte sie ihre Pflicht, und die war ihr eine Selbstverständlichkeit. Überhaupt tat Minna alles gern, was in ihrem Lebensbereich lag.

Leider konnten alle Opfer die Lage nicht zum Besseren wenden. Wieder türmten sich Schulden über Schulden. Auch die letzten Geldquellen waren versiegt. Umsonst schrieb Wagner Briefe über Briefe mit Darlehnsgesuchen. Dem Jugendfreund Apel berichtete er mit wundem Herzen von den versehten Trauringen. Leider hätten sie

nur für Brot, aber nicht für Brot und Arznei gereicht, die er jetzt notwendig für Minna brauche.

Diesem Bild in schwärzesten Farben stellte er die rosigste Schilderung seiner Zukunftsaussichten gegenüber. Daß demnächst bedeutende Gelder hereinkommen würden, war sicherer als sonst etwas auf der Welt. Aber damit rührte Wagner niemanden mehr, nicht einmal seinen guten alten Freund Apel, der freigebig genug gewesen war.

Ende Oktober 1840 wurde der Tiefpunkt erreicht: Wagner mußte ins Schuldgefängnis. Am Morgen hatte er seinen traurigen Gang angetreten. Den ganzen Tag zitterte die verlassene Minna. Sie mußte ihren Gatten retten, das war ihr klar. Aber was sollte die Frau, die kaum ein Wort Französisch verstand, in dem weiten Paris anfangen? Es blieb nichts übrig, als den Jugendfreund Apel noch einmal um Unterstützung zu bitten. Minnas Brief ging über viele Seiten. Sie bettelte und flehte für ihren Richard. Jedes Mittel war ihr recht.

Diese Briefe an Apel sind gar nicht das Gejammere einer dummen und albernen Frau, als die uns Minna oft geschildert wird. Es spricht im Gegenteil viel Feinsinn, Würde, Klugheit, Menschenkenntnis und Standhaftigkeit aus ihnen:

28. Oktober 1840

... Möge es Sie nicht verwundern, wenn Sie von mir einen Brief erhalten, und zwar einen Brief dieses Inhaltes ... Heute früh hat mich Richard verlassen müssen, um das Schuldgefängnis zu beziehen; noch bin ich fürchterlich aufgeregt, daß mir alles vor den Sinnen schwirrt; ... — Mein armer Mann, der als Fremder nicht einmal die Vorteile genießt, die in dergleichen Lagen dem Einheimischen zugute kommen, ist in den Händen eines hier ansässigen Deutschen, der mit solcher Hartnäckigkeit gegen ihn verfährt, daß ich durch Erweichung hier auf keine Erlösung rechnen kann ... hätte ich selbst die Mittel, mich von Paris zu begeben, so würde ich doch nun und nimmermehr Richard in dieser Lage verlassen, denn ich weiß, er ist nicht durch Leichtsinns in dieselbe geraten, sondern das edelste und natürlichste Streben eines Künstlers hat ihn so weit gebracht, wie ohne besondere Hilfe leider wohl jeder kommen mußte.

Ich hatte nur nach großem Widerstreben in seinen Plan gewilligt, nach Paris zu gehen; je vertrauter ich jedoch nun mit seinem hiesigen Vorhaben geworden bin, je mehr sehe ich ein, daß es nur an Mangel einer hinreichenden Unterstützung liegen wird, wenn er hier zugrunde geht und sein Ziel nicht erreicht . . . Er hatte Arbeit und nahm fast schon genug ein, als ich brauche, um ihm seine kleine Wirtschaft mit Sparsamkeit zu führen; das heutige Ereignis macht aber alles zunicht . . . in vierzehn Tagen sollte die Overture zu seinem «Rienzi», die er eben fertiggemacht hat und der alle großen Erfolg versprechen, aufgeführt werden; ohne seine persönliche Anwesenheit bei der Probe ist dies aber nicht möglich. Soll man darüber nicht in Verzweiflung fallen? — . . . Sollten Sie, der Sie seit so lange meinem Richard ein freundschaftliches Herz erhalten haben, ihn uns untergehen lassen, weil es sich hier um ein außergewöhnliches Opfer handelt? — . . . Zu meinem Schrecken habe ich früher einmal erfahren, wieviel Ihnen Richard schon schuldet; Sie haben ihm damals durch Ihren Kredit Geld verschafft; — was war aber seine damalige Lage gegen unsere jetzige? Sollte nicht ein solches Opfer jetzt ungleich besser angewendet sein, weil jetzt auch die Aussicht vorhanden ist, eine ähnliche Schuld im Laufe eines, höchstens zweier Jahre gewiß wieder bezahlen zu können? Glauben Sie mir, daß ich für gewöhnlich Richards exaltierte Hoffnungen nicht theile; jetzt aber weiß ich aus seiner eigenen Bekannten Munde, daß er nur noch einen Schritt vorwärts zu tun hat, um an sein Ziel zu kommen! . . .

Da Apel etwas Geld in Aussicht stellte, schrieb Minna nochmals:

17. November 1840

Wertester Herr Apel!

Zunächst fühle ich, habe ich Sie um Verzeihung zu bitten wegen der Art und dem Ungestüm, mit welchem ich leztthin Ihnen schrieb; es wird mir klar, daß meine heftige Aufregung wenig geeignet sein konnte, Ihre Teilnahme für unser Schicksal zu steigern; dafür, daß ich richtig urteile, spricht Ihr Schweigen. Haben Sie aber die Güte, diese meine Aufregung, die Sie wahrscheinlich unangenehm berührt, wenn nicht gar verletzt hat, auf Rechnung meines großen

Elendes und des betäubenden Schlages zu sehen, der mich an jenem Tage traf. Seitdem bin ich ruhiger geworden; . . . Ich war bei Richard und habe ihm Ihren werten Brief übergeben; er dankt Ihnen herzlich dafür; ich habe ihn zugleich getröstet mit dem Vertrauen auf Sie und ihm die Hoffnung erweckt, daß Sie sich in Betracht so außerordentlicher Umstände zu einem außerordentlichen Opfer entschließen würden. Ich gestehe Ihnen, daß ich täglich auf eine Erfüllung meiner verzweiflungsvollen Bitte geharrt habe. Richard ist krank; um ihn zu pflegen, möchte ich gern zu ihm ziehen; da dies jedoch unbezahlbare Kosten verursachen würde, so muß ich ihn in dieser Hinsicht Gottes Schutz überlassen. . . . Richards Gläubiger schickte gestern zu mir und hatte die Unverschämtheit, mir zuzumuten, daß ich an Richards Schwager, H. Brockhaus, schreiben möchte, um bei ihm die Bezahlung der Schuld auszuwirken. Er kennt also diese Verwandtschaft, und es wurde mir nun klar, auf welche Aussicht hin er so hart gegen meinen Mann verfährt. Richard aber so als ich, wir würden lieber jahrelang eine solche Lage ertragen, als unsern Schwur brechen, seinen Verwandten je mehr zur Last fallen. Jedoch hat mich dieser Auftritt bewogen, mich noch einmal an Sie zu wenden, auf die Gefahr hin, als zudringlich von Ihnen abgewiesen zu werden. Ich als Vermittlerin bin vielleicht fähiger, als Richard es ist, Sie um ein Opfer anzugehn, denn ich spreche für einen andern, weniger für mich. Ich kann mich mit Ihnen gleichstellen, denn auch ich habe ihm Opfer gebracht: ich habe mein ruhiges, selbständiges Los aufgegeben, um mich an das seinige zu fesseln, dem es bestimmt zu sein scheint, erst durch die heftigsten Stürme und Prüfungen an sein Ziel zu gelangen . . . — Sie entgegnen in Ihrem Brief an Richard, daß es Ihnen unmöglich sei, mehr für ihn zu tun, als Sie zugleich taten. Daß Sie selbst dies taten, gibt Ihnen guten, edlen Willen zu erkennen; daß Sie, ohne den gewöhnlichen Etat Ihrer Ausgaben zu überschreiten, ihm kein größeres Opfer bringen können, muß ich ebenfalls glauben, da Sie es versichern. Lassen Sie mich aber, ohne mich weiter damit brüsten zu wollen, erzählen, was ich als Mädchen für meinen Bruder tat, der mir in gewissen Beziehungen vielleicht ferner stand als Ihnen Richard. Jener sollte in Leipzig studieren; meine Eltern aber konnten ihn nicht unterstützen. Ich übernahm es, in Zeiten,

In diesen Fjord rettete sich die «Thetis» mit Minna und Richard Wagner an Bord. Im Vordergrund die Häuser von Sandwile, wo Wagner bekanntlich auch den zweiten und dritten Akt seines «Fliegenden Holländers» spielen läßt. Im Hintergrund die Felswand, die die gespenstischen «Hallo-Ho-Ho-Ho»-Rufe der Schiffsmannschaft zurückwarf, woraus Wagner die Anregung für seinen Matrosenchor gewann.

Sachs.
Landes-
Bibl.

Bei den abendlichen Zusammenkünften der Freunde um Wagner griff E. B. Riez oft zum Bleistift. Dabei ist ihm auch eines der bekanntesten und schätzenswertesten Wagner-Bildnisse gelungen, das zugleich das früheste ist. Es befindet sich jetzt im Hause Bahnsfried in Bayreuth.

wo mir es bei dem schlimmen Kassenbestand der Theaterdirektion oft an vier Groschen fehlte, um Mittagessen holen zu lassen. Ich versetzte dann meine Ohrringe u. dgl., die mir für das Theater oft unentbehrlich waren, schickte das Geld meinem Bruder, der dafür etwas lernen sollte, und behielt mir nur drei Pfennige zurück, um mir davon ein Brötchen zu kaufen, das ich auf einem Spaziergange um die Stadt als Mittagsmahl verzehrte, während ich bei meinen Wirtsleuten vorgegeben hatte, daß ich irgendwo zu Tische ausgeben sei. — Sollte denn nur der Arme und Dürstige das Gefühl haben, Opfer dieser Art zu bringen? Sollte der Vermögende, dem es verhältnismäßig so unendlich viel leichter werden könnte, über all sein Vermögen nicht die Mittel finden, auf ähnliche Art zu helfen? — Man kann mir einwenden, das war für einen Bruder; — für einen Bruder wäre es aber auch nicht zuviel, wenn man die Hälfte seines Vermögens opferte. Sollte der Freund denn aber nicht wenigstens ein Hundertteil wert sein? Und Richard war und ist Ihr Freund im eigentlichen Sinne; ich kann es bezeugen, denn ich . . . bin Zeugin und Teilnehmerin der tiefsten Rührung gewesen, mit der er stets Ihrer gedachte, als er jahrelang von Ihnen getrennt war. Noch mehr, — es kommt mir zwar nicht zu, mich darüber auszulassen, — in Richard ist ein schönes Talent zu retten, das seinem Untergange nahegebracht wird, denn schon ist er so weit, allen Mut aufzugeben, ohne den ist seine höhere Bestimmung verloren. Es ruht vielleicht eine schwere Verantwortung auf denen, die sich jetzt achselzuckend von ihm wenden. Ich kann ihn nicht aufgeben; deswegen bin auch ich vielleicht die einzige, die am lebhaftesten fühlt, wie schmachvoll es ist, ihn verkommen zu lassen. — Ich bitte für meinen Mann, für Ihren Freund; wollen Sie unsern Richard aufgeben, weil es sich darum handelt, durch Ihren Kredit ihm schnell eine Summe zukommen zu lassen? Wahrlich, das werden Sie nicht wollen . . .

Diese schönen Worte eines leidenden Frauenherzens rührten Apel. Mit dem Geld, das er schickte, kaufte sich Wagner aus der Schuldhast frei.

Allerdings haben uns neuere Veröffentlichungen eine Überraschung bereitet. Diese edlen Briefe verfaßte nämlich Minna nicht allein. Vor sich hatte sie einen ausführlichen Entwurf von ihrem Mann

liegen, der im wesentlichen nur abgeschrieben zu werden brauchte. Es war vielleicht so: Richard traute sich nicht mehr, den guten Apel noch einmal um ein Darlehen zu bitten. Darum ließ er Minna schreiben. Ihre Trauer würde ihn gewiß rühren. Tatsächlich war dies der Fall.

Darum ist die Frage aufgeworfen worden, ob Wagner wirklich in Schuldhaft kam oder dies nur von Minna an Apel schreiben ließ, um ihn zu erweichen. Vielleicht drohte die Haft, und er kam gerade noch an ihr vorbei. In den betreffenden Tagen hat Wagner Briefe geschrieben und die Partitur des «Rienzi» vollendet. War das in der Schuldhaft möglich, und war er in so unerfreulicher Umgebung dazu in der rechten Stimmung? Wagner hat niemals in seinem ferneren Dasein über Erlebnisse in dieser Schuldhaft gesprochen, und er hat doch sonst aus nichts in seinem Erdenwandel ein Hehl gemacht.

Es ist aber schließlich nicht allzu wichtig, ob er den Kelch bis zur Reige austrinken mußte, oder ob ihm das Allerschlimmste im letzten Augenblick erspart wurde.

Ebensowenig vermögen wir nachzuprüfen, ob das Gerücht, Minna habe auf der Straße um Brot und Kupfermünzen gebettelt, auf Wahrheit beruht.

Der Kampf um das nackte Leben hatte jedenfalls eine erbarmungslose Schärfe angenommen. Auch die endlich gewährte letzte Freundschaftsgabe von Apel vermochte die Not nicht für lange zu verscheuchen. Wenige Wochen später schwebte das Damoklesschwert der Schuldhaft schon wieder über Wagner.

Indessen gab es in den schlimmen Pariser Jahren auch angenehmere Stunden. Nach wie vor bildete an den Abenden das Zusammensein mit den Freunden die beste Entspannung von der Qual des Tages. Die kargen Mahlzeiten wurden redlich geteilt. Dann versanken die Freunde in stundenlange Erörterungen. Meist waren sie bald bei den ernstesten Fragen der Philosophie angekommen. Freund Lehrs wurde in diesen Stunden zu einem großen Anreger Wagners. Hier und da kamen die noch nicht begraben Pläne für die Eroberung von Paris zur Beratung.

Manchmal überwältigte sogar der unbändige Lebenstrieb die armen deutschen Künstler. Dann vergaßen sie für Stunden alle Sor-

gen. In der Silbesternacht von 1840 zu 1841 donnerte es plötzlich an Wagners Türe. Die Freunde stürzten herein. Lehrs brachte eine Kalbskeule, Pecht eine Gans, Rieß stiftete Rum, Zucker und Zitronen, und Anders opferte zwei bis dahin sorgsam behütete Flaschen Sekt.

Sofort wurden die Vorbereitungen zu einem glänzenden Fest getroffen. Einer mußte den Salon heizen. Den anderen beschäftigte Minna in der Küche als Hilfskoch. Der dritte stürzte hinunter zum Kaufmann, um noch einiges zu besorgen. Rasch wurde ein festlicher Tisch gedeckt. Endlich konnte Minna wieder einmal aus dem vollen schöpfen.

Es ging denn auch bald hoch her. Wieder schlug der Champagner die erste Bresche. Der Punsch eroberte dann die ganze Festung. Diese Reihenfolge hatte sich schon öfters bei Wagners Geselligkeiten bewährt. Noch war alles so klar, daß der unfreiwillige Gastgeber eine große Rede mit allerlei Anspielungen halten konnte. Sitzend begann Wagner. Dann sprang er auf, bestieg den Stuhl und stand schließlich zwischen all den Gläsern und Tellern auf dem Tisch.

In dieser Rede war ihm das Unsinnigste gerade recht. Was für ein kleines und elendes Leben führten sie doch! Wagner ließ seiner Lebensverachtung vollen Lauf. Wie oft in ausnehmend heiteren oder besonders schmerzlichen Stunden kam er auf Südamerika zu sprechen. Dort war das Paradies! Dann brachte er allerlei in Beziehung, was nichts miteinander zu tun hatte. Aber in allen Unsinnigkeiten lag immer ein Stückchen feiner Weisheit. Seine Freunde wälzten sich vor Lachen.

Nach dieser Rede schlugen die Bogen einer allumfassenden Glückseligkeit über ihnen zusammen. Niemand konnte mehr nach Hause gehen. Urgendwo und irgendwie schliesen die Freunde in Wagners Wohnung dem Jahre 1841 entgegen.

Pariser Bohèmezauber umfing auch sie einmal. Wieviel harte Entbehrungen mußten diese übermütigen Stunden vergessen machen!

Allmählich besserte sich Wagners Lage. Im wesentlichen verdankte er dies drei verschiedenen Aufträgen. Mit allen dreien hatte es eine sonderbare Bewandtnis.

Eines Tages erschien Wagners «Förderer», der Musikverleger Schlesinger, mit dem Ersuchen, Wagner solle eine Schule für Cornet à piston schreiben. Dies Schwesterinstrument der Trompete war allerneueste Mode der Pariser. Eigentlich war mit diesem Instrument nicht viel anzufangen. Nur wer sich in seinen musikalischen Ansprüchen grenzenlos bescheiden wollte, konnte mit diesem in seinen Ausdrucksmitteln arg beschränkten Instrument zufrieden sein. Aber Cornet à piston war einmal die große Mode, und dem mußte auch der Verleger Rechnung tragen.

Zwar gab es schon einige ausgezeichnete Schulen zur Erlernung dieses Schmetterinstrumentes. Aber leider waren sie bei anderen Verlegern erschienen. Nun sollte aus den bisher bestehenden Schulen eine neue zusammengebraut werden. Der findige Schlesinger war der Meinung, daß diese Aufgabe für den deutschen Idealisten gerade das Rechte sei.

Die Arbeit lockte gewiß nicht. Aber sie brachte Geld ein. Darum mußte sich Wagner so stellen, als sei er freudig bewegt über die hohe Auszeichnung. Minna freute sich über den einträglichen Auftrag wirklich von Herzen.

Leider hatte Wagner nur äußerst nebelhafte Vorstellungen von diesem Cornet à piston, das in seinen Opernpartituren nicht zu gebrauchen war. Trotzdem machte er sich mit unentwegtem Mute an die Arbeit. Fürs erste ging sein Leichtsinns noch einmal gut ab. Als Wagner mit der sauren Arbeit gerade begonnen hatte, wurde seinem Auftraggeber eine soeben vollendete Kornetttschule von anderer Seite angeboten.

Daraufhin zog Schlesinger den Auftrag bei Wagner sofort zurück. Das war gut so. Denn wer weiß, was herausgekommen wäre, wenn die Pariser Liebhaber das Cornet à piston nach Wagners Methode erlernt hätten!

Wagner sollte dafür Suiten für Cornet à piston schreiben. Jeweils die schönsten Melodien aus bekannten Opern der damaligen Zeit

waren in liebliche Sträuße zu verarbeiten. Schlesinger sandte sechzig dickeibige Klavierauszüge, die Wagner in seiner kleinen Wohnung aufstapelte.

Damit begann eine überaus traurige Schusterei. Zunächst suchte Wagner in den Auszügen die passenden Melodien heraus und bezeichnete sie mit eingelegten Papierstreifen. Als die sechzig Wälzer durchgeackert waren, baute er sich phantastische Türme auf seinem Arbeitstisch zurecht, um im entscheidenden Augenblick alle Arten von Melodien zur Hand zu haben. Etwas Flottes in F-dur – rechts unten. Kurzer Trauermarsch in cis-moll – links oben usw. So begann Wagner, die in Auftrag gegebenen vierzehn Suiten zurechtzuschneiden.

Dabei setzte er allerhand Vertrautheit der Pariser Laienbläser mit diesem recht launenhaften Instrument voraus. Wagner schien der Meinung zu sein, daß es in den höchsten Lagen am besten klinge. Leider gingen diese freundlichen Hoffnungen weit über das Mögliche hinaus. Als ein berühmter Kornettbläser diese Suiten zu Gesicht bekam, stellte er sofort fest, daß ihr Bearbeiter keine Ahnung von dem Instrument hatte. Was Wagner verlange, könne niemand blasen.

Dieser Reinfall befriedigte ihn beinahe. Gerade so hatte es kommen müssen. Warum belästigten sie ihn mit solchen läppischen Arbeiten. All seine leidenschaftlichen Gedanken weilten beim «Rienzi». Eigene Werke zu schaffen, das war seine Sendung. Für diese Melodiensfickerei hatte ihn die Vorsehung nicht bestimmt.

Minna dagegen war bestürzt. Wieder versank eine Hoffnung. Dieses neue Unglück bedeutete längere Fron. Immer noch mußte sie auf die kleinsten Erleichterungen verzichten. Warum war Richard so hochmütig?

Um wenigstens noch etwas zu retten, wurde mit dem Meisterbläser des Kornetts geteilt. Für die Hälfte des versprochenen Honorars baute er Wagners Suiten so um, daß man sie wirklich blasen konnte. Wenigstens bekam Wagner etwas für seine leichtfertige und trotzdem so quälende Arbeit.

Der nächste Auftrag brachte besseren Zins. Eines Morgens stürmte Schlesinger wieder in Wagners Klause, ergriff Bleistift und Papier und rechnete in phantastischen Zahlen vor, welche Rieseneinnahmen Wagner in der nächsten Zeit zu erwarten habe. Minna jubelte. Richard Wagner dagegen war auf das bittere Ende gefaßt.

Ganze eintausendeinhundert Franc waren zu verdienen. Sofortiger Vorschuß: fünfhundert Franc, weitere sechshundert Franc bei der Ablieferung der Arbeit. Welch unerhörtes Glück! Schlesinger fühlte sich als Erretter des jungen deutschen Musikers.

Wagner entschloß sich vor allem zur Abhebung des Vorschusses. Hundert Fünffrancstücke in Silber brachte er nach Hause und häufte sie in einem kunstvollen Bau auf den Tisch. Sah Minna auch richtig? Fünfhundert leibhaftige Franc waren es! Wie ein Wunder erschien ihnen dieser Schatz!

Die Quelle des unverhofften Glückes war diese: Goeben hatte Donizetti mit seiner Oper «La Favorite» einen großen Erfolg gehabt. Solchen italienischen Klingklang begrüßten die Pariser immer mit großem Entzücken. Nun hatte Wagner von dieser Oper, die ihm grenzenlos zuwider war, folgende Auszüge anzufertigen:

1. den vollständigen Klavierauszug mit Gesangsstimmen.
2. Klavierauszug ohne Worte zu zwei Händen.
3. Klavierauszug ohne Worte zu vier Händen.
4. Bearbeitung für Streichquartett.
5. Bearbeitung für zwei Violinen und
6. Bearbeitung für das berühmte Cornet à piston.

So saß nun der Komponist des «Rienzi» den ganzen Tag über und manchmal auch nachts an seinem Arbeitstisch und zerlegte den feisten Donizetti-Schinken «Favorite» bis auf die Knochen in einzelne Teile, aus denen er dann die Klavierauszüge und Bearbeitungen für alle Instrumente bis hinunter zum Cornet à piston herausfäbelte.

Er empfand diesen zweiten Auftrag — der dritte ließ noch auf sich warten — mit Recht als die schmachvollste Erniedrigung, die das Schicksal für ihn ersonnen haben konnte. Wo blieben seine Pariser Hoffnungen? War es nicht seine Pflicht, diese widerlichen Zumutungen abzuweisen? Und doch brauchte er nur einen Blick auf Minna zu werfen, um sich sofort mit eisernem Fleiß an die ekelhafte Arbeit zu machen.

Minna begrüßte auch diesen Auftrag, weil er ihnen Erlösung brachte. Daß Richard eifrig an seinen Partituren schrieb, wollte sie nicht hindern. Schließlich glaubte sie ja an ihn und war überzeugt, daß sich der klingende Lohn einmal einstellen werde. Aber immer

blieb ihr diese Partitur ein magisches Buch, das sich höchstens in ferner Zukunft bewähren könne.

Die Arbeit mit den Klavierauszügen jedoch konnte vor ihren Augen in Mietgeld, Brot, Butter, Milch, Kleidung und Fleisch umgewechselt werden. Solche Tätigkeiten standen ihr viel näher. Der Spas in der Hand war ihr lieber als die Taube auf dem Dache. Wenn es am Notwendigsten fehlte, konnte man nicht auf lange Sicht arbeiten, war ihre Meinung. Das Heute und Morgen bestimmten ihren Lebenshorizont. Übermorgen, später, irgendwann einmal und Ewigkeit waren ihr keine Begriffe.

Sie ist darum heftig getadelt worden, weniger von den damaligen Freunden Wagners, die Minna alle liebten und verehrten, als von seinen späteren Anhängern. Nach deren Meinung gehörte an die Seite eines so erhabenen Schöpfers eine Frau, die ihn mit den Schwingen ihres Geistes beflügeln konnte.

Diesen Ruf des Schicksals überhörte Minna in der Tat. Sie lag nicht bewundernd und anbetend dem Genius zu Füßen. Dafür glaubte sie, daß er vor allem gutes Essen und warme Strümpfe haben müsse. Sie begleitete nur den bürgerlichen Menschen durchs Leben.

Wagner wußte selber am besten, daß Minna in Paris mehr hielt, als er von ihr erwarten durfte. Sie stand treu zu ihm. Es war nicht die Erlösungstreue der Senta, sondern nur die Treue einer höchst bürgerlichen Kameradin. Aber es war unbedingte Treue.

Treue halten, bedeutete ihr, sein Leben umsorgen. Minna teilte das knappe Geld so ein, daß immer eine schmackhafte Mahlzeit auf den Tisch kam. Sie nähte die Kleider und versuchte, die meist lächerlich kleinen Wohnungen sauber zu halten. Gewiß waren das alles nur Sorgen für den Alltag. Es lag nichts Hohes und dem Genie Gemäßes in dieser Fürsorge. Aber war in einer Zeit, wo das Ende dauernd vor der Tür stand, die Sorge um das Leben nicht auch sehr viel? War es für Wagner nicht gut, damals eine Frau zur Seite zu haben, die sich aufs Haushalten besser verstand als auf die Begriffe irgendwelcher Weisheitslehren?

All die angeblichen Schwächen Minnas wurden auch der Frau Goethes nachgesagt. Und Mozarts Mutter, die sechzig Jahre vor Wagner mit ihrem Sohn in Paris weilte, hätte die gleichen Vor-

würfe verdient. Jene Frauen, die einem Schöpfer in gleicher Kraft und Beharrlichkeit Genossin des Lebens wie Kameradin des Geistes werden können, sind auf dieser Erde noch seltener als die Genies selbst.

Über Minna Planer konnte der Stab leicht gebrochen werden, weil das Schicksal später an Wagners Seite wirklich jene Frau führte, die zu beidem gleich befähigt war. Nichts lag näher, als nun mit Fingern hinzuweisen: seht, wie erhaben jene Frau, und wie nüchtern und untüchtig dieses erste, kleinmütige Weib. Nur vermag niemand die Frage zu beantworten, wie alles geworden wäre, wenn schon damals eine Cosima an Wagners Seite gestanden hätte.

Gewiß sehnte sich Wagner schon in der Pariser Zeit nach jener geistig verstehenden Werkkameradin. In solcher Stimmung verfaßte er wohl ein Gedicht, in dem er sich halb glücklich-zufrieden und halb mißmutig über seine Ehe mit Minna aussprach:

Nun ist es aus, das schöne Lied,
Das Lied von meiner Jugend;
Die ich geliebt, ist nun mein Weib,
Ein Weib voll Güt' und Tugend.

Ein gutes, tugendhaftes Weib
Ist eine gute Gabe;
Sie ist mir mehr als Zeitvertreib,
Sie ist all' meine Habe.

Ich wünsche jedem gleiches Glück,
Ich gäb' es selbst nicht weiter;
Doch denke ich zehn Jahr' zurück,
So macht' ich's doch gescheiter!

Aber das war nur eine Regung des Augenblicks. Im allgemeinen urteilte Wagner damals nicht wie seine späteren Freunde und die Nachwelt. Er verstand Minna und dankte ihr in dem Bewußtsein, daß harte Lebensnot sie fest zusammengeschweißt hatte. Zwar glühte in ihm nicht mehr heiße Liebe wie in der Magdeburger Zeit. Dieser Zauber war dem Gefühl tiefer Verbundenheit gewichen. Noch nach Jahren und Jahrzehnten sah er vor sich, wie Minna in Paris gearbeitet und geschuftet hatte. Dies Bild bestimmte für alle Zeiten

sein Denken und Handeln ihr gegenüber. Nach einem unwandelbaren Gesetz mußte das Trennende zwischen ihnen mit der Zeit wachsen. Aber darüber hinweg schwang sich Wagners Erinnerung, wie Minna ihm in Paris die Treue gehalten hatte. Dieses Dankgefühl gab ihm später die Kraft, vieles zu ertragen. Wagner empfand dies als tiefe sittliche Verpflichtung, die er fraglos zu erfüllen hatte. Niemals vergaß er, daß ihm ohne Minna der beste Halt in dieser qualvollen Pariser Zeit gefehlt haben würde.

Für die Schmach der Schlesingerschen Aufträge mußte Wagner Rache nehmen. Er tat es in seiner Novelle «Das Ende eines Musikers in Paris». Hier schilderte der Komponist sein Leben und Leiden dieser Notjahre so offen wie nur möglich. Schlesinger hatte nicht viel Verständnis dafür. Minna wohl auch nicht.

Leider zerschmolzen die eintausendeinhundert Franc viel schneller, als er schaffen konnte. Dringliche Abzahlungen und längst fällige Schulden verringerten den Schatz gleich am Anfang recht bedenklich. Es dauerte nicht lange, bis der letzte Franc aus dem Hause wanderte. Wieder meldete sich Hunger. Schriftstellerische Arbeiten mußten noch einmal weiterhelfen. Aber das alte Elend konnten sie nicht fernhalten. Übrigens wurden Wagners Novellen und Aufsätze gern gelesen und auch gut, nur leider für ihr Leben nicht reichlich genug, bezahlt.

Echt Wagnersches Pech erlebten sie an ihrer schönen Wohnung auf der Rue de Helder, wie ihnen überhaupt die Pariser Wohnungen über Jahrzehnte hinweg eine Kette unaufhörlicher Leiden brachten.

Nachdem diese ansehnliche Behausung nicht zur Eroberung von Paris beigetragen hatte, mußte die kostspielige Ausgabe so schnell wie möglich eingespart werden. Aber da Wagner die Pariser Mietbestimmungen nicht genau kannte, verpaßte er den rechten Zeitpunkt. Seine Kündigung kam um einige Stunden zu spät. Am vorhergehenden Abend wäre sie noch möglich gewesen. Jetzt mußte er die Wohnung für eintausendzweihundert Franc ein zweites Jahr behalten.

Wagner entwand sich dieser verzweiflungsvollen Lage auf eine Weise, die seine Unbedenkllichkeit in solchen Dingen vollendet kennzeichnet. Die Wohnung mit der ganzen Einrichtung übergab er dem Hausmann zur Weitervermietung an irgendwen und übersiedelte

mit Minna und dem Flötenbläser Brix nach Meudon, einer kleinen Pariser Vorstadt.

Für ein paar Monate fand der Hausmann wirklich Ersatzmieter. Dann stand die Wohnung leer. Die Miete war noch längst nicht voll bezahlt. Darum mußten sie die Einrichtung der Wohnung als Ersatz für das Mietgeld hingeben. So wurde Wagner die teure Wohnung los, aber zugleich die neuen Möbel, die noch nicht einmal ganz bezahlt waren. Minna mußte sich wieder einmal trennen. Kaum ein Stück von dieser Einrichtung sahen sie jemals wieder. So endete der Versuch, mit Hilfe einer standesgemäßen Wohnung in Paris Eindruck zu machen und das Glück zu zwingen.

15

Wagner machte sich über die neuen Enttäuschungen nicht allzubiel Kopfzerbrechen. Es war eine Hoffnung gewesen, der keine Wirklichkeit folgte. Darum mußte es weitergehen. Die Zukunft galt alles. Nun lebten sie im idyllischen Meudon. Aber wovon eigentlich? Die Kasse war leer. In Paris traf man niemanden an. Alles erholte sich auf dem Lande. Schlesinger war ausgeschöpft und ebenso die Freunde und Bekannten. Der Erlös aus den literarischen Arbeiten reichte nicht zum bescheidensten Leben. Also ging der Kampf ums tägliche Brot weiter.

Traurige Tage kamen. Einmal machte sich Wagner in aller Frühe nach Paris auf. Für die Eisenbahnfahrt reichte das Geld nicht. Also mußte er zu Fuß in die Stadt pilgern. Er versuchte es hier und dort, bat, flehte und versprach. Aber alles vergebens. Nicht einen einzigen Franc konnte er ergattern. Es blieb nichts übrig, als müde und zerschlagen wieder nach Meudon zurückzuzwandern.

Minna und er, zwei Hungernde, würden sich dort verzweifelt gegenüber sitzen.

Bei Minna hatte sich unterdessen ein Leipziger Jugendbekannter eingestellt. Seine Rolle in Richards früherem Leben war nicht sehr rühmlich. Jetzt trieb er sich als Stromer in Paris umher. Aber da ihn entsetzlicher Hunger quälte, hatte Minna nicht übers Herz gebracht, ihm das letzte Stück Brot zu verweigern.

Nun saßen drei Hungernde um den Tisch.

Einzig der Flötenbläser Brix hätte Rettung bringen können. Er war mit Wagner zusammen nach Paris marschiert, um irgendwo Geld aufzutreiben. Sehnsüchtig erwarteten sie ihn zurück. Endlich kam er schweißtriefend an und brachte — nicht einen einzigen Sou!

Jetzt waren es vier Hungernde.

Dies war nun einer der Augenblicke, in denen Minna die rechte Entschlußkraft zum Handeln fand. All ihre kleinen Bedenken stellte sie einmal zurück. Zwar ließ sich Wagner nicht hindern, bei den großen Händlern ganze Wohnungseinrichtungen zu erborgen. Aber bei den kleinen Händlern, den Bäckern und Fleischern, sollten unter keinen Umständen Schulden gemacht werden. Jetzt ging Minna doch einmal los und erzählte in den Krämerläden die seltsamsten Geschichten, warum und wieso sie im Augenblick nicht bezahlen könne. Wirklich rückten die Kaufleute allerlei Waren heraus. Nun war Minna herzlich froh, daß ihre Männer doch noch zu einem schmackhaften Abendbrot kamen.

In Meudon stellte sich schließlich auch Wagners dritter bedeutender Verdienst ein. Es war der sonderbarste Gewinn, der ihm je zu teil wurde.

Im Vorjahr hatte Wagner dem Direktor der Großen Oper den Entwurf zu seinem «Fliegenden Holländer» eingereicht, natürlich in der Hoffnung, mit der Fertigstellung der Dichtung und der Komposition beauftragt zu werden. Aber seine Hoffnung trog ihn wieder einmal gründlich.

Der Entwurf hatte allerdings so gut gefallen, daß man bereit war, ihn anzukaufen, und zwar für die nicht unerhebliche Summe von fünfhundert Franc. Die Ausführung der Dichtung sollte jedoch einem Pariser Verseschmied, und zwar dem Schwager von Victor Hugo, anvertraut werden, während die Komposition für einen «Auteur» der Großen Oper vorgesehen war. Allenfalls könne sich Wagner mit dem Ballettmeister in Verbindung setzen wegen der Komposition einer Ballettszene, die irgendwo in dem «Fliegenden Holländer» eingeschoben werden sollte.

Sein Entwurf, in dem die bitteren Erlebnisse der Seereise von Pillau nach London eingeschlossen waren und der vor allem um seine hohen Gedanken vom Weib als Erlöserin kreiste, mußte jetzt elend verschachert werden. Die Schöpfung seines Geistes wurde zu einer

Bare, für die man einen so günstigen Preis bot, daß Wagner in seiner furchtbaren Lage nicht die Kraft zur Ablehnung aufbrachte. Wagner nahm also das Geld, er tat es wieder Minna zuliebe. Aber auch — und das war das Wunderlichste dabei — um nun gerade den «Fliegenden Holländer» dichten und komponieren zu können. Denn jetzt kam alles darauf an, so schnell wie möglich und jedenfalls schneller als die anderen, mit der Oper fertig zu werden. Wer sie zuerst aufführen konnte, hatte so gut wie gewonnen. Ein eigenartigeres Rennen ist niemals ausgetragen worden.

Es ist übrigens ganz anders als erwartet ausgegangen. Was den Zeitpunkt der Aufführung anbelangt, so verlor Wagner das Rennen. Denn R. Dietsch, den die Große Oper mit der Komposition beauftragte, führte sein Werk zwei Monate vor Wagner auf. Aber es wurde ein vollständiger Reinfall, während Wagners Schöpfung bis zum heutigen Tage nichts von seiner unbesiegbaren Lebenskraft eingebüßt hat.

Von den fünfhundert Franc wurde vor allem ein Mietpiano herbeigeschafft. Am ersten Tage traute sich Wagner nicht, es zu berühren. Er hatte Angst vor dem Komponieren, obwohl die Sehnsucht danach in seiner Seele brannte. Würde ihm nach der Sklaverei mit Donizettis «Favorite» noch jemals eine Melodie einfallen? Aber die Furcht, schöpferisch arm geworden zu sein, wich bald dem Erstaunen über die in Wahrheit machtvoll angestaute Einfallskraft. Melodien über Melodien strömten aus ihm hervor. Inmitten eines von tausend Plagen heimgesuchten Lebens, mit der bangen Angst um das Heute und das Morgen, so entstand diese herrliche Musik voll jugendstürmender Leidenschaft und grenzenloser Eingebungsfülle. In nur sieben Wochen wurde die Musik zum «Fliegenden Holländer» vollendet. Das Wunder hoher Schöpfung hatte sich zum erstenmal an Wagner vollzogen. «Per aspera ad astra» — Durch Nacht zum Licht — schrieb er hinter die letzte Note seiner Komposition.

Beim Schaffen war Wagner froh gelaunt. Seine einzige Erholung bestand in weiten Spaziergängen durch die Wälder um Meudon. Während ihm die Melodien zum «Holländer» wie Mühlräder im Kopf herumgingen, hielt Minna auf Pilze Ausschau. Das machte ihr seit jeher Vergnügen. Sie dachte wohl auch an die Mahlzeiten,

die sich mit den Pilzen einsparen ließen. Wagner war von dem reizvollen Bild dieser Pilzsammlerin so entzückt, daß er frisch und munter mitsuchte. Wie wunderbar, daß der deutsche Tonmeister sich von der Schöpfung seines Werkes, das in den norwegischen Schären spielte, beim Pilzsuchen in den französischen Wäldern der Pariser Umgebung erholte.

Als der letzte Takt des «Holländers» niedergeschrieben war, gingen auch gerade die fünfhundert Franc zu Ende. Nur die Ouvertüre und die Instrumentation fehlten noch. Das mußte auf später verschoben werden.

Mit dem Geld sah es nun wieder trübe aus. In die Wohnung auf der Rue de Helder konnten sie nicht zurückkehren. Dort wurden gerade die letzten Möbel verkauft. Hier draußen gab es natürlich so gut wie keine Verdienstmöglichkeit. Die Zukunft lag wieder schwarz vor ihnen.

Eines Tages erschien Freund Riez mit einer Zeichenmappe und einem Kopflissen unter dem Arm. Das brachte er vorsichtshalber mit, weil ihm von früheren Besuchen her vor der Härte des Kanapees in Wagners billiger Sommerwohnung graute. Eine Einladung war natürlich nicht erfolgt und ebensowenig die Ankündigung seines Erscheinens. Aber das wurde in Wagners Freundeskreise so gehalten: wer einmal da war, konnte unter allen Umständen auf freundliche Aufnahme rechnen. Riez wollte hier draußen ein Spottbild von Wagners seltsamem Leben malen. Wer weiß, was er sich für einen Erfolg davon versprach. Ihm und Minna las Wagner in diesen Tagen öfters Gespenstergeschichten von E. T. A. Hoffmann vor. Das paßte ausgezeichnet. Denn ein Leben, wie es die drei hier draußen führten, war selbst ein Stück solcher Spukromantik.

Ebenso trefflich nahm sich in dieser Hoffmannschen Geisterwelt die Bekanntschaft mit einem Sonderling aus. Dieser Rauz nannte sich Monsieur Jadin. Wie alt er war, wußte kein Mensch. Jedenfalls erinnerte sich Jadin noch an die Marquise von Pompadour, die 1764 starb. Seitdem waren siebenundsiebzig Jahre vergangen!

Herr Jadin bekannte sich offen zur glorreichen Zeit der großen Könige. Das legte natürlich Verpflichtungen auf. So fand er es z. B. nicht richtig, daß die Menschen nur in ihrer Kleidung auf die Jahreszeiten und auf besondere Umstände Rücksicht nehmen. Warum

nicht auch in der Haartracht? Jadin hatte sich darum mehrere Perücken anfertigen lassen, und zwar vom zartesten Jünglingsblond über alle Abstufungen der Mannhaftigkeit und der leicht Angegrauten bis zum würdigen Silberhaar der Greise. Mit diesen verschiedenen Perücken erschien er je nach Laune, Jahreszeit, Wetter und wer weiß was sonst noch allem.

Wagner hatte den Mut, mit ihm Freundschaft zu schließen, weil sich Jadin zunächst als Maler vorstellte. Wirklich hatte er an alle Wände seiner abenteuerlichen Behausung alberne Zerrbilder von eigener Hand geklebt. Sogar die Fenstervorhänge waren von oben bis unten mit allerlei kindischen Zeichnungen und Abbildungen bespielt.

Überraschenderweise entpuppte sich Jadin aber keineswegs nur als Maler. Den Tonschöpfer wollte er mit einer besonders kostbaren Darbietung ehren. Wagner mußte für einen Augenblick allein im Zimmer bleiben. Plötzlich hörte man aus dem Nebenraum entsetzlich verstimmte Töne irgendeines Instrumentes, das wohl eine Harfe sein sollte. Jadin hatte sich das Ding selber gebaut. Wagner zitterte vor Entsetzen. Er konnte sich gegen diese Klangscheußlichkeiten nur wehren, indem er seinem sonderbaren Freunde versicherte, der Arzt habe ihm wegen angegriffener Nerven Harfentöne strengstens verboten.

Die Bekanntschaft mit Jadin hatte noch ein Nachspiel: Als Wagner später, nach dem Aufenthalt in Meudon, wieder in die Stadt zog, bat ihn Jadin, ein riesiges Ofenrohr mitzunehmen. Er werde es im Bedarfsfall bei ihm abholen. Tatsächlich erschien er an einem kalten Novembertag in Wagners neuer Stadtwohnung, um dieses alte, verrußte Ofenrohr wieder in Besitz zu nehmen.

Da Jadin in die Weltstadt zurückgekehrt war, hatte er auch in seiner Kleidung die entsprechenden Änderungen vorgenommen. Auf den ersten Blick sah man, daß sein außergewöhnliches Kostüm selbstgeschneidert war. Um die zitterigen Röhrenbeinchen flatterten hellgelbe Hosen. Der Frack im leuchtendsten Laubfroschgrün war ungemein kurz mit Ausnahme der Schößchen, die fast bis auf den Boden baumelten. Aus dem Halsausschnitt und den Ärmeln hing langer Spitzenbesatz, in dem allerlei falscher Schmuck funkelte. Zu dieser Kostümierung hatte Jadin seine hellblondeste Flachsperrücke für

passend befunden. Sein Hütchen war so klein, daß es fortwährend auf dem semmelblonden Haarschopf hin und her wackelte.

In diesem Aufzug erschien also Jadin, um das schmutzige Ofenrohr abzuholen und es selbstverständlich auch allein zu tragen. Man würde über seine jugendliche Schmiegsamkeit staunen, behauptete er. Aber kaum war das Riesending zur Wohnung hinausgewürgt, da verklemmte es sich auf der schmalen Treppentriege. Jadin brachte seinen kostbaren Schatz weder vorwärts noch zurück. Das ganze Haus lief zusammen und half diesem Narren beim Abschleppen der alten Blechröhre.

Endlich gelang das schwierige Unternehmen. Monsieur Jadin erschien glückstrahlend auf der Straße und wankte mit seinem Ofenrohr davon. Er ließ sich nie wieder sehen.

Richard Wagner erkannte in diesem Rauz vermutlich ein verbogenes Menschenschicksal, das durch Tücken aller Art zum Sonderling geworden war. Minna lachte einfach aus vollem Halse.

War ihr Leben in diesen Jahren auch erbarmungslos schwer, so sorgte es doch bisweilen für etwas Heiterkeit.

In Meudon wurde es früh Herbst. Riez hatte das klugertweise vorausgesehen und einige Flaschen Rum mitgebracht. Aber die waren nun auch zu Ende. In der kleinen Landwohnung gab es keine Ofen. Ubrigens hätten sie auch nichts zu feuern gehabt. Die Kälte tat weh.

Noch immer zeigte sich keine Rettung. Das Geld war verbraucht und neues nicht zu erhoffen. Was sollte aus ihnen werden?

Plötzlich schwang sich Riez zu einem mutigen Entschluß auf. Er packte das Kopfkissen und die Zeichenmappe zusammen, um nach Paris zu eilen. Am nächsten Tag kam er mit zweihundert Franc zurück, die ihm weiß Gott wer geliehen hatte. Die Rettung im letzten Augenblick blieb wieder einmal nicht aus.

Sofort wurde die Übersiedlung beschlossen und ausgeführt. Es war nun schon Ende Oktober. In einem Hinterhaus der Rue Jacob fanden die beiden Deutschen eine kleine, leider sehr kalte Wohnung.

Später erfuhr Wagner, daß kurze Zeit nach ihm Proudhon in ihr wohnte. Wie seltsam: Wagners Pariser Leidensjahre begannen im Hause des Dichters Molière und endeten in einer Wohnung, die später der Sozialist Proudhon bewohnen sollte.

Nun ging es wieder in den trostlosen Winter. Niemand wagte zu hoffen, daß es der letzte in Paris sein würde.

Vor allem mußte der «Holländer» vollendet werden. Wagner und Riez schlossen einen Vertrag. Riez hatte das Geld für den gemeinsamen Lebensunterhalt aufzubringen, und zwar bis zur Vollendung des «Holländers». Wie er das fertigbrachte, blieb ihm überlassen. Oft lief er stundenlang herum, um fünf oder zehn Franc zu ergattern. Meist mußte ein schrecklich knausriger Onkel herhalten. Aber Riez hatte soviel Achtung vor dem Schöpfer Wagner, daß er mit dieser Rollenverteilung einverstanden war. Übrigens kam Wagner für Riezens Rolle auch gar nicht in Frage. Der hier an einem ewigen Kunstwerk schuf, besaß nur ganz abgetragene Stiefel mit durchlöcherten Sohlen, in denen er sich nicht aus dem Hause trauen konnte.

Eingepfercht in sein kaltes Zimmerchen und von Minna, so gut es ging, mit Essen und Trinken versorgt, schuf er nun die Holländer-ouvertüre, jenes Gemälde tobender und zur Erlösung drängender Leidenschaften. In diesem unfreundlichen Loch entstand auch die Instrumentation seiner Frühoper, die wir wegen der Klarheit und Frische des Klanges heute noch als Meisterarbeit verehren.

Die Vollendung der Partitur ging rasch vorwärts. Nun waren zwei aufführungswerte Opern fertig. Die besten Aussichten für den «Holländer» bestanden in Berlin. Darum sandte Wagner die Partitur mit frommen Wünschen und Hoffnungen dorthin. Textbuch und Partitur des «Rienzi» ruhten schon fast seit Jahresfrist bei der Generaldirektion des Dresdner Hoftheaters.

Nach den fünfhundert Franc war nun auch der Vertrag mit Riez ausgeschöpft. Immer und immer wieder stand Wagner vor der bangen Frage: was nun? Wieder Schriftstellerei? Lag darin seine Zukunft? Ganz behaglich war ihm dabei ohnehin nicht zumute, berichtete er doch lech und munter an seine Dresdner Zeitung über Pariser Angelegenheiten, ohne selbst das mindeste davon gesehen oder erlebt zu haben. Dafür waren Anders und Lehrs da. Allerdings blieb ihnen das wirkliche Leben noch viel ferner. Aber sie lasen mit großer Gewissenhaftigkeit die Pariser Tageszeitungen und

hörten für Wagner bei der Table d'hôte herum. Abends wurde ihm Bericht erstattet, und aus den Erzählungen dieser weltfremden Junggesellen schneiderte nun Wagner seine spannenden und weltmännischen Plaudereien zurecht. Er machte das so geschickt, daß niemand den Schwindel merkte. Manchmal mußte er allerdings selbst über seine Kühnheit staunen, die er in seinen Erinnerungen sogar Unverschämtheiten genannt hat.

Die abendlichen Zusammenkünfte mit den Freunden waren längst zur Gewohnheit geworden. Leider ging es dem fleißigen Lehrs schlecht. Fürchterliche Heiserkeit, die gar nicht weichen wollte, war Vorbotin der Schwindsucht. Da Lehrs sein Zimmer nicht mehr heizen konnte, lud ihn Wagner herzlich zu sich ein. Sie hatten zwar selber wenig. Ihre Wohnung war so klein, daß man sich kaum rühren konnte. Aber da sie Minna vorzüglich in Ordnung hielt, würde es schon gehen. Wenigstens konnten sie noch ihr Schlafzimmer heizen. Wagner meinte, daß es nun auf einen mehr oder weniger nicht ankomme. Lehrs war natürlich viel zu bescheiden, um diese freundliche Einladung anzunehmen.

Gerade bei diesem armen Freunde gab es nun das erste große Wunder. Die Überraschungen im Umkreis von Wagners Leben hörten eben nie auf. Eines Abends kam Lehrs höchst vergnügt an. Aus seiner Rocktasche zog er einen leibhaftigen Fünfhundertfrancschein. Auf wunderbare Art war diese phantastische Summe zu dem sterbensranken Philologen gekommen. Der französische Kultusminister hatte von Lehrs' wissenschaftlich wertvollen Arbeiten gehört und ihm diesen Betrag als erste kleine Anerkennung übersandt, als seine mißliche Lage bekannt wurde. Über diese freudige Nachricht gab es natürlich lebhaften Jubel. Wenn für den armen Lehrs die Sonne aufgegangen war, warum sollte sie nicht auch für die anderen irgendwann einmal scheinen?

Für Wagner ließ die Stunde der Anerkennung freilich auf sich warten. Er mußte noch einmal an musikalische Handlangerdienste glauben. «La reine de Chypre» von Halévy war soeben mit unerhörtem Erfolg in der Großen Oper uraufgeführt worden. Jetzt wurde dem jungen Genius, der eben den «Fliegenden Holländer» gedichtet und gesungen hatte, der «ehrenvolle» Auftrag zuteil, aus dieser Oper seines französischen Kollegen die verschiedenen Kla-

vierauszüge herzustellen. Aber die Arbeit ging nun schon besser von der Hand. Einmal gewöhnt sich selbst der größte Schöpfer an die bittersten Leiden. Zum anderen schätzte Wagner die Oper Halévy's als immerhin erträgliche Kost gegen den Klingklang Donizetti's.

So viel Bitternisse mußten endlich — endlich! belohnt werden. Schließlich erhellte sich auch Wagners Lebenshorizont. Die große Hoffnung auf eine entscheidende Wendung verdichtete sich allmählich zur Gewißheit. Die ersten Folgen davon waren aufs Höchste gerichtete neue Zielsetzungen des Dichter-Komponisten. Seine Phantasie tastete zu neuen Stoffen vor. Er vertiefte sich inniger als je in die Welt der deutschen Geschichte. Die Gestalt Kaiser Friedrichs II. trat immer mehr in den Vordergrund. Schon zeichneten sich die Umrisse einer Opernhandlung mit diesem großen Kaiser als Mittelpunkt ab. Allerdings konnte sich Wagner zur Ausführung dann doch nicht entschließen. Zu deutlich erkannte er die Schwierigkeiten, die bei jeder Oper um eine hervorragende Persönlichkeit der Geschichte auftauchen mußten.

Zudem umstrickte ihn bald noch zwingender die Welt der deutschen Sage. Tannhäuser, der im Venusberg geweilt, und die Mär vom Sängerkrieg auf der Wartburg verknüpften sich in seiner Phantasie immer stärker, bis schließlich eine Opernhandlung herauswuchs, die beide Sagen umschloß. Zur gleichen Zeit lernte er Lohengrin kennen, wenn sich hier die dramatische Gestalt auch noch nicht deutlich abzeichnete. Führt diese Gedanken und Planungen auch nur von fern an den Stoff heran, so bedeutete schon das Beschäftigen mit den herrlichen Sagen Erleichterung für den im Frondienst schmachtenden Notenschreiber Wagner.

Daß der Tiefpunkt überwunden war und es nun wieder mit ihm aufwärts ging, spürten auch die Freunde und Verwandten. Wagner konnte sie mit überaus günstigen Berichten leicht zur Hergabe von Darlehen und Spenden gewinnen. Sogar Schwager Brockhaus wurde jetzt zugänglicher. Einst mußte sich Wagner schwer vor ihm demütigen. Damals hatte er mit dem Mann seiner Schwester Luise vollkommen gebrochen. Nun hielten sich Brockhaus und die Familie Wagner für verpflichtet, den jüngsten Bruder und dessen Frau so lange zu unterstützen, bis ihnen das Leben feste Anker-

taue zugeworfen hatte. Offensichtlich war Richard doch kein Bummeler und Nichtstuer wie sein älterer Bruder Julius, der Goldschmied.

Weihnachten 1841 konnte Wagner die erste Überraschung nach Hause bringen: eine fette Weihnachtsgans mit einem Fünfhundertfrancschein im Schnabel. Frohen Herzens knüpften Wagner und Minna nun auch weiteren geselligen Verkehr an. Zu den altbewährten Freunden trat z. B. die deutsche Lehrersfamilie Kühn, denen Natalie zur Erziehung übergeben worden war. Trotz der eigenen Not hatte sich nämlich Wagner bereit erklärt, Natalie, Minnas Tochter, nach Paris kommen und dort erziehen zu lassen. Minnas Eltern in Dresden ging es recht schlecht. Ohne Natalie, die ja als ihr jüngstes Kind galt, kamen sie immerhin etwas besser durch. So belud er sich, der selber fast versank, mit einer neuen und schweren Pflicht. Nataliens Lehrer und seine Familie befreundeten sich nun mit Wagners. Herzlicher Verkehr spann sich von Haus zu Haus. Der Sturm vergangener Tage löste sich in immer lichteres Morgenrot auf.

Wem war das Wunder dieses Umschwunges zu verdanken?

Allein der Anerkennung, die der «Rienzi» und der «Holländer» gefunden hatten. Die Annahme des «Rienzi» in Dresden war schon im vorigen Jahr erklärt worden. Minna konnte es kaum fassen, daß Richards Oper nun in dem Theater aufgeführt werden sollte, das in ihrer Jugend eine so große Rolle gespielt hatte. Sie erinnerte sich an die festlichen Erstaufführungen, an die Auffahrt der Wagen und wie dann schließlich der König mit seiner Familie gekommen war. Und das nun alles für eine Oper von ihrem Richard! Wie schön, daß gerade die Heimatstadt sich der Werke ihres Mannes annahm.

Wagner traute dem Glück nicht recht. Er schrieb und schrieb nach Dresden, um die Vorbereitungen zu beschleunigen. Aber dort ging alles seinen langsamen Gang. Von Monat zu Monat wurde die Aufführung verschoben. Das war schwer zu ertragen für einen, den die Not peinigte. Wagner merkte bald, daß die Aufführung auch im Herbst 1842 noch nicht zustande kommen würde, wenn er nicht selber an Ort und Stelle alles in die Hand nahm. Darum mußte die Rückkehr nach Deutschland irgendwie ermöglicht werden. Der

Augenblick war gekommen, wo die Zelte in Paris abgebrochen werden durften.

Wie glücklich Minna bei diesem Gedanken war, läßt sich denken. Sie sollte Eltern, Geschwister und die Heimat wiedersehen, kurzum all das, woran ihr Herz hing. Und nicht gedemütigt würde sie heimkehren, nein, als Gattin eines Tonschöpfers, dessen erstes Werk in der berühmten Dresdner Oper aufgeführt werden sollte.

Die Rückkehr nach Deutschland wurde noch dringender, weil die «Holländer»-Partitur bei der Berliner Generalintendanz so starke Eindrücke hinterlassen hatte, daß auch dort mit einer Uraufführung zu rechnen war.

Wenn seine Opern leidliche Erfolge hätten, dann fände Richard gewiß wieder eine Kapellmeisterstellung, dachte Minna. Vielleicht spränge sogar etwas Besseres als das Rigaer oder Magdeburger Theater dabei heraus. Wieder Frau Kapellmeister zu sein und ein sicheres und behagliches Leben führen zu können, war ihr höchster Traum.

Über all den kleinen und großen Freuden des kommenden Glücks stand noch die beruhigende Einsicht: das Schicksal hatte Wagner nicht vom Herzen Frankreichs aus seinen Siegeszug antreten lassen. Die Eroberung von Paris war also mit gutem Grund mißlungen.

Da die baldige Rückkehr gewiß war, stellte sich immer bessere Laune bei Wagner ein. Wenn die Freunde abends kamen, klagten sie nicht mehr über ihre Not, sondern sprachen vom bevorstehenden Glück des jungen deutschen Meisters, an dessen Zukunft sie unbeirrbar geglaubt hatten. Daß ihm der große Wurf gelungen war, mußte alle mit entschädigen.

Wagner litt nun auch nicht mehr unter der ärmlichen Wohnung. Bisher war ihm kläglich erschienen, wenn er sich nur auf seinem Stuhl umdrehen brauchte, um nicht mehr am Arbeitstisch, sondern am Eßtisch zu sitzen, und wenn ihn von hier ein einziger Schritt ans Bett brachte. In Dresden oder sonstwo würden sie sich endlich eine standesgemäße Wohnung leisten.

Manchmal schlug die gute Laune sogar in übermütige Heiterkeit um. Dann setzte sich Wagner, wie einst Franz Schubert, an das verstimmt gefundene Tafelklavier und spielte zum Tanz auf. Seine Gesellschaft ließ sich das nicht zweimal sagen und walzte auf den schma-

len Gängen zwischen Betten, Tischen und Stühlen umher. Sicher war es für die alten, wunderlichen Freunde Wagners ein seltenes Vergnügen, mit seiner schönen Frau tanzen zu dürfen.

Scharfe Linien, die die Not in Minnas Gesichtszüge gefurcht hatte, verschwanden bald. Die Lieblichkeit ihrer anmutvollen Erscheinung lehrte zurück. Minna war jetzt dreiunddreißig Jahre alt. Wagner würde im nächsten Jahr die Dreißig erreichen.

Endlich schlug die Abschiedsstunde. In Paris keimte der Frühling. An Bäumen und Sträuchern brach das erste Grün durch. War der Frühling denn immer so herrlich gewesen? Hatten die Vögel auch früher so liebliche Morgenweisen gesungen?

Am Abschiedsabend mischte sich Rührung mit Hoffnungsfreude. Wer wußte denn, ob sich die Freunde je wiedersehen würden? Mit Lehrs konnte es nicht mehr lange gehen. Aber wenn ihre Lebenswege auch nie wieder zusammenliefen, so wollten sie doch in der Gesinnung für alle Zeit verbunden bleiben. Der zarte Schimmer ihres Bohème-Daseins mußte mit dieser Stunde allerdings verlöschen. Das fühlten alle.

Zum letztenmal kamen die Freunde bei Wagners Abfahrt zusammen. Riezens ganzes Vermögen bestand in diesem Augenblick aus einem Fünffrancstück. Das steckte er Wagner in die Tasche. Vielleicht würde das Reisegeld doch nicht ganz reichen. Dann sollte Richard zu der kleinen Bezuhnung des Freundes greifen können. Aus der anderen Tasche holte Riez ein Paket guten französischen Schnupftabak. Wagner sollte wenigstens auf der langen Fahrt noch etwas von Paris schmecken.

Am 7. April 1842 setzte sich die Postkutsche nach Osten in Bewegung. Lange fuhren sie durch die breiten Boulevards. Dann wurden die Zollschranken geöffnet und wieder geschlossen. Paris lag hinter ihnen. Aber all das sahen Minna und Richard kaum, denn aus ihren Augen strömten unaufhaltsam Tränen.

Bei Forbach überschritten sie die deutsche Grenze. Der Anblick des Rheins stimmte Wagner zu tiefer Ergriffenheit. Später schrieb er von diesem Augenblick:

«Zum erstenmal sah ich den Rhein — mit hellen Tränen im Auge schwur ich armer Künstler meinem deutschen Vaterlande ewige Treue.»

Endlich ging es durch Thüringen. Von ferne grüßte die Wartburg. Wagner sah aufgeregt durch die Kutschenfenster. Rasch ordneten sich die Eindrücke dieser Landschaft in die Pläne seines Tannhäuserdramas ein. Dort mußte der Hörfelberg sein. Hier würden die Pilger entlang ziehen. Greifbar nahe sah Wagner das Bühnenbild vor sich. Tatsächlich wurde es nach Jahren auf seinen Wunsch genau so ausgeführt, wie er bei dieser Fahrt von der ratternden Postkutsche aus die Wartburggegend übersehen hatte.

Nach fünftägiger Fahrt kamen sie in Dresden an. Obwohl die Zukunft verlockend vor ihnen lag, weilten die Gedanken noch immer in Paris. War es nicht trotz aller Leiden, trotz Hunger und Kälte eine herrliche Zeit gewesen? Niemals würden sie wieder so treue Freunde finden. Und welch ungebunden freies Leben!

Die Erinnerung an das Schwere, das sie dort erlebt hatten, schwand also immer mehr und ließ das Schöne um so leuchtender hervortreten. Minna und Richard waren auch gewiß, daß sie nie wieder so füreinander leben konnten. Nur äußerlich bedeuteten diese Jahre einen Tiefstand. Ihre Ehegemeinschaft war durch die Not auf eine höhere Ebene geführt worden. Es war ein echtes Füreinander- und Miteinanderleben gewesen. Als eine Hölle erschien ihnen Paris, während sie dort weilten. Die Erinnerung verklärte es zu einem Paradies.

Beide gaben sich in ihrer Weise diesem Gedanken hin, als sie schweigend in der Postkutsche saßen, die Stunde um Stunde ihrer Heimat näher rollte.

Ein paar Tage nach der Ankunft in Sachsen schrieb Wagner an seine Schwester Cäcilie und seinen Schwager Avenarius in Paris:

21. April 1842

... Nie ist uns ein Abschied schwerer geworden als der von Paris; Gott! was sind all die Leiden, die wir dort ausstanden, gegen das Bewußtsein so innig geschlossener Freundschaft, das wir von dort mit uns nahmen! — Was habt Ihr mit Minna angegeben! Ihr habt ihr entschieden das Herz umgewendet, so daß ihr noch jetzt Paris als ein Paradies erscheint: sie hat auf der ganzen Reise nicht aufgehört zu weinen; kaum war sie einmal ruhiger geworden, als sie mir auf allen Trost, den ich ihr zu geben mich gedrungen

fühlte, nur mit der Frage antwortete: «Darf ich nun wieder weinen?» — Ihre Verwandten — alles war ihr völlig gleichgültig, — und als ich von ihr Abschied nahm, um nach Dresden zu gehen, gestand sie mir sehr naiv, sie weine keineswegs darum, daß ich von ihr fortginge, sondern weil sie nicht wisse, wie wieder nach Paris zu kommen. — Oh, meine lieben Kinder, glaubt mir nur, auch ich theile ihr Gefühl: ich bin noch völlig lau in der Betreibung meiner Angelegenheiten, denn mein Sinn ist noch zu voll von Paris und den guten, lieben Herzen dort, von denen ich weiß, daß sie auch für mich schlagen . . . — Minna will, es soll mir schlecht gehen, damit ich mit Schlesinger einen Kontrakt mache und nach Paris zurückgehe: — die Arme denkt an gar nichts als an Paris . . .

Familie Abenarius und Wagners waren in Paris viel zusammen verkehrt, und zwar inniger, als sich Wagner nach Jahrzehnten erinnerte. Abenarius half oft mit Geld aus. Cécilie nahm sich Minnas an. Minna konnte freilich nicht ahnen, welch innige Freundschaft sie einst mit Cécilie verbinden würde und daß sie in dieser Schwägerin den Menschen gefunden hatte, dem beinahe ein Vierteljahrhundert später das letzte Wort ihres Lebens galt.

Jetzt schrieb Minna mit bewegtem Herzen an Cécilie:

29. April 1842

Meine liebe Cécilie!

So komme auch ich denn endlich dazu, Dir zu schreiben. Richard ist seit einigen Tagen von Berlin und Leipzig wieder zurück und somit können wir ausführen, was uns bisher unmöglich war, nämlich zusammen nach Paris zu schreiben. Du glaubst nicht, wie mir noch heute zu Mute ist, wie traurig ich bin und wie ich nicht aufhöre, an Euch, meine Lieben, zu denken! Richard war genötigt, sich zu zerstreuen. Seine Angelegenheiten beschäftigen ihn; ich aber, wenn ich Zerstreungen hätte finden können, habe sie geflohen, denn alles widert mich an. Paris ist mir wie ein Himmel, und nur mit Tränen denke ich daran zurück. Wer hätte das glauben sollen, als wir nach Paris kamen, daß es mir einmal so schwer werden könnte, es wieder zu verlassen! . . . Nie ist es mir so hart angekommen, mich zu trennen. Für nichts habe ich hier noch Sinn. Bei meinen Eltern, auf

die ich in Richards Abwesenheit allein angewiesen war, langweilte ich mich, so sehr sie auch bemüht waren, mir es nach Wunsch zu tun. Alles ist mir so eng und kleinlich; das neue Theater habe ich noch nicht gesehen, und allen früheren Bekannten weiche ich aus. Ach! Liebe Cécilie, so sehnlichst ich wünsche, Dich . . . den Sommer noch in Teplitz zu sehen, so muß ich Dir im übrigen doch sagen, sehne Dich nicht danach, für immer wieder nach Deutschland zurückzukehren. Es wird Dir wie mir gehen, alles kommt uns so erbärmlich vor. Auf einem Besuch ist das natürlich etwas anderes. Aber wenn man denkt, daß es für immer ist, so ist es gräßlich. Dabei ist hier alles so teuer geworden, daß man nicht einmal den Trost hat, wenigstens bedeutend wohlfeiler zu leben. . . . Mein ganzes Herz ist bei Euch in dem lieben, lieben Paris, das mir durch Euch so teuer geworden ist. Gewiß kommen wir bald wieder einmal hin, denn ich lasse Richard nicht in Ruhe; hier wird es mir nie mehr gefallen! . . . Adieu, Adieu, meine liebe gute Cécilie, gebe uns Gott ein recht baldiges und freudiges Wiedersehen. Behalte mich lieb und sei immer und ewig versichert der treuesten Liebe

Deiner

Minna.

Im Dresdner Gasthof zur «Stadt Gotha» wurde das erste Quartier genommen. Dann machten sich Richard und Minna Wagner zu einem Gang durch die Stadt auf. Vor fünf Jahren waren sie zum letztenmal hier gewesen. An all das Traurige, was damals zwischen ihnen gestanden hatte, wollten sie nicht mehr denken.

Dresden enttäuschte sie maßlos. Wie kleinlich schien alles. Die Straßen und Häuser machten einen trüben und fahlen Eindruck. Welche Schwunglosigkeit gegen Paris!

Minnas Eltern hausten ärmlich und heruntergekommen in einer ungemütlichen und kleinen Wohnung. Die alten Leuten konnten dem jungen Ehepaar natürlich in keiner Weise helfen. Nicht einmal Nachtlager hatten sie anzubieten. Im Gegenteil mußte Wagner seine Schwiegereltern bald unterstützen. Er tat das gern, und Minna hat es ihm nie vergessen.

So nahmen die aus Paris Angekommenen eine Wohnung auf der Töpfergasse. Das Mietgeld betrug sieben Taler im Monat. Ihre Behausung wird also sicher kein Palast gewesen sein. Aber wer waren sie denn? Wer war Richard Wagner? Bei seiner Ankunft in Dresden kannte ihn so gut wie niemand. Höchstens sprach man von ihm als dem kleinen Provinzkapellmeister, der in Magdeburg und Riga allerlei Dummheiten gemacht haben sollte. Erst nach einiger Zeit wurde zum Stadtgespräch, daß Wagner in Paris unter mühseligen Verhältnissen eine Oper geschrieben hatte, die in Dresden aufgeführt werden sollte. Er schien also begabt. Aber nur ein paar Überbegeisterte schwärmten von ihm in den höchsten Tönen. Die andern hielten diese Redereien für das alte Strohfeuer am Theater. Die Größe seines Genies ahnte keiner.

Leider betrieb die Generalintendanz die Einstudierung des «Rienzi» noch immer nicht recht ernst. Ubrigens hieß die Generalintendanz damals noch reichlich umständlich: «Generaldirektion der Kgl. Musikalischen Kapelle und des Hoftheaters». Anscheinend hatte sie mit der Annahme dieses Werkes mehr Mut bewiesen, als ihr hinterher bequem war. Warum mußte sich gerade die Königlich Sächsische Hofoper in Dresden für das anspruchsvolle Erstlingswerk eines gänzlich unbekannten Kapellmeisters einsetzen? Die Lust zu diesem Unternehmen wuchs bei der persönlichen Bekanntschaft mit dem jungen Tonseher keineswegs. Mit ihm war nicht zu spaßen, das merkte man sofort. Menschen dieser Art sind am Theater selten beliebt.

Die Gedanken, die sich die Dresdner machten, stimmten mit denen Minnas im wesentlichen überein. Sie erhoffte natürlich einen Erfolg des «Rienzi» und dachte dabei wohl vor allem an den Geldgewinn, der ihrem Leben endlich Sicherheit geben würde. Viel weiter gingen ihre Gedanken kaum. Wer nicht den wachen Spürsinn und den Blick in die Zukunft besaß, konnte ja auch vorerst kaum mehr erkennen. Minna verkörperte in vollkommener Weise die Stimme ihrer Zeit. Hoffnung und Pläne oder derlei waren ihr nichts. Das alles rechnete sie zu den Träumen. Nur von vollbrachten Taten, von dem, was man sieht und greifen kann, wollte sie auf die Zukunft schließen.

Wo waren Richards Taten? Als kleinen Musikdirektor hatte sie ihn kennengelernt. Minna war damals schon eine gefeierte Schauspielerin gewesen. Es schien ihr wichtig, das öfters zu betonen. Mit Redereien war Richard stets hoch hinaus gewesen und hatte ihr durch sonderbares Benehmen oft große Not gemacht. Für seine Begabung als Tonschöpfer fehlte aber noch der Beweis. Außer der einen unglücklichen Vorstellung des «Liebesverbotes» in Magdeburg war noch nie eine Oper von ihm gespielt worden. Er hatte noch keine Kritiken bekommen. Man sprach nicht von ihm. Nicht ein einziger Lorbeerkranz schmückte die Wohnung. Solche äußeren Anerkennungen waren für Minna die Hauptsache.

Die Annahme des «Rienzi» bedeutete einen großen Erfolg. Das fühlte Minna. Zwar ahnte sie kaum, wie auch sonst niemand, was daraus entstehen könne. Aber daß dies eine Auszeichnung war, die

von Hunderten einem zuteil wurde, das wußte sie noch aus ihrer Theaterzeit. In Richard steckte anscheinend doch etwas Besonderes.

Worin das Besondere bestand, wurde ihr aber nie ganz klar. Daß Wagner ein begnadeter Schöpfer war, daß er die Kraft besaß, Ewigkeitswerke zu ersinnen und zu formen, das erkannte sie nicht, weil ihr das Schöpferische kein Begriff war. Es reichte in ihr nur zu der dumpfen Ahnung, daß sie einen Ausnahmemenschen zum Gatten hatte.

Aber diese Einsicht peinigte und quälte mehr, als daß sie beglückte. Darum konnte Minna nicht zu Wagner aufsehen, sondern stand stets bis auf den Grund ihrer Seele entmutigt neben und — unter ihm. Sie hielt sich dafür an den Menschen Wagner und maß ihn mit der Elle, die ihrer Lebensumgebung entsprach. Daß dieser Maßstab einem Richard Wagner gegenüber keine Gültigkeit besaß, würde sie nie eingesehen haben, wie es auch viele andere Menschen nie begriffen. Sein Genie war für sie der Urgrund dauernder Erschütterungen. Die eigene Kleinheit zu spüren, ohne sie je zugeben zu dürfen, und die Größe des Gatten in einem Winkel der Seele zu ahnen, ohne sich zu seiner hohen Welt aufschwingen zu können, das wurde die Quelle ihrer seelischen Krankheit, die in dem Augenblick ihren Anfang nahm, da das Genie Wagners seine Schwingen ausbreitete. Wäre Wagner ein kleiner Provinzialapellmeister geblieben, so hätte sich Minna wahrscheinlich leidlich in ihre Ehe gefunden. Daß er zu ragender Höhe aufstieg, raubte ihr den Lebensatem.

Doch glühten diese Spannungen zunächst nur unter der Oberfläche. —

Mit der «Rienzi»-Einstudierung ging es recht langsam vorwärts. Es hieß immer wieder abwarten. Darum hatte Wagner für allerlei anderes Zeit. Einmal fuhr er nach Leipzig, um seine Mutter nach sechs Jahren wiederzusehen. Sie war nicht mehr so heftig wie früher. Unter dem Heiligenschein des Matronentums hatte ihre Seele Ruhe und Frieden gefunden. Bei den Verwandten war der alte Groll nun vollends vergessen. Niemand tadelte ihn wegen seiner Heirat mit Minna. Den Verlust der Schwester Rosalie empfand Wagner wieder als unersehlich.

Ein andermal fuhr er nach Berlin, um dort wegen des «Holländers» zu verhandeln. Leider wollten die Angelegenheiten nicht recht in Fluß kommen.

Wagners Verwandte und Freunde hatten sich noch einmal zusammengetan und zahlten in der nächsten Zeit eine monatliche Unterstützung von hundert Mark an ihn. Von den paar Talern den Haushalt zu bestreiten, verlangte von Minna wieder viel Umsicht und Sparsamkeit. Die Kost war schmal. Oft gab es abends nur Hering mit Kartoffeln. Aber jeder wurde satt. Das wußten die zu schätzen, denen der Hunger noch in den Gliedern lag.

Ende April begannen die Proben zum «Rienzi». Ihn noch vor den Ferien herauszubringen, hatte die Generalintendanz längst aufgegeben. Vorerst wurden nur die Hauptsänger, vor allem die Schröder-Debrient und Tichatschek, oberflächlich mit ihren Rollen bekannt gemacht.

Dann kamen die Ferien, und das bedeutete für Wagner eine neue qualvolle Wartezeit. Er wußte genau, wie jetzt alles auf einer Karte stand. Da konnte ihm keine schlimmere Folter bereitet werden als das Wartenmüssen.

In den Sommermonaten fuhren Richard, Minna und zur Gesellschaft eine ihrer Schwestern als geladener Gast wieder einmal nach Böhmen. Im vertrauten Tepliz wurde Wohnung genommen. Hier erholten sie sich ein paar Wochen lang von ihren Pariser Leiden und sammelten Kräfte für die Stürme der kommenden Zeiten.

Auch Wagners Mutter kam nach Tepliz. Richard war glücklich, daß sie im Umgang mit Minna bald den Weg zu ihrem Herzen fand. Schwiegermutter und Schwiegertochter kamen nicht nur miteinander aus, sondern sie wurden fast Freundinnen. Beim längeren Zusammensein mit der Mutter zeigte sich allerdings, daß sie jetzt wohl milder in die Welt schaute, aber trotzdem die etwas sonderbare Frau geblieben war. Ihre vielen Launen konnte man nur schwer ertragen. Die alte Empfänglichkeit für künstlerische Eindrücke hatte sie sich jedoch bewahrt. Daß Wagner eines Abends die Sage vom Venusberg erzählte, bereitete ihr eine schlaflose Nacht.

Um seine Pläne für den «Tannhäuser» ausreifen zu lassen, pilgerte Wagner einige Tage in Böhmen umher. Auf dem Schreckenstein bei

Aussig machte er halt. Sein kleines Zimmerchen mit dem Strohlager behagte ihm. Wie immer regte die seltsam vulkanische Landschaft Böhmens seine Phantasie mächtig an. Sie half ihm, den Weg in den Hörselberg, aber auch in die reine Welt Elisabeths finden. Die innere Erregung des Schöpfungsvorganges suchte wieder nach einem Ausgleich. Um die Spannung seiner Seele zu lösen, war ihm jeder Schabernack recht. So stieg er bei hellen Mondnächten in ein Bettuch eingehüllt auf dem Schreckenstein herum und hoffte, irgendwann als Geist erscheinen zu können. Der Entwurf zum «Tannhäuser» wuchs dabei mächtig heran. Was er hier in sein Merkbuch schrieb, wurde später genau ausgeführt.

Als Wagner hörte, daß Tichatschek und die Schröder-Debrient vom Urlaub zurückgekehrt seien, hielt es ihn nicht länger in der Sommerfrische. Minna jedoch blieb in Tepliz. Sie sollte die Kur noch längere Zeit gebrauchen.

Raum war Richard in Dresden, da begann die Sehnsucht nach ihr. Überhaupt wuchsen seine Qualen ins schier Unerträgliche, wenn er Minna in den ersten zwanzig Ehejahren einmal nicht an seiner Seite hatte. Sie war, wie sie nun auch war, das Salz seines Lebens. Ohne sie fehlte ihm die Luft zum Atmen. Bei all seinen Reisen konnte er den Augenblick der ersten Umarmung kaum erwarten. Minna bereitete ihm eben, so gut sie konnte, eine Heimat.

Lörrichterweise wurde sie in diesen entscheidenden Wochen wieder einmal kleinmütig. Die immer größer werdenden Darlehen, die Wagner aufnahm, machten ihr mehr Sorge, als daß sie von der einen «Rienzi»-Aufführung eine genügende Grundlage für ihr bürgerliches Leben erhoffen konnte. Der felsenfeste Glaube mangelte ihr auch jetzt.

Richard könne seine Angelegenheiten allein verfolgen, während sie mit der Schauspielerei Geld verdienen wolle. Fürs Theater sei sie gewiß noch nicht zu alt. Es entging ihr völlig, wie sehr dieser Vorschlag ernüchtern mußte, besonders in einem solchen Augenblick.

Wagner wurde denn auch bitter getroffen. Konnte sie denn niemals ganz an ihn glauben? Aber nun sehnte er sich erst recht nach ihr. Er bat, flehte und bettelte, daß sie zurückkommen möge. Sein Herz warb wieder so leidenschaftlich wie in den ersten Tagen um sie. Doch war diese Wirkung wohl nicht von Minna berechnend beabsichtigt.

Endlich folgte sie seinen Lockungen. Die neue Dresdner Zeit begann, wie stets bei Wagner, mit einer neuen Wohnung. Er glaubte, in der Waisenhausgasse Nr. 5 links im Hof das Rechte gefunden zu haben. Da all ihre Möbel immer wieder verlorengegangen waren, mußte er jetzt möblierte Zimmer für zwölf Taler im Monat nehmen. Wagner schrieb darüber sehr ausführlich nach Tepliz. Einerseits fürchtete er wohl, Minna werde über die ärmlichen Zimmer entsetzt sein, zum andern aber sicher über den hohen Preis schimpfen.

Als endlich die Einzel- und Gesamtproben zum «Rienzi» begannen, erkannten alle Mitwirkenden, daß sie es mit einem genialen Werk zu tun hatten. Jede Probe wurde zu einem Fest. Die Sänger waren von ihren Rollen begeistert. Tichatschek vor allem auch, weil er als Rienzi eine neue silberne Rüstung tragen sollte. Aber auch gesanglich lag ihm diese Partie sehr gut.

Eine Stelle in h-moll fand er besonders schön. So schön, daß diese Herrlichkeit seiner Meinung nach mit einer besonderen Gabe belohnt werden mußte. Jedesmal wenn sie in der Probe drankam, legte er einen Neugroschen aufs Klavier. Frau Schröder-Devrient konnte nicht zurückstehen und tat das gleiche. Bald wurde dieses Ensemble allgemein die Neugroschenstelle genannt.

Wagner tat nicht vornehm und steckte jedesmal das Geld lächelnd ein. Dabei hatte der Scherz für ihn eine durchaus ernsthafte Seite. Die Neugroschen bildeten nämlich oft den einzigen Bestand ihrer Wirtschaftskasse. Zur Not konnten sie bis zum nächsten Tag davon leben.

Auch das Orchester war von der leidenschaftlichen und feurigen Musik hingerissen. Sogar der Chor und das technische Personal konnten sich dieser Stimmung nicht entziehen.

Bei der Generalprobe war alles gerührt. Wagners schweres Schicksal der letzten Jahre kannte jeder. Er hatte gelitten, und jetzt war endlich die Stunde des Sieges gekommen. Dies trug viel zu ihrem Eifer bei. Außerdem gab es in diesem Werk nur dankbare Aufgaben.

Mit dem Gefühl, vor einer letzten Entscheidung über ihr zukünftiges Leben zu stehen, sahen Minna und Richard Wagner dem 20. Oktober 1842 entgegen, dem Tag, an dem «Rienzi», Wagners erstes

würdiges Bühnenwerk, den Sprung auf die weltbedeutenden Bretter wagen sollte.

Am Vorabend hatten sich Freunde bei ihnen eingefunden. Auch Schwester Klara aus Chemnitz war herübergekommen. Der Punsch, den Minna bereitet hatte, führte aller Gedanken immer wieder zu dem Ereignis des morgigen Abends. Lachen und Weinen war der Ausdruck von kaum noch erträglichen Spannungen, die über ihnen lagen. Die Aussichten des «Rienzi» waren günstig. Aber wer konnte es wissen?

Würde es Sieg oder Niederlage geben?

18

Den Abend der «Rienzi»-Uraufführung hat Wagner später als einen der ergreifendsten Tage seines Lebens beschrieben. Minna hatte aus lauter Angst nicht mit ins Theater gehen wollen. Jetzt saß sie wie zur Salzsäule erstarrt mit Richard und Freund Heine in einer Parterreloge. Daß diese Oper eine Schöpfung ihres Mannes war und etwas anderes bedeutete als alle Opern, deren Aufführungen sie sonst gelegentlich beigewohnt hatte, kam ihr nicht recht zum Bewußtsein. Ähnlich empfand es Richard selbst. Auch er hatte nicht das Gefühl, ein Werk von sich zu erleben. Fremd zog seine Oper an ihm vorüber. Die Masse der Zuschauer ängstigte ihn. Er verbarg sich darum in dem hintersten Winkel der Loge.

Nur eine Sorge bedrückte ihn den ganzen Abend. Er sah von Szene zu Szene auf die Uhr und stellte fest, daß die Oper bis Mitternacht spielen würde. Warum hatte er sich so heftig gegen Striche gewehrt? Natürlich war alles viel zu lang. Gleich morgen sollte dies und jenes herausgestrichen werden. Daß die Riesenoper niemand bis zum Schluß ertragen könne, stand für ihn schon nach dem zweiten Akt fest. Nun wartete er an jedem weiteren Aktschluß, wie die Leute davonstürmen würden. Daß dies niemand tat und im Theater nach fünf Stunden noch ebenso viel Plätze besetzt waren wie bei der Ouvertüre, brachte ihn um den letzten Rest seiner Fassung. Wie im Traum ließ er sich nach jedem Aktschluß auf die Bühne zerren, verbeugte sich, nahm Lorbeerkränze entgegen und wußte doch nicht recht, wie ihm geschah.

Erst nach Mitternacht erschien der Komponist mit seinen Sängern zum letztenmal vor der noch immer tobenden Menge. Nach dem Abflingen des Beifalls senkte sich eine ungeheure Ermattung über Mitwirkende und Zuhörende. Sie alle waren von dem Rausch des Gehörten und Gesehenen hingerissen.

Freunde und Verwandte Wagners wollten irgendwo gemeinsam zu Abend essen. Aber die Küchen der Gasthäuser waren schon geschlossen. So liefen alle nach verschiedenen Richtungen auseinander. Jeder beteuerte, einen so langen Opernabend noch nie erlebt zu haben. Viel anderes bekam Wagner über seine Oper fürs erste nicht zu hören.

Minna war tief bewegt. Im «Rienzi» hatte sie endlich den so lange erwarteten Beweis von Richards Können erlebt. Dieser Abend löschte wirklich einmal alle Zweifel in ihr aus. Richard war nicht nur ein Träumer und Großredner, sondern vom Schicksal zur Vollbringung großer Taten befähigt. Sie hatte unrecht gehabt, an seine Hoffnungen nicht zu glauben. Der großartige Erfolg übertrumpfte also für einige Zeit alles Kleinliche und Zögernde in Minna. Die Worte, ihm das zu sagen, fand sie allerdings nicht. Ihrem gedrückten Wesen wäre das fast wie eine Erniedrigung vorgekommen. Sie war zu stolz, um seinem Genie mit lauten Worten zu huldigen.

Aber irgendwie sollte er ihre Einsicht doch erkennen. Ein schlicht kindliches Sinnbild, das ihrem ganzen Wesen glich, würde ihm das Rechte sagen. Heimlich legte Minna unter sein Kopfkissen ein Lorbeerblatt von einem der gespendeten Kränze. Richard sollte auf seinen «verdienten Lorbeeren» ausruhen. Dies nur im übertragenen Sinne zu verstehen, war ihr zu wenig. Es mußte wirklich geschehen. Sie selbst schlief in dem Bewußtsein ein, nun die Gattin eines berühmten Mannes zu sein.

Am nächsten Tage sprach ganz Dresden vom «Rienzi». Der Erfolg war noch größer, als es gestern geschehen hatte. Das Werk konnte nicht oft genug gegeben werden. Immer war das Haus ausverkauft. Wegen der großen Länge strich Wagner einzelne Teile. Die ersten, die sich darüber beschwerten, waren die Sänger. Tichatschek vor allem ließ sich das einfach nicht gefallen. Gerade die Takte, um die er kommen sollte, seien «zu himmlisch». Man gab darum einige

Dresden aus der Vogelschau um die Mitte des vorigen Jahrhunderts.

Das Hoftheater in Dresden. Es wurde 1837–1841 von Gottfried Semper erbaut und brannte 1869 ab. Als eine der ersten großen Aufführungen erlebte dieser vielbewunderte Bau die Uraufführung des «Rienzi».

Male den «Rienzi» zwar ohne Striche, aber geteilt an zwei Abenden. Auch jetzt war die Oper gut besucht. Aber lieber sahen die Dresdner das ganze Werk in einem Zug hintereinander.

Hatten Minna und Richard Wagner bisher in größter Zurückgezogenheit gelebt, so wetteiferten nun die angesehensten Familien Dresdens, mit dem jungen Tonschöpfer und seiner ebenso lebenswürdigen wie anmutigen Gattin bei ihren Einladungen prunken zu können. Aus dem hungernden Komponisten und seiner Frau war über Nacht ein angesehenes Künstlerhepaar geworden. Ihre Wohnung in der Waisenhausgasse beherbergte immer öfter Freunde, Bekannte und Verehrer. Bald litt Wagner unter diesem Betrieb. Er hätte sich lieber mit seinen Opernplänen beschäftigt. Minna allerdings war diesem Zauber sehr zugänglich. Es tat unendlich wohl, sich als hochgeachtete Frau an eine reich gedeckte Tafel setzen zu können.

Bisher hatte Wagner immer noch eine Aufführung seines «Holländers» in Berlin erhofft. Doch hielten sie sich dort nach wie vor unentschieden. Es war den Berlinern ganz recht, wenn auch das zweite Werk des jungen Kapellmeisters seine Feuerprobe in Dresden bestand. Die Dresdner wiederum hatten das beschämende Versäumnis bei der Uraufführung des «Freischütz» in Berlin wahrscheinlich noch nicht vergessen. Ein zweites Mal wollten sie sich nicht so hinterwäldlerisch erweisen. Darum drängte die Dresdner Generalintendanz zur Aufführung des «Holländers». Wirklich fand sie noch keine drei Monate nach der des «Rienzi» statt, und zwar am 2. Januar 1843.

Es ist aber eine alte Wahrheit: Das Wunder läßt sich nicht wiederholen. So gab es beim «Holländer» eine rechte Enttäuschung. Der Erfolg des «Rienzi» war durch die besonders glückliche Besetzung schon halb verbürgt gewesen. Tichatschek, der herrliche Volkstribun, sang aber im «Holländer» überhaupt nicht mit, weil der Erik als keine Partie des Heldentenors angesehen wurde. Der Sänger des Holländers, auf den das meiste ankam, versagte vollkommen. So konnte auch die lodernde Begeisterung der Schröder-Debrient als Senta nichts mehr ausrichten.

Aber dies war nicht das Entscheidende. Im «Rienzi» begeisterte die schillernde Welt der Römer in ihren prunkvollen Kostümen. Ticha-

tscheßs silberne Rüstung und die Pferde auf der Bühne waren zum Stadtgespräch geworden. Im «Holländer» blieb die Bühne den ganzen Abend dunkel. Die düstere Welt der nordischen Menschen, das Herumgeistern des unglücklichen Seemanns und der Erlösungsdrang des seltsamen Mädchens Senta, all das entzückte die Dresdner bei weitem nicht in dem Maße wie Glück, Aufstieg, Niederlage und Tod des großen Volkstribunen.

Vor allem fehlte, was dem «Rienzi» die Krone aufsetzte: das Ballett. Bei einer bestimmten Stelle wurden die Schilder flach nach oben gehalten, so daß über den Häuptern der unten Stehenden eine neue Tanzfläche entstand. Dort oben führten einige Tänzer besonders kühne «Pas» aus. Eigentlich waren sie recht lächerlich. Aber von den Dresdnern wurde das als Ausdruck römischen Gladiatorenwesens hingenommen und beklatscht. Bei diesem Tänzchen im zweiten Stockwerk gerieten selbst die Besonnenen aus dem Häuschen, denn so etwas hatte es auch in den erhabensten Opern bisher noch nicht gegeben. Im «Holländer» dagegen tanzten nur ein paar alte Seebären in gespenstiger Nachtstimmung vor dem Schiffe des bleichen Seemanns. Das wirkte geradezu kümmerlich gegen die Pracht im «Rienzi».

So dachten die Dresdner Opernliebhaber und brachten dies durch schwachen Besuch des «Holländers» zum Ausdruck. Sie sahen nicht den ungeheuren Schritt von der Brunkoper zum Musikdrama, erkannten nicht die hohe Welt dieser leidenden Seelen, ließen sich nicht von der unbändigen Fülle herrlicher Melodien hinreißen und ahnten erst recht nicht, in wie hohem Maße Wagner hier die Tragik seines Ichs eingeschlossen hatte. Damit begann zugleich ein lebenslanger Kampf Wagners. Bei jedem neuen Werk erklärten die Kurzsichtigen, zwar bis zu seiner letzten Schöpfung folgen zu können. Hier aber sei Wagner über das gesunde Maß hinausgegangen. So war es jetzt beim «Holländer», und so wurde es später immer wieder. Sein Weiterschreiten zum Höheren wurde stets verkannt.

Am häufigsten hörte Wagner diese Ansicht von Minna. Sie hatte zunächst auch dem «Rienzi» abwartend gegenübergestanden. Dessen Schönheiten waren ihr seit der Uraufführung aufgegangen. Aber für den «Holländer» konnte sie sich gar nicht begeistern. Richard war offensichtlich vom rechten Wege abgekommen, natürlich aus Eigen-

sinn, um etwas ganz Neues, noch nie Dagewesenes zu bringen. Das mußte wohl im Sinn seiner Erneuerungsgedanken liegen, anstatt auf dem Weg weiterzuschreiten, der sich als erfolgreich erwiesen hatte.

Aber dies alles trat jetzt vor anderen Fragen zurück. Im vergangenen Jahr war der italienische Musikdirektor an der Dresdner Oper, namens Rastrelli, gestorben. Ein Nachfolger, und zwar ein Deutscher, mußte rasch gefunden werden. Alle Augen richteten sich auf Wagner. So mächtig war sein Ansehen gestiegen. Von dem kleinen Provinzkapellmeister in Magdeburg und Riga sprach jetzt niemand mehr. Höchstens gedachte man seiner Tätigkeit in ehrenvollen Worten.

Wagner erhielt die Berufung für die Stellung Rastrellis in aller Form. Er kämpfte nicht lange mit sich. Was würde dann aus seinen Entwürfen zu «Tannhäuser» und «Lohengrin», deren Ausführung ihm auf der Seele brannte? Schon seit über einem Jahr hatte er keine Note mehr komponiert. Die Ausführung seiner herrlichen Pläne und die Annahme der Stellung schlossen sich gegenseitig aus. Aber dann dachte Wagner an Minna. Wie gern hätte er sie für die bitteren Leiden in Paris mit einer Anstellung entschädigt, die Sicherheit fürs Leben gab. Ja und Nein kämpften nun doch in ihm. Schließlich siegte der Schöpfer. Wagner lehnte ab.

Ob es ihm ernst damit war oder ob diese Ablehnung nur etwas Besseres erzwingen sollte, ist schwer zu sagen. Es hatte nämlich noch eine besondere Bewandnis damit. Auf dem Posten Rastrellis wäre Wagner dem Kapellmeister Reißiger nachgeordnet gewesen. Das fand er unter seiner Würde. Von Magdeburg aus hätte ihn eine solche Stellung ungeheuer gelockt. Nach dem «Rienzi» jedoch glaubte er mit Recht, solche Demütigungen nicht mehr notwendig zu haben.

Aber vor einiger Zeit war auch der italienische Kapellmeister und Komponist Morlachi, der große Gegenspieler Carl Maria von Webers, gestorben. Sein Posten mußte ebenfalls besetzt werden. Es blieb nun der Generalintendanz nichts übrig, als Wagner Morlachis Stellung anzubieten. Denn Generalintendant von Lütichau wollte den «Rienzi»-Komponisten auf jeden Fall gewinnen. Wieder schwankte Wagner. Aber nun senkte sich die Schale des Ja

schon stärker herab. Man bot ihm eine lebenslängliche, unkündbare Stellung mit dem Anspruch auf Witwenversorgung. Minna war also bis an ihr Lebensende vor Not geschützt. All ihre bisherigen Opfer wurden damit reich vergolten. Auf sein Schaffen sollte weitgehend Rücksicht genommen werden. Der Dienst in der Oper war nicht sonderlich umfangreich. Es würde ihm also viel Zeit zu eigenen Arbeiten bleiben. Vor allem hätte er auf diesem Posten nicht nur herrliche Solisten, sondern auch einen wundervollen Chor und vielleicht das beste Opernorchester Deutschlands, wenn nicht der ganzen Welt, zu seiner Verfügung. Von hier aus konnte er für ganz Deutschland beispielgebend wirken und damit eine Erneuerung der theatralischen Kunst überhaupt anbahnen.

Welche Entsagungskraft war nötig, um da noch nein zu sagen! Aber Wagner sagte noch immer nicht ja. Sein freies Schaffen ging ihm über alles. «Tannhäuser» und «Lohengrin» waren mehr als die musikalische Leitung in einigen Opern. Außerdem sollte die Anstellung mit einem Probejahr beginnen. Am Ende dieses Jahres hatte die Generalintendanz das Recht zum Rücktritt vom Vertrage. Selbst dem großen Weber war seinerzeit diese harte Bedingung nicht erspart geblieben. Wagner lehnte sich hiergegen auf. Er habe sein Können als Tonschöpfer und Kapellmeister bewiesen. Darum scheine ihm höchst überflüssig, sich noch weiter ausprobieren zu lassen. Vor allem müsse die Zucht im Betriebe leiden, wenn derjenige noch nicht fest im Sattel sitze, der neuen Geist in die Arbeit tragen solle.

Minna bangte von Tag zu Tag. Sie erwartete den Himmel auf Erden von dieser Anstellung. Solche Aussichten würden ihm nie wieder geboten. Bisweilen versuchte sie, Wagner für die unbedingte Annahme geneigt zu machen. Aber er blieb hart. Noch immer nicht wollte er sich in das Joch beugen. Freiheit im Leben und Freiheit zum Schaffen gingen ihm über alles. Schließlich legte sich auch Frau von Weber, die Witwe Carl Marias, ins Mittel. Sie beschwor Wagner, schon aus Liebe zu ihrem Gatten dessen Nachfolger zu werden. Weber könne ja keine Ruhe im Grabe finden, wenn er seinen Posten schlecht verwaltet wisse. Aber auch der Zuspruch dieser ehrwürdigen Frau überwand Wagners Zweifel nicht völlig. Allerdings machte sie ihn noch schwankender.

Generalintendant von Lüttichau, der Wagner von Herzen gewogen war, sah seinen Kampf und entschloß sich, den gordischen Knoten für ihn zu durchhauen. An einem Februartag des Jahres 1843 wurde Wagner auf die «Generaldirektion» gebeten. Dort verlas von Lüttichau ein feierliches Schreiben Seiner Majestät, nach dem Wagner als Königlich-Preussischer Kapellmeister auf Lebenszeit angestellt war. Lüttichau fügte einige freundliche Worte hinzu. Die Kollegen beglückwünschten Wagner, und der Herr Generalintendant begleitete ihn sogar bis an seine Haustür.

Eigentlich war Wagner gar nicht zu Worte gekommen. Man hatte ihn überhaupt nicht mehr gefragt, ob er denn angestellt sein wolle und mit den Bedingungen zufrieden sei. In dem gnädigen Handschreiben des Königs war nämlich nur von tausendfünfhundert Talern die Rede, während er doch tausendachthundert gefordert hatte. Sein Einspruch hätte aber nach dieser feierlichen Eröffnung ein nicht auszudenkendes Ärgernis hervorgerufen. Es blieb also nichts übrig, als alles seinen Gang gehen zu lassen.

So hat uns Wagner später seinen inneren Kampf um die Dresdner Kapellmeisterstellung beschrieben. In Wirklichkeit war er doch wohl schon vorher zur Annahme entschlossen. Dies teilte er unter anderem auch Robert Schumann eine Woche vor der feierlichen Bestallung mit. «Ich werde Kapellmeister mit vollem Gehalt», schrieb er ihm, damit Schumann diese für die gesamte Kunstwelt aufregende Neuigkeit in seiner Musikzeitschrift veröffentlichen konnte.

Bei Minna stellte sich Wagner als soeben feierlich bestallter Königlich-Preussischer Kapellmeister auf Lebenszeit vor. Die Eheleute fielen sich gerührt in die Arme. Wogen der Freude schlugen über der vielgeprüften Minna zusammen. Das war das Höchste. Selbst der «Rienzi» verblaßte dagegen. Richard Königlich-Preussischer Kapellmeister und sie: Frau Königlich-Preussische Kapellmeisterin!

Nach einigen Tagen wurde Wagner auf die Krone vereidigt und der musikalischen Kapelle als neuer Leiter vorgestellt. Auch eine Hofuniform mußte er sich anschaffen, und zwar für ganze hundert Taler. Von allen Ausgaben seines Lebens war dies gewiß die überflüssigste. Die Uniform bestand aus einem Frack von blauem Tuch, das mit Silber bestickt war. Am Kragen glitzerte eine silberne Lyra.

Man kann sich vorstellen, wie Minna den Augenblick genoß, als Wagner in seiner schmußigen Uniform aus dem Hause trat, um sich zur Audienz beim König zu begeben. Wahrscheinlich legte Minna viel Wert darauf, daß dieses Schauspiel von möglichst vielen Anwohnern der Marienstraße, wo sie jetzt wohnten, beobachtet wurde. Es mußte wundernehmen, wenn sie nicht hinter den Fenstervorhängen gestanden haben sollte, um in der Überraschung der anderen ihre stille Freude zu finden.

Jedenfalls erlebte sie den 2. Februar 1843, als ihr Mann königlicher Hofkapellmeister geworden war, und die Stunde, da er sich mit so viel Pracht betan zum König aufmachte, als die Höhepunkte ihres Lebens.

19

In dieser Hochstimmung konnte ihr Leben natürlich nicht weiterfließen. Die ersten Sorgen stellten sich bald wieder ein. Sie hießen, wie immer bei Wagner: Geld! Sein glanzvoller Aufstieg hatte geschwind die Reise durch alle Tageszeitungen gemacht. Nun krochen von überallher die Gläubiger wie Bühlmäuse aus der Erde. Aus Magdeburg, Königsberg, Riga, Paris und sonstwoher kamen sie mit ihren Forderungen.

Wagner hatte die alten Schulden zum Teil wirklich vergessen oder die Erledigung aus naheliegenden Gründen immer wieder hinausgeschoben. Wohnungseinrichtungen waren noch nicht oder wenigstens noch nicht ganz bezahlt, ebenso Anzüge, Kleider für Minna usw. Der Musiker, der in Magdeburg die Stimmen zum «Liebesverbot» ausgeschrieben hatte, sollte auch noch Geld bekommen. Außerdem mußten zahlreiche Darlehen und weiß Gott was noch alles zurückgezahlt werden. Nicht nur aus den letzten drei Jahren. Auch aus der Studentenzeit meldeten sich Gläubiger. Wagner merkte, daß er sogar schon als Schüler ungewöhnliches Geschick im Borgen bewiesen hatte. Denn selbst aus der Gymnasialzeit war noch einiges zu begleichen. In seinem Lebensbericht beschrieb er mit dem ihm eigenen Humor, wie er nur gewartet habe, daß auch seine Amme mit einer Rechnung für soundso viel Stillungen auf der Bildfläche erschien.

Zählte man diese Verpflichtungen zusammen, so ergab sich zwar keine so riesenhafte Summe, wie üble Schwäher in Dresden behaupteten. Aber immerhin erreichten die Schulden eine Höhe, daß Wagner sie nicht einfach vom Gehalt abzahlen konnte. Übrigens war so etwas grundsätzlich nicht nach seinem Geschmack.

Früher hatte er Schulden nicht tragisch genommen. Sie waren zwar unangenehm. Aber in Riga konnte Wagner den Gläubigern durch seine Flucht noch mühelos entweichen. Er war eben fort, und sie hatten das Nachsehen.

Als Königlich-Kapellmeister jedoch bekam er mehr als einmal zu spüren, daß jede neuauftauchende Schuldforderung Ruf und Stellung gefährdeten. Denn jetzt konnte jeder Gläubiger zur Generalintendanz gehen und Wagners Gehalt sperren lassen. Natürlich wäre damit sein Ansehen für alle Zeiten untergraben gewesen. Es blieb nichts übrig, als irgendwo größere Gelder aufzunehmen. Die bewunderte Freundin Schröder-Devrient, das Idealbild des Fidelio, erwies sich nun auch jenseits der künstlerischen Sphären als wahrhaft hilfsbereiter Mensch. Sie gab tausend Taler Darlehen. Mit dieser allerdings nicht unansehnlichen Summe, für die Wagner rund dreiviertel Jahr lang Kapellmeistern mußte, konnten fürs erste die drohenden Mäuler geschlossen werden. Die geldlichen Schwierigkeiten begannen also frühzeitig, Wagners an sich glänzende Stellung zu gefährden.

Aber die Schulden drückten nicht allein. Eine andere Last wurde die Kritik. Gewiß spielte sie damals noch keine allzu erhebliche Rolle in Dresden. Immerhin fühlten sich einige Zeitungsleute, die etwas zu sagen hatten, von Wagners schroffer Art abgestoßen. Der «Rienzi»-Komponist dachte nicht daran, sie irgendwie zu umwerben, wie das seine Kollegen mit großem Eifer und manchmal sogar mit noch größeren Opfern taten. Er nahm von der Kritik überhaupt keine Kenntnis. Selbstverständlich wurde sie ihm ein erbitterter Feind, dessen Haß sich im Laufe der Zeit beständig verschärfte.

Mit seinem Kollegen Reißiger kam Wagner zunächst recht gut aus. Reißiger liebte die Bequemlichkeit. Ihm wäre es gleichgültig gewesen, wenn sich Wagner abrackerte. Aber Reißigers Frau witterte hinter diesem jungen Feuerkopf Gefahr. Sie stachelte ihren Mann dementstprechend auf. Außerlich blieb der Verkehr mit Wagner zu-

nächst freundschaftlich. Wenn Reißiger den Kollegen traf, küßte er ihm die Wangen, vor Liebenswürdigkeit überfließend. Unter dieser glatten Oberfläche gährte allerdings maßloser Kollegenneid.

Als Folge von Reißigers Ruhebedürfnis entwickelte sich der Schlendrian in der Oper, den Wagner mit Haut und Haaren ausrotten wollte. Damit handelte er nur im Sinne der Generalintendanz. Ein so hohes Ziel wurde allseits gern anerkannt mit Ausnahme von denen, die sich von nun an zusammenraffen sollten. Nach einiger Zeit gab es zwei Parteien. Die auf Ruhe und Bequemlichkeit ausgingen, hielten Reißiger für einen idealen Kapellmeister und Wagner für einen elenden Schinder. Diese Partei war bald in der Überzahl. Um den jungen, genialen Kunstseiferer scharten sich nur wenige. Daß es ihr Held ihnen oft nicht leicht machte, mußten allerdings auch sie zugeben.

Der Umgang mit Reißiger wurde unerfreulicher, als sich Wagner zur sechsten Vorstellung des «Rienzi» die musikalische Leitung ausbat. Reißiger war immer lahmmer am Pult geworden. Jetzt feuerte dieser Teufelsmusikant die Mitwirkenden auf der Bühne und im Orchester so an, daß niemand die Oper wiedererkannte. Alle waren sich darüber klar, daß die Aufführung mit Wagner am Pult die vorhergehenden weit übertroffen hatte. Reißiger sah und hörte das. Natürlich war er nicht übermäßig erfreut und seinem jungen Kollegen von da ab keineswegs gewogener.

Außerdem gab es auch im Orchester einen Sturm gegen Wagner. Zwar hatten ihn diesmal nur Schwähereien in ein schiefes Licht gebracht. Aber die förmliche Beschwerde gegen ihn war aufgesetzt und eingereicht. Generalintendant von Lüttichau mußte in einer Sitzung den Fall klären. Solche Wunden heilen nur schwer wieder und lassen immer eine Narbe zurück. Später gestaltete sich Wagners Verhältnis zum Orchester allerdings sehr freundlich.

Ein völlig ungetrübtes Glück brachte also die Kapellmeistertätigkeit für Wagner nicht. Es kam genau so, wie er es vorausgesehen und gefürchtet hatte. Das Schicksal hatte ihn nicht geschaffen, sich einem wohl großzügigen, aber doch alltäglichen Theaterbetrieb einzufügen. Seine Werke standen ihm ungleich näher. Sich in die heldische Welt der deutschen Sage zu vertiefen und dann jene so unheldischen Opernsänger als gewiegter Diplomat dauernd anspor-

nen zu müssen, ließ sich nicht vereinigen. Einst würden seine Schöpfungen eine ganz andere Art des Theaterspielens fordern. Wagner erkannte bald, daß er nicht als Kapellmeister in Dresden sterben werde.

Minna durfte davon nichts ahnen. Ohnehin zogen all seine dienstlichen Reibereien Auseinandersetzungen zwischen den Eheleuten nach sich. Minna meinte, Richard solle das alles nicht so tragisch nehmen. Am Theater werde nun einmal mit Wasser gekocht. Sein Schuldenmachen war ihrer bürgerlichen Gewissenhaftigkeit von jeher verhaßt. Daß man sich als Theatermensch mit der Kritik nicht gutstelle, blieb ihr unverständlich, und sie hätte sich gewiß auch mit Reißiger vertragen. In all den Jahren ihrer Theatertätigkeit waren ihr stets nur nette Kollegen begegnet. Nicht weniger unglücklich machten sie die vielen anderen Schwierigkeiten, in die sich Wagner dauernd stürzte. Er fordere eben immer zuviel, meinte sie. Hinter ihren Warnungen stand natürlich die Sorge, daß das herrliche Leben als Frau Kapellmeister einmal zu Ende gehen könnte.

Aber diese Stimmungen, Ansichten, Gedanken und Gegensätze waren vorerst nur leichte Spannungen. Noch lebten sie im Glück.

Wagners Opern wurden nun auch in Berlin, Kassel, Riga, Hamburg usw. gespielt. Manchmal fuhr er zur Erstaufführung. Von unterwegs flatterten dann, wie immer, wenn er ihr fern war, seitenlange Briefe in überströmender Herzlichkeit an Minna. Für die Anrede fielen ihm unzählige neue Rosenamen ein: Minnel, Muzius, Miezal, Muz, Minako, Muzi, Muzigen, Muzinius, Schnuckel usw.

Im allgemeinen klangen diese Briefe an Minna stets etwas günstiger als seine Äußerungen anderen gegenüber. Richard Wagner wollte ihr Mut und Vertrauen für die Zukunft erwecken, vor der sie sich immer noch fürchtete. Wenn etwas nicht recht gelang, verschwieg er es nicht gerade. Aber Minna bekam hinterher sofort etwas Erfreuliches und Tröstendes zu hören. Aus Berlin erzählte er ihr etwa von seinen unerhörten Erfolgen, vom begeisterten Beifall, wie oft sie ihn herausgerufen hatten, wie er umschwärmt worden war, daß die Einnahmen nun bald bedeutend steigen würden . . . und so ging es seitenlang fort.

Jeder dieser Briefe war ein neues Werben:

3. Oktober 1847

... Mein Heimweh ist so groß, als es nur irgend sein kann: — meine Heimat aber, das bist Du und unser kleiner Hausstand; ich weiß nichts in der Welt, was da entschädigen könnte! Aber bedenke auch, wie wir leben und ob ich eben etwas anderes kenne als mein Haus! Du glaubst nicht, wie ich mich darnach sehne, Dich einmal wieder an mich drücken zu können, um die Frostigkeit loszuwerden, die endlich das ganze Wesen beherrscht, wenn man so in der Fremde von aller Liebe abgelöst ist! Nein, mein Ehrgeiz geht doch nicht weit, — eine schöne Herzensheimat geht mir über alles! — Nun, mein gutes Kind, — jetzt sind wir ja wohl am längsten getrennt gewesen? Gott sei Dank!!! — —

26. September 1847

Tausend Dank, mein gutes Weib, für Deinen guten Brief, der mir eine wahre Herzensfreude gemacht hat, wie ich sie Dir gar nicht ausdrücken kann! Du glaubst gar nicht, wie gut, wie liebenswürdig Du Dich in diesem einfachen Brief ausnimmst! — Siehst Du, das ist doch recht schön, wenn wir uns «alte Minna» und «alter Richard» nennen: was ist eine junge Leidenschaft gegen solch eine alte Liebe? Die Leidenschaft ist nur schön, wenn sie endlich zur Liebe in diesem Sinne wird, — an und für sich ist sie ein Leiden; ein Genuß aber ist eine Liebe wie die unsere, — und eine kurze Trennung zeigt dies immer erst ganz deutlich, — vor einer langen Trennung bewahre sie ein gütiges Geschick! — Nicht wahr, Du Gute? ...

Trauliche Plaudereien waren seine Briefe der damaligen Zeit. Da schickte er einmal in seiner Liebesnarrheit «43 000 Küsse». Ein andermal sollte sie über die Geschichte lachen, wie es ihm mit den neuen weilschenblauen Handschuhen gegangen war. Er kam sich unwiderstehlich darin vor, weil sie prächtig zu seinem neuen Sommeranzug paßten. Minna hatte eben nicht nur einen großen und guten, sondern auch sehr schönen Mann! Leider war die Farbe der Handschuhe ausgegangen, und als er sie im Wirtshaus von den Fingern streifte, um zu bezahlen, klebte die Weilschenfarbe an seinen Händen. So plauderte der Gatte vom Hundertsten ins Tausendste, immer in dem Wunsch, seinem guten, «allerliebsten Minnel» etwas Freude zu machen. Und sie waren eigentlich keine Kinder mehr. Wagner

hatte seinen dreißigsten Geburtstag gefeiert und an diesem Tage die Dichtung zu seinem neuen Werk, dem «Venusberg», vollendet. Minna stand in der Mitte zwischen dreißig und vierzig. Wie seltsam, den Dichter der tragikunwitterten Romerzählung als scherzenden und aufmunternden Ehemann zu erleben! Nur die Zwiespaltung seiner Seele ermöglichte dies Nebeneinander von Mensch und Künstler.

Aus Hamburg brachte Wagner ein besonders nettes Geschenk mit. Dem dortigen Theaterdirektor war seine und Minnas Tierliebe zu Ohren gekommen. Vielleicht hatte Wagner die Erlebnisse mit dem Wolf, mit Rüpel und Robber erzählt. Jedenfalls überreichte der Direktor dem gefeierten Tonschöpfer zur Benefizvorstellung einen reizenden Papagei. Während der langen Fahrt, teils in der Postkutsche, teils in der neuen Eisenbahn, freute sich Wagner wie ein Kind auf den Augenblick, wenn er mit dem neuen Hausgenossen bei Minna ins Zimmer treten konnte.

Sie war in der Tat entzückt über das Tierchen. Bald lebte zwischen Minna und dem Papagei eine Zärtlichkeit wie zwischen Mutter und Kind. Dazu hatte sich am Tage der ersten «Rienzi»-Probe ein kleines, eben erst geborenes Hündchen eingestellt. In Wagners Hause tummelten sich nun allerlei Geschöpfe. Auf Kinder durften sie nicht mehr hoffen. Da boten Papo, der Papagei, und Peps, das Hündchen, den besten Ersatz. Die Tiere bewährten sich wie immer als Brücke der Ehegemeinschaft.

Schon im ersten Jahr seiner Tätigkeit, im Sommer 1843, wurde Wagner ein mehrwöchiger Urlaub bewilligt. Er wußte dies Entgegenkommen sehr zu schätzen. Wieder ging das Ehepaar nach Teplic-Schönau. Wie im Vorjahr fanden sich Wagners Mutter und diesmal auch seine Schwester Klara aus Chemnitz dort ein. Im heiteren Verkehr verging der erste der idyllischen Kapellmeistersommer. Die Frauen brauchten eifrig die Kur für allerlei Beschwerden. Wagner versuchte es auch einmal. Aber er war nicht dafür geschaffen. Anstatt gemächlich mit seinem Trinkbecher auf und ab zu wandeln, sah man ihn wie einen Besessenen die Promenade rauf und runter jagen. Diese seltsame Kur schloß eine Besserung seiner Leiden natürlich aus. Im Gegenteil, sie verschlimmerten sich. Bald ließ er den ganzen Kram, verzog sich lieber in die Wäl-

der, las dort Grimms deutsche Sagen und begann die Ausführung des «Tannhäuser».

Die Gestaltung eines so kühnen Werkes ging nicht ohne Schöpfer-schmerzen ab. Wieder überfiel ihn eine kaum zu bändigende Erregtheit. Wagner glaubte, krank zu sein, und legte sich bei herrlichem Sommerwetter tagelang ins Bett. Dann sprang er auf und trommelte wie ein Besessener auf dem Mietpiano herum, das ihm ins Gasthofzimmer gestellt worden war. Bald hingen überall die gesprungenen Saiten heraus. Aber noch immer hatte er die Melodien, die in ihm klangen, nicht gefunden. Der Schädel wollte zerspringen vor Schmerzen, vom fürchterlichen Blutdruck im Gehirn verursacht. So bittere Schöpfungswehen sind kaum einem Großen erspart geblieben. Wagner aber hatte besonders zu leiden. Und gerade aus seiner Umgebung wollte das niemand begreifen. Minna hielt das meiste für Einbildung, der man ja nicht allzu sehr nachgeben dürfe.

Obwohl der «Tannhäuser» nicht so gedieh, wie Wagner gehofft hatte, schwand endlich die furchtbare Aufgeregtheit. Jetzt war der Augenblick gekommen, sich durch eine kleine Reise zu erfrischen. Im offenen Wagen fuhr das Ehepaar Wagner durch das sommerliche Böhmerland nach Prag. Zehn Taler, die Minna eben in der Lotterie gewonnen hatte, sollten in einem schönen Sommermäntelchen für sie angelegt werden. Das schmeichelte ihr und war ein ebenso gutgemeintes wie vorzüglich wirkendes Pflasterchen für die Leiden, die Minna eben wieder ausgestanden hatte. Mit den alten Freunden in Prag wurde gemütliches Wiedersehen gefeiert. So endeten die schönen Sommerwochen in vollem Behagen.

In Dresden begann nun Wagners eigentliche Kapellmeistertätigkeit. Großes wurde von ihm erwartet. Dementsprechend mußten sie sich auch äußerlich einrichten. Das hieß bei Wagner: eine neue Wohnung beziehen. Auf der Ostraallee, dem Zwinger gegenüber, wurde die passende Behausung gefunden. Sie war nicht gerade üppig, aber doch recht stattlich. Nur bedeuteten die 220 Taler jährlicher Miete eine fast zu starke Belastung.

Bei dieser Einrichtung erwarb Richard Wagner drei Dinge, auf die er besonders stolz war. Als erstes ein Titelblatt von Cornelius zu den «Nibelungen» in einem echt gotischen Rahmen. Dieses Bild spielt

in Wagners Leben eine bemerkenswerte Rolle. Es war nämlich der einzige Gegenstand aus seinen vielen Wohnungseinrichtungen, der ihm bis zum Tode treu blieb. Alles andere hat er immer wieder verloren.

Das zweite Prachtstück im neuen Heim war ein stattlicher Flügel von Breitkopf und Härtel. Ein Musiker und gar ein königlicher Kapellmeister ohne eigenes Instrument war auf die Dauer unmöglich. Allerdings taugte der Flügel im Ton nicht viel. Aber jedenfalls nahm er sich in der neuen Einrichtung recht ansehnlich aus.

Wohl am stolzesten war Wagner auf seine Bücherei. Da er sich mit niemals rastendem Eifer bemühte, die Lücken in seiner Bildung zu schließen, und besonders in das Leben der deutschen Sage immer tiefer einzudringen suchte, schaffte er sich alle einschlägigen Werke geschlossen an. Mit unendlicher Liebe wurde die Auswahl nach seinem Geschmack, seinen Neigungen und seinen Arbeitsgebieten getroffen. Daß diese persönlich gehaltene Büchersammlung bald auf Nimmerwiedersehen verloren ging, traf ihn schwer.

Im Oktober 1843 zogen der königliche Kapellmeister Wagner und seine Frau Minna in ihre neue Wohnung ein. Das Glück hatte nun auch äußerlich ein schönes Sinnbild gefunden.

20

Trotz mancher Spannungen und Schwierigkeiten kamen jetzt endlich Jahre des Gedeihens, wie sie Wagner in Königsberg und dann immer wieder erhofft hatte. Seine Leistungen als Kapellmeister wurden hoch anerkannt. Nur wenn er Mozart dirigierte, gab es bisweilen etwas auszusetzen, vor allem in der Presse. Meist geschah ihm dabei Unrecht. Die beanstandeten Aufführungen mußte er ohne ordentliche Proben übernehmen. Mozarts Ensembles lassen sich aber vom Pult aus fast gar nicht beeinflussen, sondern sind Ergebnisse fleißiger Proben. Daß Wagner solche abgespielte Aufführungen überhaupt nachdirigieren mußte, war eine der Schattenseiten seines Amtes. Konnte er ein Werk von Grund auf einstudieren, so gab es in jedem Fall Aufführungen, die hoch über dem Durchschnitt standen. Übrigens lag ihm bei aller Liebe und Ber-

ehrerung Mozart möglicherweise wirklich nicht so nahe wie die Werke Beethovens, Webers und Glucks. Deren unmittelbarer Nachfolger zu sein, empfand er ja als seine Sendung.

Gleich seine Antrittsvorstellung, die Glucksche «Armida», war eine von allen neidlos anerkannte Leistung. Noch einmal kam Wagner in Dresden zu Gluck, und zwar vier Jahre später mit der «Iphigenie in Aulis». Diesmal bearbeitete er das Werk gründlich.

Gleich vertraut wie Gluck war ihm Beethoven. In Dresden konnte er dessen Symphonien endlich würdig darbieten. Das nahm sich anders aus als seinerzeit in Riga. Genau wie dort setzte Wagner auch in Dresden nach langen Mühen regelmäßige Symphoniekonzerte für sich durch. Zuerst führte er die Pastoralsymphonie von Beethoven auf. Am Palmsonntag 1846 folgte gegen zahlreiche Widerstände von allen Seiten dessen Neunte Symphonie, und zwar so, daß seitdem kein Palmsonntag in Dresden ohne Beethovens Neunte vorübergeht.

Wie tief sich Wagner schließlich mit Webers «Freischütz» verbunden fühlte, haben seine Worte und Taten bekannt. Allein daß er in der Ouvertüre die Zeitmaße wieder richtigstellte, hat eine Überlieferung geschaffen, die bis auf unsere Tage reicht.

Sein Kapellmeisterruhm wuchs ständig. Darum konnte die Dresdner Liedertafel zu ihrem neuen Leiter keinen besseren bestellen als ihn. Natürlich übernahm der Feuerkopf dieses Amt nicht, um alles im bisherigen Schlendrian weitergehen zu lassen. Nein, sofort wurde etwas Außerordentliches gewagt, und zwar die Veranstaltung eines gewaltigen Sängersfestes. Wagner schuf dazu auch ein neues Werk: «Das Liebesmahl der Apostel». 1200 Sänger, die er aus ganz Sachsen zusammenzog, trugen dieses feierliche Werk vor. Allerdings war die Wirkung geringer, als der Komponist gehofft hatte. Daß es die Masse der Sänger allein nicht macht, merkte er dabei. Übrigens wurde ihm der Umgang mit den Brüdern der Liedertafel bald lästig. Darum gab er sein Amt nach Jahresfrist wieder ab. Die Vorbereitungen zu den großen Festen und Konzerten hatten ihm so viel Zeit geraubt, daß er sich neben anderem auch um Minna nur wenig kümmern konnte. Sie hatte sich schon ein wenig zurückgesetzt gefühlt.

Wagners edelste Tat in Dresden war die Heimbringung der Leiche

Carl Maria von Webers. Daß er den Posten des Freischützkomponisten verwaltete, legte ihm mehr als künstlerische Verantwortung auf. Gerade er durfte nicht dulden, daß Webers Leichnam in fremder Erde ruhte. Sein Eifer war grenzenlos. Obwohl sich zahlreiche Schwierigkeiten aufstürmten, schritt sein unbeirrbarer Wille dem Ziel entgegen und erreichte es auch. Seine Rede an Webers Grab ist das Schönste, was je ein Mensch über den Tondichter des «Freischütz» gesagt hat.

Zum wichtigsten Tag des kommenden Jahres wurde der 19. Oktober 1845, an dem der «Tannhäuser» zum erstenmal aufgeführt wurde. Mühselig hatte sich Wagner die Zeit zur Vollendung des Werkes abgerungen. Bisweilen begann er mit der Arbeit schon am Morgen um fünf Uhr. Daß bis zur ersten Aufführung wieder allerlei Ränke gesponnen wurden, war ihm nicht mehr neu. Die Uraufführung mußte übrigens mehrmals verschoben werden, weil das in Paris bestellte Bühnenbild des zweiten Aktes auf sich warten ließ. Endlich war eine weitere Verschiebung nicht mehr möglich, und so fand der «Sängerkrieg auf der Wartburg» zum erstenmal im Alachener Kaisersaal Karls des Großen aus Webers «Oberon» statt.

Der Erfolg des «Tannhäusers» war bedeutender als der des «Holländers». Aber an den des «Rienzi» reichte er nicht heran. Minna äußerte schon nach einer Orchesterprobe ihr Befremden. Wo blieben die strahlenden Trompeten und überhaupt das gepanzerte Blech? Im «Rienzi» hatte sie gerade das so begeisternd gefunden. Wie konnte Richard nur darauf verfallen, eine so unfestliche Oper zu schreiben! Gar der zweite Akt! Was sollte das lange geistliche Konzert mit den endlosen Arien reihum bedeuten? Wo blieben die schmetternden Chöre und vor allem das Ballett? Daß die Wettgesänge des zweiten Aktes in den Bogen einer ungeheuren dramatischen Spannung eingebettet waren, spürte sie nicht. Minna wiederholte damit nur, was in Dresden jedermann sagte. Sie verkörperte auch diesmal die Meinung ihrer Zeit. Das war schmerzlich für den, der stets über seine Zeit hinausblickte. Allerdings mißlang der zweite Akt der Dresdner «Tannhäuser»-Aufführung auch so gründlich, daß Wagner bei der ersten Wiederholung große Teile wegließ. Da war es nicht leicht, ein gerechtes Urteil zu finden.

Daß der «Tannhäuser» gegen den «Rienzi» das weit schwächere

Werk sei, wurde allgemein behauptet. Der junge Komponist hatte sich anscheinend bei seinem Erstlingswerk verausgabt. Jetzt ging es mit ihm wieder bergab. Das mußte auch so kommen. Er wollte durchaus nicht auf die im freundschaftlichen Geist erteilten Ratsschläge hören. Wer konnte ihn überzeugen, wenn nicht einmal seine Frau Gewalt über ihn besaß? So tuschelten sich die ewigen Besserwisser zu.

Dem «Holländer» war Minna übrigens nicht mehr so abgeneigt wie bei der ersten Aufführung. Die Chöre der Spinnerinnen und Matrosen waren wirklich schöne Stücke. Auch das Steuermannslied, die Ballade der Senta und das Liebesduett mit dem Holländer enthielten zweifellos echte Melodien. Die fehlten im «Tannhäuser», meinte Minna.

Um so weniger konnte sie begreifen, daß Richard vom «Rienzi» nicht mehr viel wissen wollte. Er sei noch eine große Oper, wie sie die Franzosen liebten. Der «Tannhäuser» aber näherte sich seinem musikdramatischen Ideal. Was hatte er sich da wieder ausgedacht? Das Ideal war doch einzig und allein das, was am besten gefiel. Bei allem guten Willen konnte man Richard in vielem nicht verstehen.

Je länger Minna den «Rienzi» kannte, um so mehr begeisterte sie sich für ihn. Zur Berliner Erstaufführung war sie auch gekommen. Jetzt ratterte das Ehepaar in der Postkutsche nach Dresden zurück. Draußen plantschte der Regen. So grau und trübe wie dieses Unwetter, so gedrückt war die Stimmung Wagners.

Minna kam mit ihrem Gegenüber in Unterhaltung. Es war ein Reisender, der beiläufig auch vom «Rienzi» erzählte und das Werk nach Strich und Faden herunterkanzelte. Aber da kam er bei Minna schlecht an. Sie bewies diesem Banausen, daß alle seine Einwände nicht stichhaltig seien. In die Enge getrieben, beichtete der Ahnungslose, daß er die Aufführung gar nicht miterlebt hatte, sondern nur nach den Kritiken urteilte. Minna war ordentlich ins Feuer geraten. Über diesen Eifer freute sich Wagner. Daß sie so rührig seine Partei ergriff, löschte manchen Schmerz über ihren Mangel an tieferem Verstehen aus.

Um seine Werke besser fördern zu können, trat Wagner mit einem zweifelhaften Verlag in Verbindung. Den Druck mußte er selber bezahlen und steckte überhaupt viel mehr Geld in dieses Geschäft,

Josef Tichatschel als Rienzi in der silbernen Rüstung, auf dem Schimmel über die Bühne reitend. Dieser begeisternde Anblick trug viel zu dem ungeheuren Erfolg des «Rienzi» in Dresden bei.

Sächs.
Landes-
Bibl.

Generaldirektor Wolf Adolph August von Lüttichau, der Vorgesetzte des königlichen Kapellmeisters Richard Wagner. Das Verhältnis zwischen Künstler und Verwaltungsmann wurde im Laufe der Jahre immer gereizter. Nach einer Steinzeichnung von Karl Bohlau.

als es je abwarf. Nicht zum ersten- und letztenmal war er an einen für die gestellte Aufgabe untauglichen Menschen geraten.

Wieder überstiegen die Ausgaben bei weitem die Einnahmen. Wagners Gage reichte meist nicht lange. Noch war die Dresdner Einrichtung zu bezahlen. Die Schulden türmten sich immer höher. Eines Tages wollte auch die Schröder-Devrient ihre tausend Taler zurückhaben. Kleine Eifersüchteleien der einst verwöhnten Frau waren die Ursachen. Was hatte sie sich da ersonnen? Wagner habe seine Nichte Johanna, die erste Elisabeth, verpflichtet, um sie, die alternde Künstlerin, loszuwerden. Auch das beste Zureden half nichts. Frau Schröder-Devrient blieb bei dieser Einbildung und verlangte ihr Geld zurück.

Schweren Herzens mußte sich Wagner zu seinem Generalintendanten aufmachen. Zunächst forderte er eine Gehaltserhöhung. Sie wurde ihm, wenn auch unter recht entwürdigenden Bedingungen, als Sondergabe von 300 Talern gewährt. Zum andern erbat Wagner ein Darlehen von fünftausend Talern. Damit wollte er endlich alle seine Schulden bezahlen. Daß ihm dies außergewöhnliche Darlehen gewährt wurde — es betrug mehr als drei Jahresgehälter! —, war ein Zeichen von großer Wertschätzung und bewies, wie sehr Lüttichau an die Zukunft der Wagnerschen Werke glaubte.

Andererseits fand der Komponist nach einigen Jahren in seiner Theatertätigkeit nur noch wenig Befriedigung. Die Sitzungen der künstlerischen Vorstände, in denen der Spielplan und die Proben festgesetzt wurden, besuchte er schließlich gar nicht mehr. Die Krankheit irgendeines Künstlers warf doch wieder über den Haufen, was sie mühsam vereinbart hatten. Seine Reorganisationspläne für die musikalische Kapelle und für die Oper überhaupt waren auf geringes Verständnis gestoßen, geschweige, daß man seine Vorschläge durchführen wollte.

Innerlich hatte Wagner mit der Dresdner Tätigkeit schon abgeschlossen. Daß er sich trotzdem für Jahre hinaus zum Schuldner der Generalintendanz und des Königs machte, wurde von vielen als grober Leichtsinns empfunden, von niemandem stärker als von Minna, die in Geldsachen auf peinlichste Gewissenhaftigkeit hielt.

Dabei wußte Minna sicherlich noch nicht einmal, was auch Lüttichau erst später erfuhr: daß nämlich die Schulden Wagners in

Wirklichkeit noch viel höher waren. Zu denen, die mit den 5000 Talern Darlehen beglichen werden sollten, kamen am Ende von Wagners Dresdner Tätigkeit noch 13 459 Taler und 28 Groschen weitere Schulden. Es war eine endlos lange Liste: 2400 Taler an einen ungenannten Gläubiger, 800 an Frau L., 500 an Albert Kühn, 700 an Meiser, 300 an einen ungenannten Angestellten, 240 an Breitkopf & Härtel, 800 Restschulden in Paris, 1000 an Frau Klepperbein in Dresden, 300 an Lewy, 200 an die Hoftheaterkasse usw. Lüttichau rechnete aus, daß Wagner für die Tilgung der insgesamt 18 000 Taler Schulden 32 Jahre lang in Dresden Kapellmeistern mußte. Minna hätte für diese Art der Berechnung sicherlich viel Verständnis gehabt und laut ihre Zustimmung geäußert, wenn sie nicht vorher aus Scham zu Boden gesunken wäre. Daß diese 18 000 Taler ein winziger Bruchteil von dem waren, was später tatsächlich mit Wagners Werken verdient wurde, hätte sie nicht getröstet.

Trotz aller Erfolge zogen also wieder dunkle Wolken an Wagners Lebenshorizont herauf.

Benigstens herrschte jetzt zwischen ihm und Minna schöner Friede. Sie hatten aus der bitteren Vergangenheit gelernt und ahnten, daß Stürme auch in Zukunft nicht ausbleiben würden. Die Zeit der Ruhe wollten sie in vollem Behagen ausnützen. Friede, das schloß natürlich gelegentliche heftige Szenen, Vorwürfe, Tränen, Groll und Bitternisse nicht aus. Aber gegen das, was früher war, und das, was kam, erschienen diese Jahre als eine Zeit stiller, friedlicher Beschaulichkeit.

Ebenso schloß «Friede mit Minna» nicht aus, daß Wagners Seele in vielem doch «unbefriedigt» blieb. Einst sprach sich sein Inneres bei der Mutter und bei den Schwestern aus. Dann trat Minna an ihre Stelle. Als hier viele Rufe unbeantwortet verhallten, waren es die Pariser Freunde, die mit letzter Selbstaufopferung und Hingabe treue Jünger wurden. Sie boten Wagner die Möglichkeit eines Gedankenaustausches wie nie zuvor.

In Dresden fanden sich solche Freunde nicht. Der gute alte Fischer, Chordirektor an der Dresdner Oper und unbeirrbar in der Treue zu Wagner, war dem Pariser Dreigestirn Anders, Lehrs und Rieß

in der Feinheit und Geschliffenheit des Geistes nicht gewachsen. Röckel, der untergeordnete Musikdirektor, war zu einseitig aufs Politische festgelegt. Von den anderen Dresdner Bekanntschaften wuchs nur der Bund mit dem Hausarzt Pusinelli zu einer Freundschaft fürs Leben. Die Gelegenheiten zur Bewährung dieser Freundschaft boten sich im wesentlichen allerdings erst nach Wagners Dresdner Zeit.

Die Freunde, die Wagner bis zu den letzten Tiefen seiner Seele zu verstehen sich bemühten, kamen aus anderen Lebenskreisen: in Dresden begannen die Beziehungen zu jener Reihe hochstehender Frauen, die ihm bis an sein Ende treueste Freundinnen und Helferinnen blieben. Meist waren es Aristokratinnen: Gräfinnen, Fürstinnen und Herzoginnen oder andere Frauen aus der Hofwelt. An sich standen sie dem Musikleben meist fern. Aber Wagner galt ihnen als die gewaltigste Stimme ihrer Zeit. Darum waren sie dankbar, wenn er sie mit seinen Werken bekannt machte und sich an ihrer Begeisterung erfreute. Die Zustimmung dieser Freundinnen bedeutete ihm das Urteil der Welt, auf die es ihm vor allem ankam. In ihrem Umgang fand er höchste Befriedigung. Diese Frauen halfen ihm auch im materiellen Lebenskampf. Vor allem bahnten sie Verbindungen nach oben an und machten ihm regierende Fürstlichkeiten geneigt. In ihnen besaß Wagner hervorragende Mittlerinnen zwischen sich, seinem Werk und den sogenannten Spitzen der Gesellschaft. Sie waren es, die sein Schaffen aristokratisch banden.

Die erste dieser hohen Gönnerinnen wurde Uda von Lüttichau, die Gattin seines Generalintendanten. Wie seltsam, daß viele Jahre nach ihrem Tode die Erinnerung an sie mit der an seine geliebte Schwester Rosalie zusammenfloß. Dasselbe Vertrauen in seine Zukunft, das gleiche tiefe Verständnis für sein Schaffen und die nicht minder großzügige Bereitschaft, ihn so zu nehmen, wie er nun einmal war, mit all seinen Eigenheiten, die den anderen nur als Eigenwilligkeiten erschienen.

Als Dresden enttäuscht vor dem «Holländer» stand und auch Minna noch keinen rechten Zugang gefunden hatte, war Frau von Lüttichau die erste, die fühlte, was er mit diesem Werk in dunklen Farben sagen wollte. Diese geistvolle und flug voraussehende Zustimmung berührte Wagner so stark, daß er ihr den «Holländer» widmete. Als Wagner später darum rang, ob der «Lohengrin» tragisch ausgehen

müsse oder ob der Schwanenritter einer glücklichen Gemeinschaft mit Elsa zugeführt werden dürfe, fand sie mit kurzem Worte die einzig richtige Lösung. «Lohengrin» konnte nur als Trauerspiel enden, wie es Wagner von Anfang an empfunden hatte. Leider war Frau von Lüttichau meist fränklisch. Auch durch seine Stellung war er weit von ihr getrennt. So konnte sich ihr Verkehr nie so persönlich gestalten, wie Wagner dies wünschte.

Aus der Dresdner Hofgesellschaft neigte sich ihm außerdem Frau von Könneritz zu, die Gattin eines Kammerherrn. Sie muß dem jungen Kapellmeister recht leidenschaftlich zugestimmt haben. Generalintendant von Lüttichau behauptete sogar, sie habe ihm durch überhitzte Lobpreisungen den Kopf verdreht.

Zu den Frauen dieses Kreises gehörte auch Alwine Frommann. Obwohl nicht Aristokratin, war sie wohl von allen die feinste und verständnisvollste Seele. Als Vorleserin der späteren Kaiserin Augusta hatte Wagner ihr zum großen Teil die Gewinnung des preußischen Hofes zu danken. In vielen Kämpfen und Nöten wurde sie seine beste Vertraute. Der Lohn aller Mühen blieb ihr leider versagt. Sie starb 1875 und konnte also Bahreuth nicht mehr erleben.

Wagner wurde bei der Berliner «Rienzi»-Aufführung mit ihrer tiefgeistigen Art immer näher vertraut. Gern hätte er Alwine Frommann für immer bei sich gehabt. Darum schrieb er ihr am 8. November 1847: «Als wir am Sonnabend von Berlin fortfuhren, kam uns beiden zugleich ein Gedanke: — liebe Frommann, könnten Sie sich nicht entschließen, bei uns zu wohnen? Wir richten Ihnen eine Stube ein, hübscher als in Berlin, und dann blieben Sie und teilten Freude und Leid mit uns bis an unser aller Lebensende. Wollen Sie durchaus ganz allein bleiben, — oder hängen Sie untrennbar an der Prinzessin? Uns fehlt jemand, — sind Sie sich allein genug? . . .»

Das Ehepaar Wagner hatte selber kaum genug zum Leben. Aber nun wollte es der Prinzessin Augusta von Preußen die Vorleserin ausspannen, um sie in seinem Stübchen aufzunehmen, und gleich bis an aller Lebensende! Das war ganz Wagners Art. Übrigens versuchte er nicht nur Alwine Frommann für sich zu gewinnen, sondern fast alle Menschen, die ihm nähertraten: Anders in Paris,

Julie Ritter, Peter Cornelius, Mathilde Maier, Hans von Bülow und viele andere.

Es ist dies vielleicht einer der schlüssigsten Beweise, wie sehr Wagner in einer Welt der Unwirklichkeit lebte, wie wenig er die irdischen Dinge mit gewöhnlichen Augen sah und wie leicht ihm das Überspringen aller Hindernisse fiel, an denen die andern scheitern mußten. Viele nannten ihn einen Phantasten und wollten damit einen Vorwurf aussprechen. Daraus entstand die Mär von dem Künstler, den man bejahren und dem Menschen, den man verneinen mußte. Auch Minna hielt sich später an diese Trennung. In Wahrheit blieb Richard Wagner als Künstler genau das gleiche wie als Mensch: ein Wesen, daß in der Welt der Unwirklichkeit lebte, selbst wenn es Diesseitiges tat.

Eine nicht minder treue Freundin wurde Gräfin Kalergis, die Richterin des russischen Staatskanzlers Grafen von Nesselrode. Sie hatte Liszt kennengelernt, und der wußte ihr nichts Besseres zu raten, als die Uraufführung des «Tannhäusers» in Dresden mitzuerleben. Hier erschien sie wie ein guter Engel. Wagner nahm es als günstiges Zeichen, daß sich ihm gerade an diesem Tage eine so vornehme, geistvolle und übrigens auch bildschöne Frau näherte. Ihre Freundschaft hat sich über Jahrzehnte hinweg bewährt. Auch Julie Ritter darf in diesem Kreise nicht vergessen werden. Die geldliche Unterstützung, die sie ihm jahrelang zukommen ließ, ermöglichte viele entscheidende Arbeiten.

Alle diese Frauen, zu denen sich im Laufe der Jahrzehnte noch manche andere gesellte, besaßen das, was Minna fehlte. In ihnen regte sich der Spürsinn für das Neue, Gewaltige, Einmalige und Geniale in Wagner. Sie folgten ihm mit treuer Anteilnahme auf seiner Wanderung in die Zukunft, während Minna stets an der Vergangenheit hängenblieb oder sich höchstens bis zur Gegenwart des Altages weiterfand.

Wie alle Schöpfer war aber Wagner nicht nur geistiger Seher. Allerdings sagte er selbst, der Zustand der dauernden Erregung sei für ihn kennzeichnend. Aber die schöpferischen Zeiten kamen und gingen wieder. War er nicht dem Schöpferrausch an sein Werk hingegen, so erlebte Wagner Stunden als bürgerlicher Mensch wie jeder andere auch. Nichts verriet dann den Umstürzler im Geiste

oder den Erneuerer der dramatisch-musikalischen Kunst. Freilich waren solche idyllischen Stunden, in denen er sich ganz ohne innere Spannung und ohne alles Wünschen und Begehren der gemütvollen Bürgerlichkeit hingeben konnte, selten.

Besonders behaglich lebte Wagner in den Ferien. Den Sommer 1843 verbrachte er mit seiner Frau in Tepliz. Im nächsten Jahr blieben sie in der Nähe von Dresden. Nur bis Loschwitz ging die Fahrt, was damals allerdings weit draußen vor der Stadt lag. In die Hänge eines Weinberges eingebettet stand ihr Sommerhäuschen. Dort verlebten sie sechs glückliche Wochen. Wagner vollendete in dieser Zeit den zweiten Akt des «Tannhäusers». Vor 57 Jahren schrieb hier Friedrich Schiller die letzten Worte seines «Don Carlos».

Im Jahr darauf — 1845 — ging es wieder nach Böhmen. Es war ein ungewöhnlich heißer Sommer. Wagner wollte nichts tun als lesen, faulenzern und ein wenig die Bäder von Marienbad gebrauchen. Aber das Schicksal wollte es anders. Denn eines Tages trat ihm mit der Urgewalt eines Blitzschlages das Gefüge seines «Lohengrin»-Dramas ins Bewußtsein. Um für dieses große Werk nicht allzuviel Kräfte hergeben zu müssen, zwang sich Wagner zu der Beschäftigung mit einem heiteren Stoff. Ein Lustspiel um Hans Sachs beschäftigte ihn schon seit zehn Jahren. Mit dem Schusterpoeten als Teufel wollte er den Beelzebub Lohengrin austreiben.

Für Minna gab es da viel Aufregungen. Endlich hatte Wagner den Entwurf zu seinen «Meistersingern» unter Dach. Nun glaubte er, Ruhe zu haben, und stieg gemächlich jeden Mittag wieder ins heiße Quellwasser. Eines Tages überfiel ihn während des Bades eine unstillbare Sehnsucht, den «Lohengrin» aufzuzeichnen. Mit einem Sprung ging es aus dem Bad und rasch in die Kleider. Mit fiebrig glänzenden Augen und halb angezogen, jagte Wagner in Minnas Zimmer und stürzte an den Schreibtisch. Es blieb nichts anderes übrig, als außer dem Entwurf zu den «Meistersingern» auch noch den zum «Lohengrin» aufzuzeichnen. Die Wehen seiner Geistesgeburt waren diesmal besonders heftig. Minna stand diesen Ausbrüchen fassungslos gegenüber.

Hinterher war ihm leichter zumute. Er fühlte sich von einem quälenden Druck befreit. Jetzt konnte Minna wieder «vernünftig» mit

ihm reden und sich an seiner Liebenswürdigkeit freuen. Er selber genoß die eben durchlebten schöpferischen Stunden. Alles an ihm war Heiterkeit. Auf gemeinsamen Ausflügen hellte sich seine Laune immer freundlicher auf. Glücklich und froh kehrten beide auch diesmal nach Dresden zurück.

Der lieblichste Sommer war wohl der von 1846. Auf besonderes Ersuchen wurde ihm ein dreimonatiger Urlaub gewährt. Wieder ein ungewöhnliches Entgegenkommen des Dresdner Generalintendanten von Lüttichau! Diesmal blieb das Ehepaar wie 1844 in der Nähe von Dresden in einem kleinen Dorf zwischen Pillnitz und Pirna. Groß-Graupa hieß die weltverlassene Siedlung.

In den ersten Tagen mußte Wagner einen schweren Widersacher in sich selbst überwinden. Als letzte Oper hatte er Rossinis «Wilhelm Tell» zu dirigieren gehabt. Nun gingen ihm ein paar Melodien daraus im Kopfe herum. Wie sehr er sich auch dagegen wehrte, immer wieder kamen sie ihm auf die Lippen. Schließlich wurden diese Schmarozker mit Melodien aus der Neunten Symphonie von Beethoven vertrieben, die Wagner auf seinen Spaziergängen laut vor sich hinsang. Dieser Kampf «Beethoven gegen Rossini» erheiterte ihn.

Allabendlich lockte die Elbe zu einem Bade. Einmal hörte Wagner zu seiner höchsten Überraschung, wie ein anderer Badender die Melodie des Pilgerchores vor sich hinpfeiff. Elbebad und Pilgerchor paßten eigentlich nicht recht zusammen. Aber wie wenig störte ihn das. Vielleicht würde der «Tannhäuser», von dem die Dresdner bisher nicht viel wissen wollten, doch noch volkstümlich. Der pfeifende Volksmund am Elbestrand ließ dies hoffen, und wie sollte man dabei nicht guter Laune werden?

Mit Minna unternahm Wagner Ausflüge auf den Borsberg, in den Liebetalergrund und noch weiter. Peps, das Hündchen, schwänzelte getreulich hinter ihnen her. Von dem blühenden Schimmer des Elbtalgrundes ging ein stiller Glanz in Wagners Seele über. Damals entstand die strahlende A-Dur-Welt seines «Lohengrins», zumindest in den Umrissen.

Freunde belebten den häuslichen Umgang. Eigentlich waren die Zimmerchen für einen königlichen Kapellmeister überbescheiden. Aber wie gern nahm jeder auf sich, daß das Treppenhaus zum Mu-

sißzimmer gemacht wurde. Auch der junge Hans von Bülow besuchte Wagner hier zum erstenmal. Er vergaß nie das Bild, wie der vergötterte Meister, glücklich und heiter bewegt von einem Spaziergang heimkehrend, durch eine blühende Sommerwiese auf ihn zuschritt.

Im Sommer 1847 verreisten Wagners nicht. Ostern waren sie nämlich wieder einmal umgezogen. Ein Teil des Marcolinischen Palais' in der abseits liegenden Friedrichstadt wurde Wagner als Wohnung angeboten. Diese Gelegenheit ließ er nicht vorbeigehen und mietete sich augenblicklich ein, zumal diese Wohnung nur die halbe Miete kostete. Das schöne Gebäude lag in der Mitte eines weiten Gartens. Dort konnte Wagner lange spazierengehen, was seiner Gesundheit wohltat. Er hatte die Sommerfrische also am eigenen Hause. Auf den Steinfliesen, die das Palais mit dem Neptunbrunnen verbanden, wandelte Wagner an der Seite seiner Freunde auf und ab. Es schmeichelte ihm, daß diese Fliesen erst vor fünfunddreißig Jahren für Napoleon I. gelegt worden waren. Vor dem Portal seines Palais' stand der königliche Kapellmeister dem Friedhof gegenüber, wo dank seiner Tatkraft vor drei Jahren die Leiche Carl Maria von Webers in deutsche Erde gebettet worden war.

In dieser schönsten Wohnung der Dresdner Jahre wurde der häusliche Verkehr immer lebendiger. Freilich waren es meist nur Geselligkeiten und eigentlich keine Freundschaften. Auch mit Robert Schumann gab es nur zögernden Verkehr. Es wird wohl nur eine Anekdote sein, die über ihre Begegnung berichtet wird. Aber sie trifft sicher etwas Wahres. Wagner äußerte sich enttäuscht über Schumann. Man könne sich nicht mit ihm unterhalten. Schumann säße stundenlang da und sage kein Wort. Schumann meinte dagegen von Wagner, man könne sich nicht mit ihm unterhalten, denn er rede dauernd und immer allein.

Aber da waren noch andere Künstler: Musikdirektor Röckel und Ferdinand Hiller, die Maler Hübner und Bendemann, die Theaterleute Debrient und Heine, der Chordirektor Fischer, der Hausarzt Businelli u. a. Allwöchentlich traf sich Wagner mit ihnen am Stammtisch im Gasthof «Engel» am Postplatz. Oft kamen sie auch zu ihm hinaus. Dann trieb er gern allerlei Schabernack mit ihnen. Wenn

die Freunde durch den weiten Garten gingen, ertönte plötzlich eine «Stimme aus der Höhe». Wagner hatte einen Baum erklettert und spielte dort oben Waldbögelein. Ein andermal ritt er auf dem Riesenneptun, der den mächtigen Neptunbrunnen im hinteren Teil «seines» Gartens krönte.

Am gemütlichsten war Wagner im engen Familienkreis. Gustav Adolph Riek, der jüngere Bruder des Pariser Freundes Riek, hat uns das anschaulich beschrieben. Papo, der Papagei aus Hamburg, war bei Minna in eine gute Schule gegangen. Er konnte allerlei Worte sagen und Kunststückchen machen. Während der Mahlzeiten gab Papo knarrende Geräusche von sich. Sie klangen, als quietsche eine Tür in den Angeln. Einmal fiel jeder Gast wirklich darauf herein. Aber die guten Freunde taten auch später, sooft Papo dies Späßchen wiederholte, als wenn sie auf den Leim gegangen wären. Sie taten es Wagner zuliebe, der sich darüber totlachen konnte. Rein, was doch sein Papo für ein kluges Tierchen war!

Wagners großer Freund der Altersjahre hat gesagt: In jedem Manne ist ein Kind versteckt, das will spielen. Für das überragende Genie gilt dieser Weisheitssatz nicht minder, wie wir sehen.

Papos Glanzstück war das Sätzchen «Richard! Freiheit! Santo spirito cavalieri». Diesen Schlachtruf aus dem «Rienzi» hatte ihm Minna beigebracht. Papo sollte auch etwas von der schönen Oper haben.

Trug Minna das Essen auf und Richard war noch nicht im Zimmer, so ließ sie Papo mit diesem Ruf die Mahlzeit anzeigen. Vielleicht hätte sich Wagner noch ein paarmal nötigen lassen. Die Störung in der Arbeit liebte er ebensowenig wie jeder andere. Aber wenn Papo lockte, kam er sofort und holte sich das liebe Tierchen, das meist frei im Zimmer herumflog. Papo setzte sich auf Wagners Schulter und pickte mit seinem Schnabel in den weiten Spalt zwischen Hals und Hemdkragen. Quer zu Füßen lag Peps, der Hund. Kurzum: es war ein bürgerliches Idyll, wie wir es auf alten Daguerre-Photographien bisweilen als Ausdruck der längst vergangenen «guten alten Zeit» mit Rührung betrachten. Wagner genoß die Stunden der häuslichen Ruhe mit vollem Behagen und war dankbar dafür. In den sturmlosen Zeiten seiner Seele befriedigte ihn solch trauliches Hausleben völlig. Minna war dann die «züchtige

Hausfrau», von der man wirklich sagen konnte: «Und füget zum Guten den Glanz und den Schimmer – und ruhet nimmer.»

Bisweilen ging es im Wagnerhaus auch sehr lustig zu. Einmal zog unten Militärmusik vorbei. Rasch nahm Minna einen Spazierstock zur Hand und ahmte den Klarinetten nach. Sprühender Humor soll ihr ja stets zu eigen gewesen sein. Wagner setzte sich ans Klavier und hämmerte einen Marschrhythmus. Die Wohnung hallte dann wider vom Lachen und Toben dieser großen Kinder, die damals den Vierzigerjahren entgegengingen.

Weniger als je konnte sich Wagner jetzt von Minna trennen. Wenn er verreiste und sie nicht mitnehmen konnte, verdüsterte sich seine Stimmung. Der Abschied fiel ihm schwer. Gerade jetzt im Glück mit ihr klang bisweilen Furcht vor dem Tode in ihm auf.

Einmal ging er mit besonders bangen Ahnungen fort. Obwohl es höchste Zeit war, konnte er sich noch immer nicht trennen. Minna mußte zum Fenster hinaussehen. Lange winkten sie sich zu. Da stürzte Wagner noch einmal die Treppen hinauf, umarmte und küßte Minna immer wieder. Unten auf der Straße begann erneut das schier endlose Zuwinken. Obwohl es in Strömen regnete, blieb Wagner stehen, um ihr noch ein allerletztes Lebewohl hinaufzusenden. Es dauerte lange, bis er endlich hinter der nächsten Straßenecke verschwand.

Trotz aller inneren Schwierigkeiten und alles Trennenden hatte sich ihr äußeres Dasein wie ihr Zusammenleben in der Ehe geglättet. Endlich waren sich ihre Herzen nähergekommen. Wirkliche Harmonie verband die beiden Menschen. Minna wünschte, daß es bis an ihre letzte Stunde so bleiben möchte.

21

Das Jahr 1848 begann mit einem Fanal des Unterganges: Wagners Mutter starb plötzlich. Nach kurzem Todeskampf war sie mit den Worten: «Ach, wie schön! Wie lieblich! Wie göttlich! Wie verdiene ich solche Gnade?» sanft hinübergeschlummert.

Wagner hatte mit aller Innigkeit an ihr gehangen. Seine Briefe an sie strömten über von Herzlichkeit. Was er später seinen Helden Siegfried unter der Linde fragen ließ: «Wie sah meine Mutter wohl

aus?» war zarte Rückerinnerung an die eigene Mutter. Freilich hatte er ihr auch schwere Stunden bereitet. Aber über alles Trennende hinweg war sie ihm stets nahe geblieben. Und nun war die Stunde des Abschieds gekommen. Die hartgefrorenen Erdschollen, die er ins Grab warf, polterten hohl und gespenstisch auf ihren Sarg.

Während der einsamen Rückfahrt überfiel ihn wieder einmal die würgende Beklemmung trostloser Einsamkeit. Die Bande zu seiner Familie würden sich nun noch mehr lockern. Wer war eigentlich bei ihm? Wer ging bei der schweren Wanderung durchs Leben auf Gedeih und Verderben an seiner Seite? Die Schwestern? Minna? Wie jeder starke Mensch empfand Wagner die Stunde des Abschieds von der Mutter als die bitterste im ganzen Leben. Er ahnte nicht, daß seine Mutter vielleicht im rechten Augenblick gestorben war. Wenigstens durfte sie die Gewißheit mit ins Grab nehmen, daß ihr jüngster Sohn auf der Leiter des Lebens über alles Erwarteten hoch gestiegen war. Wer hätte auch ahnen können, daß Wagner im Begriff stand, wieder tief hinunterzustürzen, und daß er bald von noch manch anderem Abschied nehmen mußte?

Denn wenige Wochen später züngelten in Europa die Flammen der Revolution empor. Paris erlebte den ersten Sturm. Auch in Berlin und Wien gährte es. Wagner stand diesen Dingen ziemlich fern. Gewiß war die Vielseitigkeit seines Geistes außerordentlich groß. Aber mit Tagespolitik hatte er sich kaum beschäftigt. Er war Künstler und konnte auch die Politik nur mit den Augen des Künstlers sehen. Weil ihn die Kunstzustände anwiderten, kamen ihm die Umsturzversuche in der Politik recht. Davon erhoffte er Rückwirkungen auf die Kunst. Es trieb Wagner vorerst nicht, seine Gedanken, Stimmungen und Erwägungen über politische Fragen in feste Begriffe und Grundsätze zu formen.

Allerdings war sein späterer Anteil am Umsturz größer, als er sich nach Jahrzehnten erinnerte. So hat er zum Beispiel in den aufregenden Wochen vor dem Losbrechen an eingehenden Beratungen der Aufwiegler teilgenommen. Er war also in die Verschwörung verwickelt. Das Todesurteil hätte ihn nach dem Buchstaben des Gesetzes zu Recht getroffen.

Dennoch wäre es falsch, Wagner neben Bakunin, Röckel, Heubner

und die anderen zu stellen. Denn im Grunde handelte es sich für ihn nur äußerlich um Politik. Die Hauptwandlung erlebte er innerlich. Sie reichte bis zu den Wurzeln seines Wesens. Die Notwendigkeit eines Bruchs mit seiner amtlichen Stellung, die Wandlung und Vertiefung seiner künstlerischen Ideen und seines gedachten Weltbildes, all sein Werden und Wachsen als Künstler und Mensch trafen in dieser Krise zusammen. Nur wer oberflächlich hinsah, konnte von einem politischen Leichtsinne sprechen. In Wahrheit wurde der Damaskusgang der nächsten Jahre unvermeidliches Schicksal. Der politische Umsturz löste nur die Kräfte aus, die das Wesen Wagners umwandelten. Er wirkte für ihn wie ein Pflug, der aus hartgetretenem Land frische Ackererschollen aufwirft. Minna konnte das am wenigsten sehen. Wie viele andere blieb sie an den äußeren Tatsachen hängen.

Ohne die Folgen zu bedenken, trat Wagner dem Vaterlandsverein bei, in dem sich die demokratisch Gesinnten zusammenfanden. Lag ihm Politik auch fern, so merkte er doch bald, daß seine Vereinsbrüder noch viel weniger davon verstanden. Ihre Redereien waren entsetzliches Stammtischgeschwätz. Die Haare standen ihm zu Berge, wenn er diese Spießer über den Staat reden hörte. Aus Monarchie und Demokratie wollten sie irgendein Mittelding zusammenbrauen. Um den gräßlichen Tiefstand in seinem «Verein» zu heben, schrieb Wagner einen Artikel und ließ ihn am nächsten Tage im Dresdner Anzeiger erscheinen. Ganz behaglich war ihm dabei nicht zumute. Darum verschwieg er seinen Namen. Bei der nächsten Versammlung des Vaterlandsvereines hielt ein Advokat — ausgerechnet mit dem bezeichnenden Namen Blöde — eine so alberne Rede, daß es Wagner zu toll wurde. Er stand auf, betrat die Rednerbühne und las seinen Artikel vor. (So berichtet es uns Wagner. Zweifellos trog ihn aber dabei die Erinnerung, denn Advokat Blöde hat an diesem Abend sicher nicht gesprochen.)

Was Wagner forderte, war allerdings auch ein Mittelweg zwischen Demokratie und Monarchie. Für die beste Staatsform hielt er die Demokratie, jedoch mit einem Monarchen an der Spitze. Darum schlug er dem Monarchen vor, mit Hilfe einer republikanischen Verfassung eine vertraulichere Stellung zu seinem Volk zu finden. Sicher waren der Artikel und die Rede gut gemeint, denn Wagner

liebte seinen König aufrichtig. Als er unlängst durch die Straßen fuhr, raste der Hofkapellmeister ihm nach und sprang dann durch ein paar Gassen, um an einer anderen Stelle nochmals die Vorbeifahrt des Monarchen zu erleben und zum zweitenmal Hurra rufen zu können. Minna war entsetzt gewesen, als Richard schweißtriefend nach Hause kam.

Mit seiner Rede wollte Wagner die Stellung des Königs stützen und zugleich den Forderungen der Volkspartei Nachdruck verleihen. Seine Ausführungen waren also zweischneidig. Wagner sah schon am nächsten Tage ein, daß er mit dieser Rede eine Unbesonnenheit, wenn auch keine Schlechtigkeit begangen hatte.

Fast jeder Satz seiner Rede wurde von irgendwem mißverstanden. Nicht nur den König hatte er beleidigt, sondern den ganzen Hof, angeblich auch die Kommunalgarde und, weiß Gott, wen noch alles. Der junge Politiker hatte sich also zwischen alle Stühle gesetzt. Seine erste Tat auf der politischen Bühne war mißlungen. Alles zog gegen ihn los, und zwar so heftig, daß es Wagner die Luft zum Widerspruch verschlug. Am besten war, sich eine Zeitlang ruhig zu verhalten. Es würde sich zeigen, ob der Stein schon so ins Rollen gekommen war, daß niemand ihn mehr aufhalten konnte.

«Rienzi», der am nächsten Abend aufgeführt werden sollte, wurde kurzerhand abgesetzt. Vomöglich hätte es noch Skandal im Opernhaus gegeben. Man wagte nicht einmal zu sagen, warum er abgesetzt wurde. Jrgendeine Ausrede mußte herhalten. Auch teilte man Wagner die Spielplanänderung nicht amtlich mit, sondern zufälligerweise erzählte ihm der Theaterdiener davon. Dieser Anfang ließ Böses ahnen.

Wagner schrieb sofort an den König und versuchte, seine Rede in das rechte Licht zu setzen. Später erfuhr er, daß ihn der König anscheinend besser verstanden hatte als die meisten anderen. Aber das änderte wenig. Der königliche Kapellmeister hatte sich politisch bloßgestellt. Allenfalls konnte die Zeit helfen.

Der Verföhrer, dem Wagner in seinem politischen Handeln vor allem folgte, war Musikdirektor Röckel, einer seiner besten Freunde. Minna hielt ihn für Richards ärgsten Feind und haßte ihn darum mit aller Leidenschaft. Unbewußt fühlte sie, daß von ihm Gefahr für ihren Mann drohe. Als Röckel wegen seiner Aufrührversuche vom

Generalintendanten fristlos entlassen wurde, war sie froh. Daß Wagner nun den Verkehr mit ihm nicht etwa abbrach, sondern dem Freunde die Treue hielt, verurteilte sie um so strenger.

Das Ehepaar hatte nun wieder einen neuen Punkt, in dem es sich nicht verstand. Ofters gab es jetzt zwischen ihnen über Politik heftige Auseinandersetzungen, die auf Wagners Stimmung drückten. Ein solcher Streit war wohl auch der Anlaß zu seinem scharfen Wort: Andere hätten ihre Widersacher draußen im Leben, er aber habe sie am eigenen Tische sitzen. Noch ahnten beide nicht, daß Wagners Beschäftigung mit Politik das Hindernis wurde, über das Minna bis zu ihrem Tode nicht hinwegkam, und daß an der Politik ihre Ehe auch äußerlich zerbrach.

Im Sommer reiste Wagner nach Wien. Seine Abwesenheit beschwichtigte den Sturm ein wenig. Stillschweigend wurden ihm seine bedenklichen Worte vergeben. Der König meinte wohl, daß man einen so leidenschaftlichen und genialen Künstler in politischen Dingen nicht allzu tragisch nehmen müsse. Man hatte also seine einmalige Begabung ihrem ganz ungewöhnlichen Werte nach erkannt und wollte sie ohne zwingenden Grund keinesfalls verlieren. So konnte Wagner, als er zurückgekehrt war, seine Tätigkeit wieder aufnehmen. Allerdings befriedigte sie ihn immer weniger. Nur durch eine Erneuerung aller Theaterverhältnisse von Grund auf hätte sich seine frühere Anteilnahme wiedereinstellen können.

Unterdessen war eine neue Volksvertretung gewählt worden. Da schien es Wagner gut, die Abgeordneten auf das aufmerksam zu machen, was dem Theater not tat. Er arbeitete einen großen, bis ins einzelne gehenden Plan für den Neubau eines «Deutschen Nationaltheaters» aus. Damit lief er von Tür zu Tür, von Ministern zu Abgeordneten und versuchte, ihnen die Wichtigkeit seines Planes klarzumachen. Die politischen Menschen grübelten darüber nach, ob es in Bälde überhaupt noch eine Monarchie geben würde. Das Theater war gewiß ihre letzte Sorge. Dies enttäuschte Wagner zutiefst. Es leuchtete ihm nicht ein, daß der Augenblick für seine Pläne schlecht gewählt sei. Nach seinem Willen sollte das Theater ja gerade den neuen Staat mit bilden helfen.

Außerdem beschäftigte sich der «Revolutionär» mit neuen Plänen für Musikdramen. Sie kreisten um Friedrich Barbarossa, Jesus Chri-

stus, Die Nibelungen, Siegfrieds Tod usw. Die Politik, zumindest die Tagespolitik, trat wieder ins Hintertreffen. Unter der Oberfläche beschäftigten ihn die gärenden Zeitfragen allerdings weiter.

Schien äußerlich alles in Ordnung, so rechnete Wagner von nun an trotzdem zu den «Verdächtigen». Man konnte die Unsicherheit ihm gegenüber an verschiedenem erkennen. Der «Lohengrin» war schon zur Uraufführung vorgesehen, da hörte Wagner zufällig von der Abbestellung der Bühnenbilder. Man konnte unter den gegebenen Umständen nicht wagen, ein neues Werk des «Revolutionärs» herauszubringen.

Anderer Demütigungen blieben nicht aus. Kollege Reißiger, der ewige Liebediener, bekam einen Orden, Wagner nicht. Allerdings war Reißiger schon seit 1827 im Dienst, Wagner erst seit 1843. Aber schließlich wurden ja die Dienstjahre Reißigers durch die Kunsttaten Wagners reichlich aufgewogen. Reißiger dirigierte jetzt auch die von Wagner mühsam erkämpften Symphoniekonzerte und verdarb dabei, was jener aufgebaut hatte. Noch einmal kam es am Palmsonntag 1849 zur Wiederholung der Neunten Symphonie von Beethoven unter Wagners Leitung. Es war seine letzte künstlerische Tat in Dresden. Bei diesem Konzert lernte er übrigens Bakunin, den großen russischen Revolutionär, kennen. Seine Hekreden verwirrten Wagner vollends.

Als die Kammer aufgelöst worden war, mußte Röckel aus Sachsen fliehen. Wie um das Unheil mit aller Gewalt herbeizuziehen, erklärte sich Wagner bereit, dessen umstürzlerisches Blatt weiter herauszugeben — ein tolles Stück für einen königlichen Kapellmeister! Am 3. Mai 1849 ging Wagner über den Postplatz. Plötzlich läuteten die Glocken der Annenkirche Sturm. Kein Zweifel: es ging los! Wagner hatte im gleichen Augenblick eine wunderliche Sinneswahrnehmung. (Es befriedigte ihn, als er erfuhr, daß Goethe bei der Beschießung von Balmby von einer ähnlichen Erscheinung heimgesucht worden war.) Der Postplatz wurde plötzlich in ein dunkelgelbes bis bräunliches Licht getaucht. Wagner erinnerte sich an die eigentümliche Stimmung bei der Sonnenfinsternis in Magdeburg. Alles erschien wie Weltuntergang, Ende, Verfall, Absterben. Aber gleichzeitig fühlte er sich von einem Druck befreit, der beinahe unerträglich geworden war und der nun in einen fast beängstigen-

den Übermut umschlug. Er mußte jetzt irgend etwas Ausgefallenes unternehmen. Es trieb ihn unwiderstehlich, mit etwas zu spielen, was ihm sonst teuer gewesen war. Bei klarem Bewußtsein fieberte seine Seele nach etwas, das er nicht bezeichnen konnte.

So geriet Wagner mitten in das Treiben des Dresdner Umsturzes. Es ist wahr: sein Herz schlug für die Aufständischen. Er wünschte ihnen den Sieg. Aber das taten mit ihm all die Seinen wie fast alle Dresdner Bürger. Im übrigen kam er über die Schlachtenbummelei kaum hinaus. Seine Erlebnisse in den Straßen Dresdens waren ihm nicht volle Wirklichkeit, sondern Schauspiel, Drama . . . Die Einzelhandlungen des Umsturzes ordnete er nicht in politische Gedanken ein. Kennzeichnend ist vielmehr, daß sie sich auf einem Heimweg nach Friedrichstadt in Anregungen zu einem Achillesdrama umsetzten.

Übrigens muß Minna sein Treiben damals ganz natürlich gefunden haben. Diese Revolution machte er nicht allein; das hätte sie nie gebilligt. Wenn aber alle mittaten, durfte er auch seinen Teil beitragen. Als er eine Nacht auf dem Turm der Kreuzkirche verbringen wollte, sandte ihm Minna ein Körbchen mit Essen, Wein und Schnupftabak. An ihrer Rolle als Marktetenderin des Umsturzes fand sie also nichts Bedenkliches.

Auf dem Kreuzturm beobachtete Wagner den Zuzug der Truppen von Süden her. Dann verlor er sich mit einem Lehrer in eine Unterhaltung über die letzten Fragen des Glaubens. Unter seltsameren Umständen ist sicher nie über Weisheitslehre gesprochen worden. Wenn die Sache des Volkes lauter solche Mitstreiter in ihren Reihen gehabt hätte, wäre ihre Bewegung wahrscheinlich noch viel früher zusammengebrochen, denn zum letzten persönlichen Einsatz, mit der Waffe in der Hand, konnte sich Wagner nicht entschließen. Minna war entsetzt genug, daß er ihr gegenüber einmal bedauerte, daß er keine Flinte tragen könne.

Nach kurzen Stunden des Schlafes auf dem Kreuzturm weckte ihn eine Nachtigall. An diesem Tage sah Wagner das alte Opernhaus in Flammen aufgehen. Da schossen die Feuergarben aus dem Gebäude, in dem er eben noch mit Beethovens Neunter Symphonie die Dresdner zu ergriffener Begeisterung hingerissen hatte. Freilich hing Wagner sonst nicht allzusehr an diesem Gebäude. Den ver-

götterten Freischützkomponisten und Wilhelmine Schröder-Devrient hatte er im alten Komödienhaus erlebt. Das große Opernhaus Augusts des Starken wurde ja nur noch als Konzertsaal verwendet.

Darum sah Wagner die Flammen, ohne sich sonderlich Gedanken dabei zu machen. Es brach so viel zusammen. Warum sollte nicht auch ein Opernhaus einstürzen?

Als Wagner von einem Rundgang durch die Stadt heimkehrte, fand er seine Wohnung voll Frauen, die sich aus der unruhigen Stadtmitte hierher geflüchtet hatten. Minna war sehr besorgt um ihn gewesen. Weil er noch einmal fort wollte, verschloß sie die Wohnung und versteckte den Hausschlüssel. Aber dann beruhigte sie sich. Muntere Revolutionsstimmung breitete sich aus.

Am Montag und Dienstag sah die Sache für die Aufständischen bedenklicher aus. Dresden konnte vor den anrückenden preussischen Truppen nicht lange gehalten werden. War es da nicht besser, sich frühzeitig nach Chemnitz zurückzuziehen und von dort den Kampf neu zu beleben?

Was sollte Wagner tun? Wenn er hierblieb und die Sache des Volkes mißlang, so würde man ihn zur Verantwortung ziehen. Konnte er sich dann völlig reinwaschen? Die ganze Stadt hatte doch gehört, wie er sich zu den Aufständischen bekannte, und hatte ihn an den Barrikaden gesehen. Seine gefährlichen Aufmunterungen waren sicher nicht vergessen worden. Oder sollte er sich den Aufständischen doch ganz anschließen, ein Gewehr zur Hand nehmen und Pechfränze werfen? Auch dazu konnte er sich nicht recht entschließen.

Seine Königliche Kapellmeisterschaft hatte er offenbar vergessen. Auf der Straße warnte ihn einer: «Aber Herr Kapellmeister, denken Sie denn gar nicht an Ihre Stellung?» Den lachte er nur aus.

Als Augenblicks- und Stimmungsmensch ließ sich Wagner am liebsten planlos, ohne viel zu denken und zu wägen, von seiner jeweiligen Eingebung treiben. Die neigte jetzt dazu, sich in der Nähe der Aufständischen mit nach Chemnitz zurückzuziehen. In seiner Verwirrung stand nur eines für ihn fest: Minna durfte nicht wissen, daß er bei den Aufständischen bleiben wollte. Es war ihm aber auch ein gräßlicher Gedanke, sie in Dresden allein zu wissen. Seine Frau sollte in dieser höchst entscheidungsvollen Stunde bei ihm weilen.

Um das zu ermöglichen, griff er zu einer kleinen List, die seine damalige Stimmung treffend kennzeichnet.

Als Wagner nach Friedrichstadt zurückkam, standen dort schon preussische Truppen. Mit denen wollte er nicht zusammenstoßen. Darum fiel es ihm leicht, Minna für die sofortige Abreise zu gewinnen. Es sei besser, Dresden so schnell wie möglich zu verlassen, um sich bei der Chemnitzer Schwester Klara in Sicherheit zu bringen. Dort wollten sie warten, bis alles vorüber war. So erzählte er Minna, die sich natürlich gern dazu bereit erklärte und sich freute, daß Richard endlich vernünftig geworden war. Daß er in der Nähe der Aufwiegler bleiben wollte, konnte sie nicht ahnen.

Wagner ging mit dem Hündchen Peps ins nächste Dorf auf der Tharandter Landstraße voraus, um dort einen Wagen aufzutreiben. Minna kam mit dem Papagei Papo in einer Stunde nach. Sie hatte nur noch die Wohnung verschlossen. Von hier fuhren Richard und Minna Wagner über Tharandt nach Chemnitz.

Es war ein herrlicher Frühlingstag. Über ihnen schwirrten die Lerchen. Lachendes Grün breitete sich auf den Fluren aus. Nur von fern rollte dumpfer Geschützdonner. Wagner freute sich an der strahlenden Schönheit dieses Tages. Daß der Traum des königlichen Kapellmeisters zu Ende war, machte ihm nicht die geringsten Sorgen. Es beglückte ihn, daß er an Minnas Seite durch die friedliche Landschaft fahren konnte. Fast erinnerte es ihn an die Tage, da sie im schönen Böhmerland waren und sich zu einem Vergnügungsausflug aufgemacht hatten.

Am Nachmittag kamen Richard und Minna Wagner in Chemnitz an. Hier, mitten unter den Aufständischen, flammte Wagners Umsturzfeber erneut auf. Sofort werde er nach Dresden zurückkehren, um zu sehen, wie der Kampf stehe. Ihm habe nur an Minnas Sicherheit gelegen. Das war das Gegenteil von dem, was er gestern der ängstlichen Minna versichert hatte. All ihr Zureden und das der besorgten Verwandten blieb vergebens.

Wirklich führte Wagner diesen sonderbaren Entschluß aus: er kehrte nach Dresden zurück. Ihre Wohnung, die sie mit unendlicher Liebe und ebenso großen Opfern eingerichtet hatten, suchte er gar nicht mehr auf. Sie war ihm gleichgültig geworden. Sein erster Gang galt dem Rathaus. Dort war die Verwirrung und Ermüdung be-

denklich gestiegen. Die Provisorische Regierung bat ihn, augenblicklich nach Freiberg zurückzukehren, um den Nachzüglern gewisse Anordnungen zu übermitteln. Wirklich führte Wagner diesen Wunsch aus und erreichte in der Morgendämmerung des nächsten Tages Freiberg. Aber dicht hinter ihm folgte die Regierung selbst, die ihre Sache in Dresden verlorengelassen hatte.

An den langen Beratungen dieser Provisorischen Regierung, was nun eigentlich geschehen solle, nahm Wagner teil. Endlich entschlossen sich die völlig übermüdeten Revolutionäre, nach Chemnitz weiterzufahren. Wagner wollte sie begleiten.

Aber das Schicksal führte jetzt unseren Meister mit ahnungsvoller Hand. Hätte er das wirklich getan, wäre er also mit der Aufstandsregierung nach Chemnitz gefahren, so besäßen wir keine Note des «Nibelungen-Ringes», des «Tristans», der «Meistersinger» und des «Parsifals». Das ist gewiß.

22

Allerlei Mißverständnisse vereitelten diese Fahrt Wagners mit der Provisorischen Regierung. Das rettete ihn. Er fuhr allein, schlief in einem Chemnitzer Gasthof einen Bärenschlaf und ging am anderen Morgen frisch und munter in die Wohnung seiner Verwandten.

Die Regierung aber, die gemeinsam in einem anderen Gasthof übernachtet hatte, war in eine Falle gegangen. Die Schergen hatten dort auf sie gewartet. Alle wurden verhaftet und sollten ihren Umsturzversuch mit dem Leben bezahlen. Die Todesstrafe wurde zwar nicht vollstreckt, aber auch die jahrelange Haft im schweren Kerker war ein bitteres Los. Kraftnaturen wie Röckel überstanden sie. Der Schöpfer des «Holländers», «Tannhäusers» und «Lohengrins» wäre sicher an ihr zugrunde gegangen.

Wagner wurde von der Nachricht der Verhaftung bis ins Mark erschüttert. So nahe war er seinem Verhängnis gewesen. Nur ein blinder Zufall hatte ihn gerettet.

Augenblicklich vollzog sich eine tiefe Veränderung in ihm. Er erwachte aus seinem Revolutionstaumel und sah nun endlich die Dinge nicht mehr aus seiner verwegenen Stimmung. Völlig beherrscht und klar stand vor ihm, was er jetzt zu tun hatte. Die Revolution

war für ihn jedenfalls aus. Nun hieß es: Rette sich, wer kann! Das Bewußtsein, von der Vorsehung zur Erschaffung unsterblicher Kunstwerke bestimmt zu sein, schloß jeden Gedanken einer nutzlosen Selbstaufopferung aus.

Dabei bewährte sich wieder seine außerordentliche Gabe des Vergessenkönnens. Von der Revolution sprach er mit keinem Wort mehr. Auch brauchte Minna nicht lange zu reden, um ihn von der Notwendigkeit der schleunigen Flucht zu überzeugen. Bei Einbruch der Dunkelheit sollte ihn der Wagen seines Schwagers über die Landesgrenze bringen. Am aussichtsreichsten war der Weg über Altenburg nach Weimar. Dorthin hatte Wagner in diesen Tagen ohnehin reisen wollen, um sich seinen «Tannhäuser» anzuhören. Als Königlicher Kapellmeister wollte er in der Großherzoglichen Residenzstadt erscheinen. Jetzt kam ein Landflüchtiger, der jeden Augenblick als Hochverräter verhaftet werden konnte.

Liszt freute sich herzlich über Wagners Besuch. Allerdings ahnte er zunächst nicht, was es mit dieser überraschenden Ankunft für eine Bewandnis hatte. Der politische Flüchtling scheute sich, dem großen Freunde in der ersten Wiedersehensbegeisterung die Abenteuer seiner jüngsten Vergangenheit zu gestehen. Erst allmählich bekannte er die Wahrheit. Dieser Umstürzler war in den Fragen der Politik und des Staatsrechtes so unerfahren, daß er selbst jetzt noch nicht genau wußte, ob er sich eigentlich strafbar gemacht hatte oder nicht.

Obwohl die jüngste Aufregung im tiefsten Grund seines Wesens weiterglomm und nur äußerlich gebannt war, konnte Wagner anscheinend völlig ruhig an einer «Tannhäuser»-Probe teilnehmen. Dabei geriet er rasch wieder in eingehende Betrachtungen über den Tiefstand der theatralischen Kunst.

Seine Umstellungskraft war bewundernswert. Der Fürstin Wittgenstein, Liszts geistvoller Freundin, sollte er seinen Dramenentwurf «Jesus von Nazareth» ausführlich darlegen und begründen. Das gelang ihm, ohne in Sorgen über seine gefährliche Vergangenheit und seine noch ungewissere Zukunft unterzugehen. Nach ein paar Tagen begleitete er Liszt ein Stück weit auf seiner Fahrt nach Karlsruhe. In Eisenach wurde Wagner sogar von der Großherzogin freundschaftlich empfangen. Wahrscheinlich hatte die Fürstin schon gehört, daß man Wagner von Dresden aus wegen seiner Ver-

brechen gegen die Krone verfolge. Wenigstens wollte die großzügige Fürstin im letzten Augenblick noch Wagners Bekanntschaft machen. Zwei bis drei Tage später wäre das aus Rücksicht auf das sächsische Königshaus gewiß nicht mehr möglich gewesen. Der Rebell gegen den König, von der Großherzogin des benachbarten Bundesstaates freundlichst empfangen — solche Widersprüche gab es nur im Leben dieses einen Mannes.

Am nächsten Tag besuchte Wagner zum erstenmal die Wartburg, der er in seinem «Tannhäuser» ein ewiges Denkmal gesetzt hatte. Während seine Blicke durch das im Frühlingsglanz schimmernde Thüringer Land schweiften, weilten die Gedanken bei seinem sonderbaren Schicksal.

In Weimar waren unterdessen bedenkliche Nachrichten aus Dresden eingetroffen. Eben noch hatte ein weimarischer Minister, dem sich Wagner offenbarte, geraten, nach Dresden zurückzukehren und sich im Bewußtsein des guten Gewissens allen Folgerungen zu stellen. Aber nun war ein Brief von Minna angekommen. Nachdem in Dresden wieder Ruhe herrschte, hatte sie sich von Chemnitz aus in ihre Dresdner Wohnung begeben. Gerade kam die Polizei zu einer überraschenden Hausuntersuchung. Minna hörte dabei, daß ein Haftbefehl gegen Wagner erlassen war. Sie erschrak zu Tode. Allerdings konnte sie aus den Worten des Polizeiführers auch entnehmen, daß man Wagner mit Absicht Gelegenheit zur Flucht geben wollte. Zudem rieten Freunde, sie möge ihren Mann auf irgend-einem Umwege warnen. Er dürfe unter keinen Umständen nach Dresden zurückkehren.

Nach diesem Briefe Minnas gab es keinen Zweifel mehr: Wagner mußte Deutschland sofort verlassen. Auch im Bundesstaat Weimar war er nicht mehr sicher. Sachsen konnte die Auslieferung ohne weiteres verlangen.

Wagner erklärte sich zur Flucht bereit, jedoch nur unter einer Bedingung. Sie stellt seinem gütigen Herzen das schönste Zeugnis aus. Seine Forderung war zugleich der Schlußstrich unter das siebenjährige trauliche Zusammenleben mit Minna in Dresden. Er wollte unter keinen Umständen fliehen, ohne sie noch einmal gesehen zu haben. Sonst wollte er lieber dem Schicksal trozen und alle Folgen auf sich nehmen. Sein politisches Treiben hatte ihr viele Schmer-

zen bereitet. Vielleicht würde Minna den Verlust der Dresdner Stellung nie überwinden. Nun wollte er sie nicht verlassen, ohne ihr wenigstens Trostworte zugesprochen zu haben. Liszt und die Weimarer Freunde wußten, daß für Wagner höchste Gefahr drohte. Dennoch ehrten sie aus freundschaftlichem Verstehen diesen menschlichen Zug und nahmen auf seine Forderung Rücksicht.

Wagner wurde auf ein Gut gebracht, das drei Stunden von Weimar entfernt lag. Hier erschien er als Professor Werder aus Berlin. Dieser Werder war tatsächlich einer seiner eifrigsten Berliner Anhänger. Geheimnißvoll wie E. T. A. Hoffmanns Dr. Mirakel hatte er sich seinerzeit genähert. Niemand auf dem Gut kannte Wagners richtigen Namen. Wie mußte er da über die seltsamen Gerüchte staunen, die aus Weimar mitgebracht wurden. Ein bekannter Ton schöpfer, dessen Oper in Weimar gerade aufgeführt werden sollte, habe plötzlich fliehen müssen, weil ihn die Sächsische Regierung von Dresden aus steckbrieflich verfolge. Sei denn so etwas zu glauben? Wagner hörte das und sagte kein Wort dazu.

In der Nacht zum 22. Mai, seinem sechsunddreißigsten Geburtstag, kam Minna an. Nicht zum erstenmal trafen sie sich nach längerer Trennung in stockfinsterer Nacht. Aber diesmal verlief das Wiedersehen nicht so, wie das Geburtstagskind und der treusorgende Ehemann gehofft hatte. Minna war nur gekommen, weil es Richard durchaus verlangte. Von seiner Hochstimmung wollte sie nicht viel wissen.

Für Wagner lag Dresden, Revolution, Kapellmeisterschaft und all das schon in weiter Ferne. Er hatte sich bereits abgefunden und dachte nur noch an die Zukunft. Minna konnte ihm darin nicht folgen. Sie spürte, daß Schönes unrettbar verloren war, weil ihr Gatte leichtsinnig mit diesem Gut gespielt hatte. Gewiß fing Wagner nicht von sich aus mit der Politik an, gab sie zu. Er war verführt worden, vor allem von Röckel. Aber jedenfalls hatte er mit seiner Nachgiebigkeit und Leichtsinigkeit ihr Glück verspielt. Das konnte sie ihm nicht verzeihen. Warum mußte er sich überhaupt mit dieser Teufelspolitik beschäftigen? Warum hatte er sich in solche Gefahren gebracht? Warum hatte er ihr das angetan? Warum? Warum? So wetterte sie in dieser Nacht gegen ihn, während er mit sanften Worten von ihr Abschied nehmen wollte.

Der Steckbrief traf ein. Die Zeit drängte also. Während Minna vorausfuhr, marschierte Wagner auf einsamen Feldwegen nach Jena. Im Schein der Abendsonne langte er dort an. Nach einer langen Beratung wurde beschlossen, daß der Verfolgte mit dem falschen Paß eines Professors Widmann über Lindau nach der Schweiz fliehen solle.

Der Abschied von Minna war furchtbar. Seit diesem Tage war sie eine gebrochene Frau. Ihre jugendliche Anmut und das Liebliche ihrer Gesichtszüge verschwanden für immer. Sie schien um Jahre gealtert. Auch Wagners Herz blutete bei diesem Abschied.

Ohne weitere Umstände kam er bis Lindau. Dort wurde ihm sein Paß abverlangt. Am nächsten Morgen sollte ihn das Dampfschiff über den Bodensee bringen. Jetzt stand wieder alles auf des Messers Schneide. War sein Steckbrief schon eingetroffen und er erkannt worden, oder lächelte ihm das Glück noch einmal?

Er bereitete sich jedenfalls auf alles vor. Professor Widmann, der ihm seinen Paß überlassen hatte, war Schwabe. Wagner glaubte darum, am nächsten Tag vor der bairischen Polizei in schwäbischer Mundart Rede und Antwort stehen zu müssen. Darum blieb er die Nacht munter und übte sich im Schwäbeln. Wahrscheinlich kam aber doch wieder eine sächsische Mischung dabei heraus. Nach einigen Versuchen mit diesen nächtlichen Sprachübungen fand er all seine Heiterkeit wieder — Galgenhumor eines Landflüchtigen!

Es ging viel besser, als er in den kühnsten Träumen gehofft hatte. Am nächsten Morgen brachte man ihm anstandslos seinen Paß wieder. So schnell wie möglich ging er aufs Dampfschiff. Dort befand er sich schon auf schweizerischem Hoheitsgebiet. Er war also gerettet! Gerettet!

Über dem See lag zarter Frühlingschimmer. Von ferne grüßte das steinerne Meer der Alpen. Nun ging es im Postwagen gemütlich durch den Kanton St. Gallen. Als er auf einem Hügel anlangte, breitete sich überraschend der weite Züricher See vor ihm aus. Wagner fühlte sich unsagbar wohl. Eine innere Stimme sagte ihm, daß er hier eine neue Heimat finden werde. —

Minna reiste zu Verwandten nach Sachsen. Unendliche Fernen lagen zwischen ihr und dem Gatten. Die Meilen zwischen Zürich und Dresden waren nicht das Schlimmste. Noch größer war die

Kluft zwischen ihren Seelen. Die Gemeinsamkeit, die sich nach langen Leiden endlich zwischen ihnen angebahnt hatte, war für immer zerbrochen. Ihre Ehe hatte den höchsten Punkt, den sie überhaupt erreichen konnte, überschritten. Die endlich geläuterte Liebe war erstorben. Jetzt begannen die langen und bitteren Jahre der Abrechnung.

Minna kehrte schließlich in die Dresdner Wohnung zurück. Als sich Freund Riez einmal zu Besuch einstellte, fand er eine todtraurige Frau. Lange Stille im Raum wurde nur durch ihr Schluchzen unterbrochen. Plötzlich ließ Papo, der Papagei, seinen Ruf ertönen: «Richard! Freiheit! Santo spirito cavalieri!»

In Zürich begann ein neues Leben für Wagner. Bei alten bewährten Freunden fand er ein erstes Unterkommen. Sofort begegnete ihm auch einer der besten Männer Zürichs, der Stadtschreiber Jakob Sulzer. Er wurde einer seiner treuesten Freunde. Wagner stellte ihn als die lauterste Verkörperung der Freundschaft hin. Auch mit andern schätzenswerten Persönlichkeiten Zürichs trat Wagner bald in Verkehr. Im Kreis dieser geistvollen Menschen las er einmal seine Dichtung «Siegfrieds Tod» vor. Das Gefühl, in seinem Schaffen verstanden zu werden, tat ihm unendlich wohl. Auch in der Sorge für seine Zukunft waren die neugewonnenen Freunde behilflich. Vor allem verschafften sie Wagner einen neuen Paß. So konnte er seine Fahrt nach Paris fortsetzen. Trotz all der schlechten Erfahrungen in früherer Zeit ließ sich nach seiner ersten Überzeugung nur dort das Glück zwingen.

Wagner reiste über Straßburg. Vom Rattern der Postkutsche dämmerte er ein. In seinen Träumen quälte ihn ferner Kanonendonner der Dresdner Tage. Dazwischen drängte sich die Melodie «Freude schöner Götterfunken» aus der Neunten Symphonie. Wagner begrüßte sie als Zeichen innerer Gesundung. Der Schrecken der letzten Zeit wich immer angenehmeren Lebensstimmungen. Nur manchmal überfielen ihn so starke Erregungen, daß ihm selber Angst wurde.

Paris, über das sie einst in herrlichen Erinnerungen geschwelgt hatten, ernüchterte ihn diesmal. Er war dieser Stadt gegenüber befangen. Daß sie hier vor zehn Jahren hungern mußten, konnte er nicht vergessen. Es fehlte ja nicht viel, dann wurde es wieder so wie damals; denn er stand nach wie vor ohne jede Sicherheit im Leben.

Außerdem wütete in Paris die Cholera. Fortwährend zog der To-

tenwagen an ihm vorbei. Niemand war anzutreffen, denn mehr noch als sonst lebten alle Persönlichkeiten, an die er sich wenden konnte, auf dem Lande. Und wenn auch! Was suchte er eigentlich hier? Die Pariser Theater widerten ihn so an, daß er sich unter keinen Umständen mit ihnen befassen wollte. Der Gedanke, ein Werk für die Große Oper schreiben zu müssen, war ihm entsetzlich.

Einige Flüchtlinge aus Sachsen, die sich in Paris aufhielten, bewunderte er. Sie verstanden es besser, sich ohne sonderliche Mühe einen neuen Lebenskreis zu erschließen. Nach kurzem Landaufenthalt bei Liszts Privatsekretär floh Wagner aus diesem ihm fremd gewordenen Paris, um schleunigst nach Zürich zurückzukehren. Dort lag seine Heimat. Nicht an der Seine.

Von Minna hörte er nichts. Ihr war nach dem Abschied in Weimar die Größe ihres Unglücks immer klarer geworden. Bis dahin hatte die Enttäuschung über Richard und die Sorge um seine Rettung die allerschwärzesten Gedanken zurückgehalten. Nun saß sie allein in Dresden. Jeden Tag kam ihr ein neues Gerücht zu Ohren, was ihr Mann alles begangen haben sollte. Daß er der Brandstifter des Opernhauses war, erzählten sich in Dresden viele. Wagner hatte nie genug auf die Oper schimpfen können. Nach seinem Willen wäre schon längst allerlei abgebrannt und eingerissen worden. Ihm war ja nie etwas recht gewesen. Nun hatte er kurzen Prozeß gemacht und das so verhaßte Haus in Flammen aufgehen lassen. Das erzählte man sich besonders nach der gerichtlichen Untersuchung. Sie ergab, daß wirklich ein gewisser Wagner das Opernhaus angezündet hatte. Also behaupteten die Dresdner nicht zuviel. Allerdings war dieser Wagner ein Bäckergehilfe und mit Richard Wagner weder «verwandt noch verschwägert». Aber das ließ man bei dem Greuelmärchen weg und machte frisch und munter den Königlichen Kapellmeister zum Brandstifter.

Außerdem hatte er auf Barrikaden gekämpft, Sturmglocken geläutet, Pechkränze geworfen, Gewehre eingetrieben, Munition getragen, geschossen — kurz alles, was in diesen Tagen überhaupt an Verbrecherischem begangen wurde, schoben sie ihm zu. Wagner konnte sich ja nicht wehren, weil er im Ausland lebte.

Vor allem diese häßliche Undankbarkeit! Hatten sie ihn nicht als hungernden Komponisten aus dem Pariser Dreck herausgeholt und

ihm ein glänzendes Nest bereitet? Für die fünftausend Taler Darlehen, die ihm der König noch eben gegeben hatte, zettelte er eine Revolution gegen die Monarchie an!

Minna hörte das und ähnliches alle Tage. Bald wurde es ihr heimlich, bald offen zugetragen. Niemand verteidigte Wagner, dessen einzelne Unbesonnenheiten seine Verteidigung erschwerten. So verdunkelte sich sein Bild immer mehr. Zu groß wuchs Minnas Leid, als daß sie diesem Sturm erfolgreichen Widerstand hätte entgegensetzen können. Was alle sagten, mußte wahr sein. Daß er ihre Altersversorgung mit verspielt hatte, empfand sie als persönliche Rücksichtslosigkeit von besonders unverzeihlicher Art. Nichts kam ihr härter an, als den schön klingenden Titel einer Frau des königlichen Kapellmeisters abzulegen, um einfach die Frau des steckbrieflich verfolgten Herrn Wagner zu sein.

Wenn sie von ihm um das eine gebracht worden war, so wollte sie auch das andere nicht mehr sein. Sich in Magdeburg und Königsberg so leidenschaftlich gegen seine aufdringlichen Heiratsanträge zu wehren, hatte guten Grund gehabt. Warum war sie damals nicht standhaft geblieben!

Minna beklagte ihre Ehe. Von ihrem Manne wollte sie nichts mehr wissen. Sollte er in der Schweiz tun, was ihm behagte. Nie würde sie wieder mit ihm zusammenleben. Daß sie sich jetzt so entschieden von ihrem Mann lossagte, hatte sie einige Jahre später vergessen, als sich das Spiel umkehrte.

In Wagners Herzen sah es anders aus. Er war allein. Der Verkehr mit seinen klugen Züricher Freunden befriedigte nur einen Teil seines Wesens. Dem anderen fehlte die frauliche Fürsorge. So wuchs seine Sehnsucht nach Minna täglich. Kaum war er einige Tage in Paris, da schrieb er an Liszt, und zwar am 5. Juni 1849: «... Wie bin ich allein unter diesen Menschen! — Meine arme Frau! keine Nachricht habe ich noch erhalten, mir wird so todesweichlich und schlaff bei jeder Erinnerung. Laß mich bald gute Nachricht von meiner Frau hören! — Bei allem Mute bin ich oft die erbärmlichste Memme!»

Minna dachte nicht daran, auf seine Bitte zu antworten. Nach vierzehn Tagen brannte Wagner schon lichterloh. Jetzt schrieb er an seinen Schwager Avenarius aus Paris:

18. Juni 1849

... Bald ist es nun vier Wochen, daß ich von meiner Frau Abschied nahm, und nicht die geringste Nachricht ist mir noch von ihr zugekommen. Einen Brief schrieb ich ihr aus Zürich ... Zwei Briefe schrieb ich ihr aus Paris ... — und kein Wort bezeugt mir, ob Minna noch lebt! — Meine Angst ist gränzenlos: Warum erhalte ich nirgends her ein Lebenszeichen meiner Frau? ... Was ist mit meiner Frau? Was wißt Ihr von ihr? Warum in aller Welt schreibt sie mir nicht? ... Alle Vorbereitungen sind meinerseits getroffen. Ein fester Jahresgehalt, den Liszt jetzt von mehreren Seiten her für mich auswirkt, wird uns für alle Fälle in einem reizenden Aufenthalte ein ruhiges Auskommen versichern. Von dort aus besorge ich meine Pariser Angelegenheiten: Die von dorthier im günstigen Falle für mich zu erwartenden Einkünfte verwende ich dann unvermindert zur Tilgung meiner in Dresden hinterlassenen Schulden. Aber meine jetzige Marter ist groß: Ich verfluche jeden Tag, der mir ohne Nachricht von meiner Frau dahinfließt. — O, schreibe mir augenblicklich und löse mir das Rätsel ...

Am gleichen Tage baute er aber auch bei Liszt künftigen Möglichkeiten vor: «... Ob meine Frau, wenn sie meinen heißen Bitten nachgibt und nach Zürich zu reisen gedenkt, das Nötige dazu wird aufreiben können, weiß ich leider nicht ...»

Wagner bat, flehte und bettelte, sie möge so rasch als möglich zu ihm kommen. Aber Minna blieb noch eine Zeitlang stumm. Auch sie fürchtete sich vor neuen Hungerjahren und lehnte darum jede Wiedervereinigung ab. Nachdem Wagner sich eine Anstellung verschert habe, wie sie ihm nie wieder geboten würde, könne ihr nicht zugemutet werden, weiter mit ihm zusammenzuleben. Erst solle er wieder eine feste Anstellung finden, die ihr Leben sichere. Dann wolle sie allenfalls mit sich reden lassen.

Wagner beeilte sich, ihr zu versichern, daß es eigentlich schon so weit sei. Auch ihr legte er den Plan dar, von dem er schon in seinem Briefe an Avenarius gesprochen hatte. Liszt habe den Großherzog von Weimar und andere Fürstlichkeiten für ihn geworben. Diese hätten sich nun zusammengetan, wollten ihm ein jährliches Gehalt aussetzen und dafür alle Rechte an seinen künftigen Schöpfungen erwerben.

Wagner hatte sich wirklich in diesem Sinne an Liszt gewandt. Nicht im mindesten waren ihm Gedanken gekommen, in welcher unmöglichen Lage sich die Fürsten damit gebracht hätten. Wie konnten sie einen Mann unterstützen, der von dem König des benachbarten Bundesstaates steckbrieflich verfolgt wurde! Liszt hatte natürlich einen ablehnenden Bescheid geben müssen.

Wagner entschuldigte sich bei Liszt mit Worten, die diesen Plan endgültig zu Grabe trugen:

19. Juni 1849

... Ich erhielt endlich einen Brief von meiner Frau, und manche Gewissensbisse sind durch ihn in mir wach geworden. Vor allen Dingen fällt es mir heute schwer auf das Herz, daß ich Dich mit der Bitte angegangen habe, bei einigen fürstlichen Personen um ein Jahrgehalt für mich Dich zu bemühen. Ich habe ... vergessen, daß ich durch meine öffentlich genug berührte Teilnahme an dem Dresdner Aufstände zu jenen fürstlichen Personen in eine Stellung geraten bin, die mich ihnen als einen prinzipiell feindlich Gesinnten erscheinen lassen und sie vielleicht darüber erstaunen machen muß, daß ich mich jetzt — nach dem Mißglücken jenes Aufstandes in eine hilfsbedürftige Lage versetzt — gerade an sie um Hilfe wende ...

Aber das teilte er Minna nicht mit, denn vier Wochen später schrieb er wieder an Liszt:

19. Juli 1849

... Ich hatte ihr nun noch nicht gemeldet, daß mit der verhofften weimarischen Unterstützung jetzt nichts sein könne: sie wird dies nun leicht begreifen und sich darin fügen ...

Trotzdem schrieb er wiederum drei Wochen später tröstend und ermunternd an Minna:

11. August 1849

... Daß mir Liszt den gewünschten ausreichenden jährlichen Gehalt für meine Arbeiten bald schon zusammenbringt, ist gewiß, — denn im Grunde ist es gar keine Hexerei: nur kann er jetzt — nach allem Vorgefallenen — nicht so mit der Türe in das Haus fallen,

sondern etwas behutsam zu Werke gehen: darin liegt eine Verzögerung der Sache, nicht aber ein Aufgeben. Das siehst Du doch ein, liebe Frau? Also fasse Mut! Es wird schon werden! . . .

Was nahm er für sie nicht alles auf sich! Im gleichen Briefe versicherte er:

. . . Einige Freunde, denen ich etwas von mir vorlas, haben sich mir erboten, im Herbst durch Privatunterzeichnung mir ein gewähltes kleines Publikum gegen hohen Preis zusammenzubringen, vor dem ich in drei Vorlesungen meine neuen Dichtungen zum Besten geben soll. Des Weiteren werde ich dann ein Konzert von Stücken aus meinen Opern geben, — der Ertrag beider Unternehmen, die mir durchaus keine Mühe machen, wird hinreichen für den ganzen Winter. — So gilt es also nur Zeit gewinnen, und Alles wird sich machen: diese Zeit müssen wir aber eben hier zusammen sein, sonst läßt sie sich allerdings — für mich wenigstens — nicht ertragen. — Nach Paris habe ich bereits meinen großen Artikel über die Kunst abgesandt: Belloni wird ihn . . . als Broschüre einzeln herausgeben lassen und mir das Honorar dafür zuweisen. Ich habe diesen großen Aufsatz auch durch Liszt an einen deutschen Buchhändler geschickt, der ihn als Broschüre deutsch herausgeben soll: findet er Anklang, so schreibe ich dann mehr — versteht sich gegen Honorar . . .

Seine Hoffnungen auf Einnahmen aus Vorlesungen und Konzerten erwiesen sich später als trügerisch. Wahrscheinlich enttäuschte ihn das nicht allzusehr, denn er hatte sich davon wohl immer nur einen ideellen Erfolg versprochen. Aber auf Minna würde das gewiß günstig wirken, wenn er ihr schon eingestehen mußte, daß sich ein sicheres Gehalt bis jetzt nicht hatte finden lassen.

In seiner Not hatte Wagner sogar an Minnas Tochter Natalie geschrieben. War es nicht tragisch, daß er dies ihm so fremde Wesen bat, sie möchte bei ihrer Mutter oder vielmehr ihrer Schwester für ihn sprechen?

Diesen Brief an Natalie schrieb Wagner drei Wochen nach jenem Entschuldigungsbrief an Liszt, und zwar am 10. Juli 1849. Er begann mit heftigen Vorwürfen. Es sei schandbar, wie Minna ihn

behandle, und daß sie sich weigere, sich wieder mit ihm zu vereinigen. Dann erzählte er auch hier die phantastische Geschichte von dem reichen Musikfreund, der all seine künftigen Opern gegen eine feste Rente kaufen werde. Dieser reiche Wundermann war natürlich wieder der längst erledigte Großherzog von Weimar, allerdings in etwas blasserer Form. Aber weder in dieser noch in jener Gestalt wurde mit ihm die Wirkung erreicht, die Wagner erhofft hatte. Minna blieb unwillig zur Reise nach Zürich.

Das waren kleine und begreifliche Notlügen Wagners. Im Grunde sprechen sie nur für sein rührendes Herz. Auch andere Nachrichten von ihm klangen phantastisch. So wollte er eine neue Oper schreiben, und zwar für Paris. Das Werk sollte etwas noch nie Dagewesenes werden und sich sofort in allen Sprachen aufführen lassen. Innerlich war er allerdings entschlossen — der Pariser Aufenthalt hatte ihn darin bestärkt —, unter keinen Umständen eine Oper für Paris zu schreiben. Aber ein solcher Plan würde Minna gewiß schmeicheln.

Wenn es notwendig geworden wäre, hätte Wagner auch noch ganz andere Luftschlösser vor ihr aufgebaut. Nur mußte er Minna endlich wiederhaben. Das Leben ohne sie war unerträglich. An Liszt schüttete er noch einmal sein ganzes Herz aus:

19. Juli 1849

... O liebster Freund! Dir ist ja an meinem Besten, an meiner Seele gelegen: an meiner Kunst; mache mich wieder heil für meine Kunst! Sieh', ich hänge an keiner Heimat, aber ich hänge an dieser armen, guten, treuen Frau, der ich fast noch nichts wie Kummer bereitet habe, die ernst, sorgend und ohne Exaltation ist, und die doch an mich ungezogenen Teufel sich ewig gefesselt fühlt. Gib sie mir! dann gibst Du mir alles, was Du mir je wünschen möchtest, und — sieh' — dafür würde ich Dir dankbar sein! ja dankbar! — Du sollst einmal sehen, wie mir dann alles von den Händen fliegt: meine Pariser Vorarbeiten, der Broschüre Artikel und — selbst zwei Sujetentwürfe sollen im nächsten Monat schon fertig und unterwegs sein ... Ich will Dir gehorchen — aber gib mir meine arme Frau, — mache, daß sie heiter und mit einiger Zuversicht bald — schnell zu mir komme — ach! und das heißt leider in der Sprache des

süßen neunzehnten Jahrhunderts — schicke ihr so viel Geld, als Dir nur irgend erschwänglich ist! Ja, so bin ich, — ich kann betteln — ich könnte stehlen, um jetzt meine Frau — wenn auch nur auf kurze Zeit — heiter zu machen. Du lieber guter Liszt! Sieh' zu, was Du kannst und vermagst! Hilf mir! hilf mir! Lieber Liszt! . . .

Minna versuchte er mit jedem Brief zu ermuntern. Sie solle doch endlich Vertrauen zu ihm haben. «Hab' keine Sorge! Ich wehre mich schon — aber Du mußt dabei sein!» schrieb er ihr. Im Grunde war es jetzt wieder genau wie in Magdeburg, als er sie durchaus besitzen wollte, und in Königsberg, als ihm die Hochzeit so dringlich erschien.

Auch noch in etwas anderem glich dieses Ringen dem vor dreizehn Jahren: Minna wurde schwächer und schwächer. Sieben Wochen ließ sie ihn warten. Dann erlahmte ihr Widerstand. Mitleid und Einsamkeit mochten sie besiegt haben. Am 19. Juli traf nach langem Warten ein Brief von ihr bei Wagner ein, über den er an Liszt berichtete:

19. Juli 1849

. . . Heute erhalte ich einen — unglücklicherweise durch die Posten sehr verspäteten — Brief von meiner Frau; er ist so rührend, wie nur etwas auf der Welt: sie will zu mir kommen, um ganz bei mir zu bleiben und alle Not des Lebens von neuem wieder mit mir durchzumachen. . . .

Nun fehlte nur noch eines: das Reisegeld für Minna. Wagner hatte Liszt schon früher vorbereitet, daß er es von ihm erbitten wolle. Jetzt meldete er Liszt, Minnas Reise nach Zürich hänge nur noch von seiner freundlichen Unterstützung ab. Liszt erfüllte auch diese Bitte und schickte hundert Taler an Minna. Das machte ihr gewiß großen und tiefen Eindruck. Sich aber Hals über Kopf in die Postkutsche zu setzen, um dem armen, wieder versöhnten Gatten in die Arme zu fliegen, war nicht ihre Art. Noch einmal ließ sie vierzehn Tage vergehen. Minna rührte sich nicht. Wagner schrieb immer wieder, wie herrlich alles werden würde. Natalie solle sie zu ihrer Gesellschaft mitbringen. Bewegten Herzens rief er ihr noch zu:

Das Wagnerhaus in Graupa. Die drei Fenster rechts oben gehörten zur Wohnung des Ehepaares Wagner. Die drei Monate, die Wagner in dem schlichten Fachwerkbau verbrachte, gehören zu den glücklichsten seines Lebens. Hier entstanden große Teile des «Lohengrins».

Sächs.
Landes-
Bibl.

Während des Aufstandes 1849 in Dresden forderte die große Tragödin Wilhelmine Schröder-Devrient von ihrer Wohnung auf dem Altmarkt aus die Menge auf, vor das königliche Schloß zu ziehen.

11. August 1849

... Auf! Auf! Minna, liebe Frau! Mach', daß Du kommst, und von ganzem Herzen wünschte ich, daß Dich schon dieser Brief gar nicht einmal mehr anträfe! Ich wollte ihn gern umsonst geschrieben haben! Fasse Mut und sei bald bei mir! Alles Übrige verspare ich nun bis auf mündlich! Lebe wohl! Reise glücklich und hoffe! Bald umarmt Dich inbrünstig

Dein Richard.

Minna übereilte nichts. Sie war bisher in Chemnitz geblieben, weil es ihrem Plan entsprach. Jetzt fuhr sie gemächlich nach Dresden und verkaufte wieder einmal den größten Teil der Möbel und des Hausrates. Nach Abzug der Schulden, die sie unbedingt bezahlen mußte, blieben ihr hundert Taler. Den Flügel von Breitkopf und Härtel und das Titelbild von Cornelius sandte sie nach Zürich. Diese beiden Stücke sollten der Grundstock der neuen Wohnung werden.

Endlich erhielt Wagner die Nachricht von ihrer bevorstehenden Ankunft. Er machte sich zu Fuß auf, um sie am Bodensee abzuholen. Das Bild, wie Wagner seiner heißersehnten Gattin durch das sommerliche Schweizerland entgegenpilgerte, ist so rührend, daß wir die kleinen Finten, mit denen er sie einsing, gern darüber vergessen. Zudem ermunterte ihn die Wanderung durch das Appenzeller und St. Gallener Land. Die Welt war noch einmal so schön, weil seine Minna zu ihm kam.

Endlich machte der Dampfer an der Hafenmole von Rorschach fest. Nun hatte er seine Familie wieder. Ja, seine Familie! Denn außer Minna und deren Tochter Natalie waren auch Peps, das Hündchen, und Papo, der Papagei, mitgekommen. Eben war er noch so allein gewesen, und jetzt tollte ein wilder Wirbel um ihn herum. Lachend stellte Wagner fest, daß ungefähr die Hälfte seiner Familie — aus Tieren bestand!

Minna war in den drei Monaten furchtbar gealtert. Ihr Auge hatte etwas Hartes und Stechendes angenommen. Richards freudige Stimmung konnte sie nicht verstehen. Es war doch alles so traurig. Gleich in den ersten Augenblicken glaubte Minna bemerken zu müssen, daß ihr jederzeit die Rückkehr zu den Dresdner Freunden offenstehe. Das war ein arger Dämpfer für Wagner. Minna spürte

eben, wie notwendig er sie brauchte. Dies gab ihr Macht über ihn, und damit wollte sie ihn auf die Bahn lenken, die ihr richtig erschien. Es war natürlich die Bahn, die ihrem Lebensumblick entsprach.

In Wagners Briefen an seinen Freund Uhlig und an seine Schwester Klara wurde dies noch von der Freude über die Wiedervereinigung übertönt:

16. September 1849

... Weiß Gott, wie es hergeht, daß ich nicht recht traurig werden kann. Zumal da nun meine Frau bei mir ist und ich für die nächsten Monate noch ohne Besorgnis um meinen Lebensunterhalt sein darf, ist mir immer so übermütig, behaglich zumute wie einem Hunde, der die Prügel weg hat ...

1. Dezember 1849

... Das einzige, was ... mich betrüben kann, ist eben nur die Sorge um meine Frau, ohne die ich nicht leben möchte; daß sie durch das Bewußtsein ihrer Notwendigkeit für mich so viel Stärke gewinnt, trotz ihrer inneren Verstimmung über mich alles mit mir zu ertragen, das stellt sie in meinem Herzen so hoch, und meine Liebe zu ihr ist das Band, das mich eigentlich noch mit einer Welt zusammenhält, der ich — nach meinem gründlichen Ekel vor ihr — vollständig den Rücken wenden würde. Mögen meine Bemühungen gelingen, unser Leben so erträglich wie möglich zu gestalten. Einstweilen erträgt Minna ihre Lage kräftig und — wie immer — mit ungemeiner Tätigkeit; auch bildet sich bereits etwas weiblicher Umgang für sie ...

Im allgemeinen richtete sich ihr Leben zur gegenseitigen Zufriedenheit ein. Die ersten Bemühungen galten der neuen Wohnung. Minna lebte dabei wieder auf, denn ihre Geschicklichkeit wurde diesmal besonders in Anspruch genommen. Richard sah staunend, wie sie aus Nichts immer noch etwas Nettes zusammenbaute. Sogar ein reizendes Nähtischchen zierte die Wohnung. Nur mußte man es nicht aus der Nähe betrachten und durfte ebensowenig unter den Vorhang sehen. Es war nämlich Wagners Bücher- und Notenliste, mit Stoff verkleidet. Er bewunderte seine Frau ob dieser Findigkeit. Leider war auch diesmal das Geld viel zu früh ausgegeben. Aber

wenigstens wirkte Minna wieder als Hausfrau, fühlte sich also im richtigen Fahrwasser.

Aus Dresden wurden ihnen schauerliche Märchen zugetragen. Minna erboste nichts so, als daß ihrem Richard in amtlichen Verlautbarungen «gemeine Verbrechen» nachgesagt wurden. Wagner wollte sie beruhigen und sandte darum an die Dresdner Behörden ein Schreiben, in dem die Zurücknahme dieser unberechtigten Kränkung gefordert wurde. Daß er an einen Erfolg glaubte, kann man sich kaum vorstellen. In Dresden werden sie über diesen Antrag wohl nur gelächelt haben. Bald ärgerte sich Wagner über diesen unsinnigen Schritt. Aber was tat er nicht alles Minna zuliebe!

Vor allem beschäftigten ihn jetzt theoretische Abhandlungen. Er mußte sich erst einmal über die gedanklichen Grundlagen seines Schaffens klar werden. Minna hatte nichts dagegen, weil sie sich von einer früheren Arbeit in dieser Art an die Honorarsendung erinnerte. Für sie lag der Sinn der Arbeit immer noch im Verdienen.

Ihrer Meinung nach konnte Wagner in Zürich überhaupt zu nichts kommen. Sie stimmte mit Liszt überein, daß er sobald wie möglich nach Paris müsse. Dort sei sein Feld. Jetzt wäre der Augenblick für die Wiederaufnahme der alten Bemühungen um die Eroberung von Paris gekommen. Dies werde natürlich nur mit einer neuen Oper gelingen. Wirklich arbeitete Wagner einen Entwurf für Paris aus: Wieland der Schmied. Dieses Werk wurde allerdings auch nicht im entferntesten so etwas wie eine «große französische Oper». Germanischer hat Wagner nie gedichtet. Seine wahre Meinung über diesen Pariser Plan hatte er übrigens schon längst zu Freund Uhlig geäußert:

16. September 1849

... Geht es mir nach Herzenswunsch, so mache ich nach Beendigung dieser Arbeiten die Musik von meinem «Siegfried»; danach sehne ich mich mit tiefster Herzensaufrichtigkeit. Meinen unfreiwilligen Pariser Opernprojekten wünsche ich ebenso aufrichtig ausweichen zu können. Im Grunde hat mich nur Liszt in die Kollision gebracht; dieses moderne Weltkind, das übrigens seine vortrefflichen Eigenschaften hat, liebt mich nämlich auf die Weise, daß er mir durchaus ungeheueren, universell-pariser Gufzeß bereiten möchte. Bei der Notwendigkeit, an Verdienst zu denken, wies ich den Gedanken von

vornherein nicht ab: ich ließ mit mir machen, und so stecke ich nun . . . in der drolligen Klemme, zwischen wirklich dargebotenen Pariser Händen und meiner innerlichen Abneigung entscheiden zu sollen . . .

. . . Ich will glücklich sein, und das ist der Mensch nur, wenn er frei ist: nur der Mensch ist aber frei, der das ist, was er sein kann und deshalb sein muß. Wer . . . aber nicht seiner inneren, sondern einer äußeren Notwendigkeit folgt, gehorcht einem Zwange, er ist unfrei, Sklave, unglücklich. . . Also: ich glaube nicht an meine Pariser Oper! Aber meine Frau darf noch nichts davon wissen . . .

Gegen Minna durfte Wagner also auch darin nicht offen sein. Er ließ sie ruhig in der Meinung, eine Oper für Paris zu komponieren. Ihr hätte gewiß die tiefere Einsicht gefehlt, warum er das nicht konnte. Das Versprechen, bald nach Paris zu gehen, hatte Minna nach Zürich gelockt. Ein Wunderding von Oper wollte er schreiben. Nachdem es schon mit der großherzoglichen Unterstützung nichts geworden war, mußte er sich wenigstens hier gefügig erweisen.

Dagegen gestand er Liszt Schritt für Schritt, wie ihn die Arbeit an einer wesensfremden Aufgabe quäle und daß ihm der «Siegfried» ungleich näherläge. Liszts großes Herz begriff den Freund. Er unterstützte Wagner weiter, auch ohne ihn auf dem Wege zu wissen, den er für richtig hielt.

Minna drängte alle Tage zur Abreise nach Paris. Sie fühlte sich vor den Dresdner Freunden, Bekannten und Verwandten beschämt, daß Wagner seine kostbare Zeit in Zürich mit Nichtstun verbrachte. Ihr Bericht von seinen großen Aussichten war überall geglaubt worden. Nun solle er auch wirklich seine Bequemlichkeit überwinden und sich einmal mit aller Kraft zusammenreißen. Nötig hatten sie es doch wirklich.

Endlich war Wagner notgedrungen zur Abreise entschlossen. Da erkrankte er an seinem alten Nervenleiden. Es schien, als ob sich seine Natur gegen diese Reise zur Wehr setzte, als ob sie das Kommende ahnte und warnen wollte.

Schließlich konnte er ausgehen, um seinen Postschein zu besorgen. Da brach er auf der Straße schweißüberströmt zusammen. Wiederein Warnungszeichen! Er bat Minna dringend, ihn noch ein paar Tage

in Zürich zu lassen. Aber sie glaubte nicht recht an sein Leiden und drängte nur um so heftiger.

Anfang Februar reiste Wagner wirklich ab. Er begab sich in einen der reißendsten Wirbel, die je sein Leben umbrandeten.

24

Wieder irrte Wagner in den Straßen von Paris umher, bis er in einer Seitengasse eine leidlich passende Wohnung fand. Vom Lärm der Weltstadt meldete sich hier nur von Zeit zu Zeit ein Leierkasten. Mit den alten Freunden wurde der Verkehr so wieder aufgenommen, wie sie ihn seinerzeit abbrechen mußten. Riek war noch nicht weiter als vor acht Jahren, da sie sich anscheinend für immer Lebewohl gesagt hatten. Seine Pinsel machten ihm nach wie vor zu schaffen. Die Revolution in Europa kam ihm willkommen, weil er in der allgemeinen Unruhe seinem Hauswirt, der immer noch auf die Miete wartete, zu entweichen hoffte. Später ist Riek ein anerkannter Meister geworden. Auch mit Anders und Lehrs hatte sich noch nicht das mindeste verändert.

Um Wagners großes Vorhaben stand es leider schlecht. Der Sekretär Liszts, Monsieur Belloni, der ihm helfen sollte, war nicht in Paris. Seine Rückkehr verzögerte sich von Woche zu Woche. Auch sonst wollte sich nichts Rechtes fügen. Allerdings verfolgte Wagner seine Angelegenheiten wohl auch nicht allzu leidenschaftlich. Wie schon manchmal in Paris, fragte er sich, was er eigentlich hier solle. Anderes ging ihm durch den Sinn. Vor zwei Jahren, also noch in Dresden, hatte ihn die zwanzigjährige Tochter eines berühmten englischen Rechtsanwalts besucht. Ihr Name war Jessie Taylor. Eine «Tannhäuser»-Aufführung machte sie zur begeisterten Anhängerin. Jessie lebte jetzt als verheiratete Madame Laussot in Bordeaux. Ihr Mann war Weinhändler. Durch die ihr und Wagner befreundete Familie Ritter in Dresden zog Jessie Erkundigungen nach dem Befinden des angebeteten Meisters ein. Schließlich spann sich mit ihm selbst ein Briefwechsel an. Aus Begeisterung für Wagner erwarb sie bei Riek für gutes Geld ein Bild des Meisters. Wagner schrieb der jungen Freundin aus Paris über die Sinnlosigkeit seiner dortigen Unternehmungen. Er sprach vom Ekel vor der

Welt und von seinem Wunsch, irgendwohin in die Einsamkeit zu entfliehen. Umgehend lud ihn Jessie Laussot nach Bordeaux ein. Hier sollte er sich eine Zeitlang erholen und frei von allen Sorgen leben. Dies wirkte wie eine Stimme der Erlösung auf Wagner. Er packte seine Koffer und ratterte mit der Postkutsche nach Südwesten in eine Landschaft, die ihn als reizvolle Abwechslung fesselte. Es war Mitte März. Eben brachen die ersten Frühlingsknospen auf. Minna wäre über diese offenbar unsinnige Reise erbozt gewesen, wenn ihr Richard nicht eine Freudennachricht hätte mitteilen können. Die Familien Laussot und Ritter wollten sich nämlich zusammentun, um Wagner mit einem regelmäßigen und hinreichenden Jahresgehalt zu helfen. Für die deutschen Bundesfürsten, die sich als kleinmütig erwiesen hatten, traten Bürger ein. Dies war der ganze Unterschied. Wagners Plan, mit dem er Minna von Dresden nach Zürich gelockt hatte, ging nun doch in Erfüllung. Er hatte ihr also keineswegs zuviel versprochen. Ein festes Einkommen war ja Minnas Hauptbedingung gewesen.

Nicht nur Wagner teilte ihr das neue Glück mit. Auch Madame Taylor, die Mutter Jessies, schrieb an Minna, wohin sie die ersten 625 Franc schicken sollte. Das stimmte Minna um. Die Laussots waren anscheinend besonders treue Freunde. Sie schrieb herzlich nach Bordeaux, erklärte sich mit Richards Reise einverstanden und dankte den großherzigen Freunden.

Wagners Briefe an Minna berichteten in glühenden Farben von dem Paradies, das sich ihm aufgetan hatte:

17. März 1850

... Hier in Bordeaux ... muß ich mich nun wohl wie im Himmel befinden gegen in Paris! Du kannst Dir keinen Begriff von der Liebenswürdigkeit und Ergebenheit dieser Familie machen! Sie besteht aus dem jungen Ehepaar und der Mutter der Frau, Engländerin, welche aber ebenfalls wie der Mann ... ganz wie wir deutsch spricht. Außerdem ist hier eine völlige Colonie von Deutschen, lauter reiche Familien, die mich nun alle hoch verehren. Was soll ich Dir nun anderes sagen, als daß es mir allerdings sehr wohl tut, auf diese Weise mit den lieben Menschen, die nichts höheres jetzt wünschen und erstreben, als mich mit meiner guten, vielgeprüften,

treuen Frau so glücklich zu machen, als es nur in ihrer Macht steht, — jetzt noch persönlich bekannt geworden zu sein. Es ist ein unerhörtes und seltenes Glück, das mir widerfahren ist. Der junge, höchst liebenswürdige und zutrauliche Mann hatte eine ganz unbeschreibliche Freude, als er mich ankommen sah: meine Werke sind hier bis auf die letzte Note bekannt, und Alle wissen, um was es sich handelt, und sind stolz darauf, mir so wichtig sein zu können. — Mit Einem habe ich jedoch große Not; sobald meine Wirte namentlich noch erfuhren, daß aus meiner Overture Ende März in Paris gar nicht einmal etwas wurde, bestürmten sie mich natürlich, noch länger hier zu bleiben. Ich erklärte aber, daß ich Dir beim Auszuge helfen mußte, und — aufrichtig gesagt — trotz aller Freude, die ich jetzt genieße, sehne ich mich doch von ganzem Herzen nach Dir und dem Hause zurück! Glaub' mir, ich kenne nun kein Glück, als mit Dir in unsrer kleinen Häuslichkeit ruhig und zufrieden leben zu können: daß ich jetzt hoffen darf, Deine Sorgen beschwichtigt zu sehen, Lebensmut und Heiterkeit in Dein Herz — ja in Deinen Körper wiederkehren zu sehen, — das ist es, was mich selbst wieder gesund und glücklich macht. Zudem ist Bordeaux eine Wüste, wo es niemand von unsrem Wesen lange aushalten kann; namentlich auch meine Freunde fühlen sich hier wie aus der Welt: und trotz dieser vortrefflichen Familie möchte ich um keinen Preis die Schweiz mit Bordeaux vertauschen, ich habe völliges Schweizer-Heimweh. Ach! Die Natur! Das ist doch etwas für unser Eines. Mit Dir, meine liebe Minna, glücklich und ungestört in dieser herrlichen frischen Alpenwelt leben zu können, das ist für mich jetzt das Seligste, was ich ersehnen kann! . . .

Bei dem traulichen Familienverkehr in Bordeaux blieb es allerdings nicht lange. Vielmehr begann mit der Kraft eines Frühlingsgewitters die erste große Wagnersche Frauentragödie, übrigens die einzige, die — trotz aller Leiden — ohne nachhaltende Schmerzen für die Liebenden ausging.

Jessie war jetzt zweiundzwanzig Jahre alt. Ihr Vater sollte ein seltenes Kunstverständnis gehabt haben. Als Zierde seines Hauses galt eine stattliche Bibliothek, die die Tochter geerbt hatte. In ihrer Geistigkeit ähnelte sie dem Vater, während die bei ihr lebende

Mutter eine mehr diesseitige Natur war. Jessies Gatte, der Weinhändler, kam nie über Ernten und Preise hinaus. Weiter reichte sein Verstand nicht. Dafür glühte in ihm echt gallische Eifersucht. Tagsüber war er meist in seinem Geschäft. Jessies schwerhörige Mutter zog sich bald von den Unterhaltungen zurück.

So saßen Jessie Laussot und Richard Wagner stundenlang allein zusammen. Er las ihr seine schriftstellerischen Arbeiten vor und machte sie mit seinen Dichtungen bekannt. Die junge Frau besaß eine wunderbare Einfühlungsgabe. Noch ehe Wagner einen Gedanken ausgesprochen hatte, fühlte er sich von ihr schon verstanden. Jessie las ihm alles von den Lippen ab. Die schwierigsten Darlegungen in seinen Büchern schienen ihr bereits vertraut. Mit feinstem Urtheil sprach sie von seinen Dichtungen. Wie mußte es auf Wagner wirken, wenn Jessie gestand, sich besser in die tätig-hilfsreiche Braut Wielands als in die nur erleidende Gudrun einfühlen zu können?

Wagner genoß die Bekanntschaft mit einem jungen Weibe, das ihn so wunderbar verstand, als etwas völlig Neues. Hier war der Mensch seiner ewigen Sehnsucht. In Jessie fand er die Frau, die ihm Senta, Elisabeth und vielleicht noch mehr werden konnte. Sein unruhiges Herz wurde ruhig in ihrer Gegenwart. Müßig zu fragen, ob er Jessie liebte. Sein ganzes Wesen versank rauschhaft in ihr.

Über seine Liebe schrieb Wagner später an die Dresdner Freundin Frau Ritter:

26. 27. Juni 1850

... was freute mich denn so an Jessie, als ihre vollkommenste Unbefangenheit in diesen widerlichen bürgerlichen Ehrenpunkten? Wer begriff denn besser als sie, daß ich meine unglückliche Frau liebe, daß ich mit tausend Ketten gemeinsamer alter Lebensleiden an sie gebunden war, und daß ich nur mit tiefblutendem Herzen mich von der Armsten losreißen konnte, um sie selbst von einem Schicksale loszutrennen, dessen Zusammenhang ihr unfasslich war und das nur Pein und Qual ihr verursachen konnte, ohne von ihr gedeutet und verstanden zu werden? Wer fühlte denn besser als Jessie, wie elend ich nach dieser Trennung war, da mein aufrichtigstes Zeugniß, das ich ihr von diesem Elende gab, sie ja gerade zu dem wundervollen Entschlusse begeisterte, mit der ganzen Welt zu brechen, um

zu mir zu kommen, um mir alles zu ersetzen, um alle Wunden meines Lebens, um auch die letzten Wunden mir zu heilen? Wer sah denn klarer ein als Jessie, daß ich von jener armen Frau mich wohl trennen mußte, nie aber sie beleidigen, nie sie kränken oder irgendwie roh berühren durfte? Sie wollte ja mit mir in die fernste Welt ziehen, um der Unglücklichen den Anblick, ja vielleicht das Wissen des Glückes unserer Liebe zu entziehen! — Wie freute es mich, auch nie eine Spur jener grausamen und unwürdigen bürgerlichen Scheinheiligkeit in ihren Briefen wahrzunehmen! Sie war ganz nur Liebe: dem Gotte der Liebe weiheten wir uns, und verachteten alle Götzen dieser elenden Welt so stark, daß wir sie nicht einmal der Erwähnung würdigten . . .

. . . Hätten Sie diesem Jubel der Liebe zusehen können, der aus allen Nerven dieses reichen seligen Weibes hervorbrach, als sie mir — nicht gestand — sondern ganz durch sich selbst, durch das unfürliche, helle und nackte Erscheinen der Liebe kundtat, daß sie mein sei! O hätten Sie Zeuge dieser Freude, dieser frohen Wonne sein können, die sich in allen Fasern dieses Wesens, von der Regung der Fingerspitze bis zur feinsten Tätigkeit des Verstandes, Leben verschaffte, als das jugendliche Weib mir vielgeprüften, lebensunfrohen Manne entgegenleuchtete, der ich doch wahrlich ziemlich entblößt aller der Gaben bin, die solche Wunder wirken können, wie sie mir hier erblühten, und wie ich sie bis zur glücklichsten Berauschung einschlürfen durfte! Empfinden Sie die Schönheit und Fülle der Liebe, die in diesem hochbegabten herrlichen Weibe zu so kühnen, jauchzend verwegenen Entschlüssen trieb. . . .

Wagner hatte Jessie von Reiseplänen gesprochen. Seine Begeisterung für Südamerika war unterdes verflogen. Jetzt lockte der Orient. Er wollte sich zu einer weiten Reise aufmachen, um irgendwo in Griechenland oder noch weiter im Osten sein Leben in Einsamkeit und ohne Berührung mit der ihm so verhassten Welt allmählich «ersterben» zu lassen.

Lastete auf ihm das Schicksal des Fliegenden Holländers, so wollte er dennoch nicht länger auf Erlösung warten, sondern sein Ende selbst herbeiführen.

Auch Jessies Ehe war eine Qual. So schlugen die Wogen des Lei-

des und das Brausen gärender Sehnsucht über ihnen zusammen. Jessie erklärte, sein Schicksal für alle Zeiten mit ihm teilen zu wollen. Sie beschloß, heimlich aus Bordeaux zu fliehen, um ihn auf seiner Orientreise zu begleiten.

Die verabredete Zeit seines Besuches in Bordeaux lief ab. Sollte Aufsehen vermieden werden, so mußte Wagner abreisen. Nach Zürich konnte er natürlich nicht. Es blieb nichts übrig, als nach Paris zurückzukehren. Aber nun wieder herumzulaufen, um sich als Opernkomponist zu bewerben oder andere Vergünstigungen zu erbetteln, kam ihm angesichts seiner Zukunftsentscheidung nicht mehr in den Sinn. Er mußte vielmehr mit sich zu Räte gehen, mußte wieder zu sich selbst kommen. Daß ihm so plötzlich Erlösung werden sollte, traf ihn im Grunde völlig unvorbereitet.

So wanderte er in die Umgebung von Paris. In Montmorency fand sich eine kleine, bescheidene Unterkunft. Von hier schrieb er an Jessie. Er berief sie nicht unbedingt zu sich, was sein Herz wohl am liebsten getan hätte. Zu groß standen die Folgen dieser Entscheidung vor ihm. Vielleicht dachte er auch an Minna.

Jessie sollte noch einmal alles Weitere bedenken, wenn sie als jungverheiratete Frau in großzügigen Geldverhältnissen aus ihrem Lebenskreise flog, um sich mit ihm zu vereinigen. Seine Zukunft sei völlig ungesichert und ruhe nur auf der ihm ausgesetzten Rente. Jessie antwortete, sie sei dennoch entschlossen, das Joch ihrer Ehe abzuwerfen und für ihn alles auf sich zu nehmen. Auch die praktische Seite war von ihr bedacht. Sie wollte zunächst unauffällig nach Dresden gehen, um von da irgendwo mit ihm zusammenzutreffen. Wagner hatte noch einmal gewarnt und damit seine Pflicht getan. Nun war es entschieden.

Dies ermutigte ihn zu den notwendig gewordenen Entschlüssen nach der anderen Seite hin. Seine letzten Briefe an Minna waren besonders herzlich gewesen, so herzlich, daß Minna daraus beinahe auf ein nicht ganz reines Gewissen schließen mußte. Konnte er denn seiner Frau schwärmerischer schreiben als so:

17. März 1850

... Nun aber, mein gutes Minel, mußt Du mir noch schreiben, ob Du das schwarze Kleid Dir in Zürich so hast besorgen können, wie

Du es wünschtest: wenn nicht, — daß ich es Dir dann hier oder in Paris besorgen kann. Bobin in Palais royal existiert nicht mehr: aber Schuhe sollst Du demongeachtet haben; schreibe mir daher genau noch einmal die Nummer des Maßes, oder — besser — lege einen Faden als Maß selbst in den Brief ein.

Gutes Kind, wenn Du nur gesund und in guter Gemütsstimmung bist! Das ist meine einzige Sorge, — denn Alles Ubrige ist nun gut bestellt: — ich sage Dir, man sorgt für uns, wie liebende Altern für ihre Kinder sorgen. Mir wird von Laussot's nur Eines zum Verbrechen angerechnet, — wenn ich ihnen etwas Wichtiges, eine wirkliche Sorge verschweige! Du hast keinen Begriff von der himmlischen Güte und Liebe dieser Menschen! Vielleicht besucht uns wenigstens die Frau einmal in der Schweiz, um sich zu überzeugen, daß wir zufrieden sind und es uns an nichts fehlt.

So lebe denn wohl für heute, meine gute Frau! Sei gutes Mutes, vergiß die Leiden und freue Dich der Liebe, die wir genießen! Sei gesund und schreibe recht bald! Tausend Grüße und Küsse

von

Deinem

R. W.

Aber dieses Werben nutzte bei Minna auf die Dauer wenig, obwohl sie die ganze Wahrheit noch nicht einmal ahnte. Auch war Wagner nicht zu dem Umzug nach Zürich zurückgekehrt, obwohl er es ihr ausdrücklich versprochen hatte. Das verdroß sie besonders. Überhaupt wurde Minna wieder mißtrauisch. War diese Zeit in Bordeaux nicht nutzlos verthan? Fühlte Richard keine Verpflichtung, die Pariser Pläne mit äußerstem Eifer zu verfolgen? Was sollte dieses ziellose Hin- und Herpendeln für Vorteile bringen? Hatte er ihr nicht das Gegentheil versprochen, als sie nach Zürich kam? Was konnte man noch auf seine Beteuerungen geben?

Als er trotz ihrer Mahnungen bei Laussots blieb, schrieb Minna endlich mit schonungsloser Deutlichkeit. Aber die «Liebe und Güte» der Familie Laussot waren ihr unterdessen die Augen aufgegangen. Wenn er ihr auch das noch antat, wollte sie nichts mehr mit ihm zu schaffen haben. Dann lieber den Schlußstrich ziehen. Kindlich, wie ihre Seele war, griff sie zu einem grauenerregenden Schreckmittel:

Richard sollte von nun an in seinen Briefen als Anrede wieder «Sie» statt «Du» gebrauchen.

Nun wartete sie auf die Wirkung dieser seltsamen Forderung, die sich in ähnlicher Gestalt wohl schon öfter bewährt hatte. Würde Wagner mit neuen Freundlichkeiten und um so heißeren Verbungen kommen?

Das Herz blieb ihr stillestehen, als sie in Richards nächstem Brief, der über viele Seiten ging, unter anderem las:

17. April 1850

Liebe Minna!

So nenne ich Dich noch trotz der Unterschrift des letzten Briefes, den ich von Dir erhielt, und in dem Du Dir für nächstens wieder Dein «Sie» ausbatest. «Liebe Minna!» so nenne ich Dich in der schweren Stunde, in der ich heute vor Dir hintrete, — so nannte ich Dich einst, als noch nicht die schlimmste und unheilbarste Seelenverstimmung zwischen uns eingetreten war, und so sollst Du — willst Du mir es gönnen — immer in meinem Gedächtnisse fortleben! — —

Deine Briefe nach Bordeaux haben mich gewaltsam aus einer schönen, letzten — Täuschung über uns aufgeschreckt: ich glaubte endlich Dich gewonnen zu haben, ich wählte Dich der Macht der wahren Liebe gewichen zu sehen, — und empfand mit fürchterlichem Schmerze mehr als je die unfehlbare Gewißheit, daß wir uns nicht mehr angehören. Von diesen Tagen an litt es mich nicht mehr: ich konnte gegen Niemand mehr sprechen, — ich wollte schnell fort — zu Dir, verließ in Hast meine Freunde und eilte nach Paris, um von da schnell nach Zürich zu gehen. Seit 14 Tagen bin ich nun wieder hier: mein altes Nervenleiden ist wieder über mich gekommen; wie ein Gespenst liegt es auf mir, — ich muß es von mir abschütteln, ich muß es um meiner, — um Deinetwillen. — Höre mich an! Das gänzlich Verschiedene im Grunde unseres Wesens hat sich zur Pein für mich — und namentlich auch Dich, zu jeder Zeit seit wir uns kennen, bald gelinder, bald greller herausgestellt. Nicht ich brauche Dich an die unzähligen Auftritte zu erinnern, die seit den frühesten Zeiten sich zwischen uns ereigneten, — denn in Deinem Gedächtnisse leben sie wahrscheinlich lebhafter als in dem Meinigen. Was mich dennoch damals so unwiderstehlich an Dich festband war die Liebe, eine Liebe, die über alle Verschiedenheit hinweg sah, — eine Liebe,

die Du aber nicht theiltest, mindestens gewiß nicht in dem Grade, als sie mich beherrschte. Meinem Drängen auf Vereinigung gabst Du eigentlich nur notgedrungen nach: Du empfandest vielleicht für mich Alles, was Du überhaupt empfinden konntest, — Allein das, worauf es gerade ankam, und womit man jedes Leiden lächelnd erträgt, die unbedingte Liebe, die Liebe, mit der wir den Anderen gerade so lieben und als den lieben, wie und welcher er ist, — diese Liebe konntest Du nicht empfinden, denn Du verstandest mich schon damals nicht, da Du immer von mir annahmest, ich solle ein Anderer sein, als der ich in Wahrheit bin. Seit der Wiedervereinigung nach jener ersten Störung unserer Ehe, leitete Dich gegen mich eigentlich nur noch die Pflicht, — die Pflicht hieß Dich mit mir allen den Kummer tragen, den wir in Paris litten, und noch in Deinem vorletzten Brief nennst Du in Bezug auf jene Zeit nur die Pflicht, — nicht die Liebe. Hättest Du damals wahrhafte Liebe zu mir im Herzen gehabt, so würdest Du Dich nun nie der Ertragung jener Leiden rühmen, sondern in Deinem festen Glauben an mich und das, was ich bin, hättest Du in diesem Leiden eine Nothwendigkeit erkannt, deren man sich um eines Höheren willen fügt, indem man nur dieses Höheren gedenkt, im Bewußtsein dieses Höheren glücklich ist, der niederen Leiden aber darum vergißt. Du — wie Du nun einmal bist — hast nachträglich allerdings aber keinen Ersatz gefunden, — Du siehst immer nur noch das Leiden! . . .

Wenn ich von einem neuen Ärger, von einer neuen Kränkung, von einem neuen Mißlingen, tief verstimmt und erregt nach Hause kam, was spendete mir da dieses mein Weib anstatt des Trostes und erhebender Theilnahme? Vorwürfe, neue Vorwürfe, nichts als Vorwürfe! Häuslich gesinnt, blieb ich dennoch zu Haus, aber endlich nicht mehr um mich auszusprechen, mich mitzuteilen und Stärkung zu empfangen, sondern um zu schweigen, meinen Kummer in mich hineinfressen zu lassen, um — allein zu sein! Dieser ewige Zwang, unter dem ich so lange schon lebte und der mir nie erlaubte nach einer Seite hin mich ganz gehen zu lassen, ohne zu den heftigsten Ausritten zu gelangen, lastete auf mir und zehrte an meiner Gesundheit. Was ist alle körperliche Pflege, die Du mir allerdings reichlich angedeihen ließeest, gegen die notwendige geistige für einen Menschen von meiner inneren Erregtheit! Entsinnt sich wohl meine

Frau, wie sie es einst über sich vermochte, acht Tage lang mich auf dem Krankenbette zu pflegen, kalt und ohne Liebe, weil sie mir eine heftige Äußerung vor meiner Erkrankung nicht vergeben konnte? . . .

. . . Mein ganzes Wesen war Dir feindselig und zuwider: Jeden Augenblick, ach! fast in jeder Bewegung mußte ich etwas tun, was Dir nicht recht war. — Kurz, erst jetzt fühlte ich mich bei Dir grenzenlos allein, weil ich sah, es sei unmöglich Dich für mich zu gewinnen. Um mir nur Ruhe vor Dir zu verschaffen, nahm ich wieder ernstlicher meine Pariser Pläne auf. Der innere Zwang hierzu, der widerliche Kampf gegen meine Überzeugung, die Unmöglichkeit, mich meiner nächsten Umgebung verständlich zu machen, bei ihr Trost, Hilfe und Rat zu finden, — dies alles erzeugte in mir Seelenzustände, die mein körperliches Uebelbefinden nur bedenklich durch hinzutretende Gemütskrankheit verschlimmern konnten. Noch kämpfte ich, ob ich so wirklich nach Paris abreisen wollte: schwach und hinfällig, wie ich war, trat ich am letzten Sonntag vor Dich hin und frug: «Minna, soll ich nicht wenigstens erst noch einen Brief von Belloni abwarten!» Du hattest aber das lange Zögern bald überdrüssig — denn nur von Paris war ja immer bei Dir die Rede gewesen —; auch wolltest Du endlich die Stube scheuern und das Logis reinigen lassen; — kurz — Du verstandest mich Ärmsten auch diesmal nicht, und erwidertest ärgerlich auf meine Frage, sodaß ich, bei Wind und Wetter, matt und krank mich aufmachte, auf der Stelle meinen Platz besorgte und nun allerdings entschieden war, denn ich wußte, welche Existenz ich haben würde, wenn ich bleiben wollte. — . . .

Dein Brief hat nun Alles zerrissen! Unversöhnlich stehst Du da vor mir, — suchst die Ehre da, wo ich fast die Schande erkennen muß, und schämst Dich davor, was mir das Willkommenste ist. . . . Daß Du mich nicht liebst, steht klar und deutlich in jeder Zeile, denn Du spottest selbst über Alles, was ich irgend liebe, selbst über das Du, mit dem ich — meiner inneren Neigung nach — am liebsten Jemand nenne, der mir nicht fremd sein soll. — Was kann nun meine Liebe sein? Nur der Wunsch, Dich für Deine mit mir nutzlos verlebte Jugend, für Deine mit mir überstandenen Drangsale zu belohnen, Dich glücklich zu machen. Kann ich das nur noch hoffen zu erreichen durch mein Zusammenleben mit Dir? — Unmöglich!

Dieser Schrei aus einer genialen Menschenseele, in dem sich alte und neue Qual, Seligkeit und Verzweiflung, Leid um große und auch so schrecklich kleine Dinge mischten, lag nun als denkwürdiger Bekenntnisbrief in Minnas Händen. Selbst der Nachwelt fällt es nicht leicht, hinter der Mischung von Offenheit und Scheu den Kern des jedenfalls großen und bewundernswerten Geistes zu erkennen.

Minna sah nur, daß er vor vier Wochen die frische Schweizer Alpenwelt mit ihr genießen wollte und sich jetzt für alle Zeiten von ihr lossagte. An solchen äußeren Tatsachen blieb ihre Aufmerksamkeit hängen. Die seelische Qual Wagners erkannte sie nicht. Ihre Schmerzensschreie über seine Klagen und Entschlüsse gipfelten in dem einen furchtbaren Satz: «Hat ein genialer Mann das Recht, auch ein Schuft zu sein?»

Zwei Wochen später schrieb Richard noch einmal, und zwar milder und für ihre Zukunft tröstlicher. Er sei im Begriff, nach Marseille zu reisen, wo sein Schiff in das östliche Mittelmeer sofort abgehen werde. Übrigens habe sich – diesmal in London – ein Beschützer gefunden, der ihm ein festes Jahresgehalt zahle und dafür all seine Opern erwerbe. Da dieser Beschützer ein berühmter englischer Advokat sein sollte, war es wohl der schon seit längerer Zeit verstorbene Vater der Jessie Laussot. Die Geschichte von dem festen Gehalt erinnerte auffällig an die Hoffnung auf den Großherzog von Weimar.

Wagner konnte so harmlos an Minna schreiben, weil er nicht wußte, daß sie über alle Vorgänge in Bordeaux genau unterrichtet worden war. Denn unterdessen hatten sich die Fäden noch unheilvoller verstrickt. Jessie mußte ihrer Mutter alles gestehen, denn diese verfügte allein über das Vermögen. Ohne bedeutende Summen ließ sich ihre Flucht mit Wagner natürlich nicht verwirklichen. Madame Taylor sah Jessies Plan als reine Überspanntheit an und war entschlossen, ihr diese Tollheit gründlich auszutreiben. Was Wagner vorhatte, war nach ihrer Meinung nichts als eine plumpe und tausendmal dagewesene Entführungsgeschichte. Darum alarmierte sie ihren Schwiegersohn und, ohne jemandem etwas zu sagen, auch Minna! So wurde ein förmlicher Ring um Wagner geschlossen.

Wie mußte der hartgeprüften Frau in Zürich zumute sein, als sie den langen Trennungsbrief Wagners den wirklichen Gründen ge-

genüberhielt? Hier hatte sie den Beweis in Händen, daß keineswegs ihre Lieblosigkeit allein Richards auffällig raschen Gesinnungswechsel verursacht hatte, sondern sein für Jessie entflammtes Herz. Da hatte er also mit herzlichen Worten um sie geworben, als er längst in den Armen jener Frau lag und das Urtheil über ihre Ehe schon gefällt war. Wer sollte ihm nach diesem schmähhlichen Verrat je wieder ein Wort glauben? Schmerzboll zerrissen rief sie damals aus: «Oh, dieser Richard! Wenn ich sicher wüßte, daß es einen Gott der Gerechtigkeit gäbe, wie würde mich das trösten!»

Wagner hatte unterdessen das Unglücklichste getan, was ihm nur einfallen konnte. Da Minna nun doch einiges aus Bordeaux wußte, beschrieb er ihr noch einmal die Ereignisse der letzten Wochen. Aber er schwächte alles so ab und schilderte das Spiel mit Jessie als so harmlos und unschuldig, daß Minna, die schon genau Bescheid wußte, nur darüber lächeln konnte. Wagner ahnte ja nicht, daß Madame Taylor alles — wahrscheinlich kräftig unterstrichen und übertrieben — an Minna berichtet hatte. Zudem schickte der gute Riez, dem Wagner sein Herz ausschüttete, aus irgendwelchen Gründen dessen Brief ebenfalls an Minna. So machte also Wagner mit seinem «Aufklärungsbrief» an seine Frau das Unheil nur noch schlimmer. Das Durcheinander war vollkommen. Minna hatte jetzt wirklich Grund zur Verzweiflung.

Ihr Herz krampfte sich zusammen. Aber sie war nicht gesonnen, den Kampf aufzugeben. Rasch entschlossen wie stets, wurden die Koffer gepackt: Minna fuhr nach Paris. Drei Nächte und fast drei Tage war sie unterwegs. Richard sollte Rede und Antwort stehen, sollte ihr ins Gesicht sagen, warum er sich plötzlich von seiner alten Lebensgefährtin trennen wollte. Mit dem, was ihr von seiner jüngsten Vergangenheit bekannt war, hoffte sie Herr über ihn zu werden. Auch hatten die Züricher Freunde Baumgartner und Sulzer Briefe mitgegeben. In ihnen wandten sie sich an Wagners gutes Herz und versuchten, ihn wieder klar und besonnen zu machen.

Es war nicht einfach, Wagner in der großen Stadt aufzuspüren. Aber da Minna scharfsinnig vorging, hätte sie sein Versteck in Montmorency bald heraus gehabt.

Da aber beging Wagner eine der härtesten Grausamkeiten seines Lebens. Man muß den Sturm dieser furchtbaren Krise ermessen,

Stehs.
Landes-
Bibl.

Minna Wagner

Die Photographie stammt wahrscheinlich aus der
Dresdner Zeit.

8

Minna Wagner mit dem Hündchen Peps, dem geliebten Freund der Dresdner und Züricher Jahre. Seinen Tod beklagte das Ehepaar Wagner als schmerzlichen Verlust. Das Aquarell stammt von Frau Elementine Stockar-Escher, einer Verehrerin und gleichzeitig der Hauswirtin Wagners.

muß bedenken, wie rettungslos alles in ihm durcheinanderbrauste, um seine Handlungsweise begreifen zu können.

Er ließ sich vor Minna verleugnen.

Er sah ruhig zu, wie sie die weite Reise nach Paris umsonst gemacht hatte. Es war ihm sehr wohl bekannt, wie viel körperliche und seelische Kräfte die schwächliche Minna bei einer tagelangen Postkutschenfahrt opferte. Aber er konnte sie jetzt unter keinen Umständen sehen.

Fricka war im Widdergespann zu Wotan geeilt. Aber Wagner erwies sich weniger streitbar als Wotan. Er stellte sich dem Sturm nicht, sondern zog vor, in «der Berge felsige Klüfte» zu entfliehen.

Riek wurde zum Judas gemacht. Er hatte sich stets besonders gut mit Minna verstanden. Für seine Späße war sie immer dankbar gewesen. Ihre Briefe an ihn trugen bisweilen die Unterschrift: Deine Adoptivmutter. Einmal sprach sie ernsthaft davon, ihn an Sohnes Statt anzunehmen. Und jetzt mußte Riek zu Minna gehen und ihr vorlügen, Wagner sei schon vor ihrer Ankunft aus Paris abgereist. Unbeschreiblich elend fühlte er sich bei diesem Auftrag. Es kam ihm vor, als ob er die Achse wäre, um die alles Unglück der Welt kreise. Doch blieb nichts übrig, als Wagners Willen zu entsprechen.

Minna stand nun mit ihrem übervollen Herzen allein auf dem Pariser Pflaster. Richard, obwohl bei ihrer Ankunft ganz in der Nähe, war ihr unendlich fern, noch ferner sogar als in den Dresdner Wirren. Elf Tage irrte sie in der Weltstadt umher, immer noch in der Hoffnung, irgendeine Spur von ihm zu entdecken. In Wirklichkeit konnte sie Wagner in Paris gar nicht mehr finden, denn er war am Abend ihrer Ankunft abgereist. Auf Umwegen fuhr er an den Genfer See und fand in Villeneuve, am Ende des Sees, eine passende Unterkunft. Dorthin sollten über Frau Ritter in Dresden Nachrichten von Jessie an ihn gelangen.

Trotz aller Aufregung hatte sich Wagner in Montmorency wieder einmal mit der «Lohengrin»-Partitur beschäftigt. Sein Werk regte ihn so an, daß er es augenblicklich Liszt zur Aufführung schickte. Auch jetzt, am Genfer See, überkam ihn trotz aller Abgespanntheit die Lust zum Arbeiten. Das gedankentiefe Vorwort zu «Siegfrieds Tod» entstand. Sofort schickte er es zur Herausgabe nach Leipzig ab. Wie bewundernswert an Wagner, daß er mitten in den entsetzlichsten

und entscheidungsvollsten Aufregungen sich solchen rein künstlerischen Arbeiten hingeben konnte! Hier wirkte eben der eine Strom seines Wesens, dort der andere.

Die Tragödie hatte unterdessen den Höhepunkt überschritten. Es folgte ein fast komödienhaftes Nachspiel, das uns Wagner mit seinem feinen Humor beschrieben hat. Madame Tahlor und Monsieur Laussot hatten der kleinen Jessie gründlich eingeheizt. Das Schlechteste, was Menschenphantasie erdenken konnte, sagten sie Wagner nach. Allerlei Mißverständnisse wurden künstlich wachgehalten. Angeblich hatte Wagner einmal gesagt, er sei mit Minna gar nicht richtig getraut. In Wirklichkeit hatte er nur von seiner seltsamen Trauung in Königsberg erzählt. Als Familie Laussot deswegen heimlich bei Minna anfragte, loderte auf beiden Seiten ein wahres Höllenfeuer empor. Bei Jessie entlarvte sich Wagner damit als Lügner, der sie womöglich zu einer Zweitehe verlocken wollte. Minna ist trotz unzähliger Aufklärungsversuche Wagners bis an ihr Lebensende in den Gedanken verrannt gewesen, er habe damit die Gültigkeit ihrer Ehe anzweifeln wollen. Die Ränke der Madame Tahlor waren teuflisch gut gesponnen.

Jessie mußte ihrer Mutter und ihrem Mann versprechen, wenigstens ein Jahr vergehen zu lassen und alle weiteren Entschlüsse über ihre Ehe bis dahin zu vertagen. Dies theilte sie Wagner über Frau Ritter nach Billeneuve mit. Außerdem schrieb sie, ihr Gatte sei rasend und habe gedroht, Wagner überall zu suchen, um ihm eine Kugel durch den Kopf zu jagen.

Den möglichen Vorwurf der Feigheit wollte Wagner unter keinen Umständen auf sich sitzen lassen. Darum antwortete er auf diese Drohung, wie es Laussot wohl nicht erwartet hatte. Er schrieb ihm, nicht begreifen zu können, wie ein Mann eine Frau zu bleiben zwingen, die nichts mehr mit ihm zu tun haben wolle. Außerdem reise er augenblicklich nach Bordeaux, um sich ihm dort zu stellen. Sofort nach seiner Ankunft werde Laussot die Anschrift seines Hotels erfahren. Wagner wolle sich vierundzwanzig Stunden lang zu seiner Verfügung halten.

Gesagt, getan! Obwohl Wagner weder genügend Geld noch einen gültigen Paß besaß, setzte er sich sofort in die Postkutsche, um nun wieder von Genf nach Bordeaux zu fahren. Nur mit lästigen Schwie-

rigkeiten ließ man ihn über die Grenze. Während der Fahrt stiegen Todesgedanken in Wagner auf. Nachdem ihn die Postkutsche drei Tage und zwei Nächte lang durchgerüttelt hatte, kam er in Bordeaux beim ersten Morgengrauen an. Gleich einem Sinnbild von dem, was nach seiner Meinung nun kommen mußte, wurde die Nacht vom Schein eines Großfeuers erhellt.

Wagner übermittelte Laussot den Namen seines Hotels und wartete auf das Erscheinen des rasenden Ehemanns. Stunde um Stunde verging. Am Abend erschien — zwar nicht Laussot, aber ein Polizeibeamter, dem Wagner zu folgen hatte. Daß er keinen gültigen Paß besaß, entschuldigte Wagner mit «dringenden Familienangelegenheiten»! Gerade wegen dieser Familienangelegenheiten, so wurde ihm mitgeteilt, habe er Bordeaux sofort zu verlassen.

Schließlich wurden ihm wenigstens zwei Tage für seine Erholung zugestanden. Unglück konnte er ja nicht anrichten, weil die Familie Laussot in unbekannter Richtung aufs Land verreist war. Der tobende Weinhändler hatte zum Duell oder gar zum angedrohten Mord natürlich nicht den Mut gefunden. Die Polizei herbeizuholen und mit ihr Wagner so schnell wie möglich aus Bordeaux zu vertreiben, war ihm sicherer und ungefährlicher erschienen.

Diese jämmerliche Feigheit gab Wagner die Kraft zur Überwindung. Er schrieb einen langen Brief an Jessie. Ehe sie sich nicht von diesen schmachvollen Fesseln befreit habe, könne er nicht mehr mit ihr verkehren. Was sei das für ein Ehemann, der die Ehre seiner Frau von der Polizei bewachen ließe!

Es fragte sich nur, wie er diesen Brief in Jessies Hände gelangen lassen konnte. Da ihm bekannt wurde, daß Laussots noch eine Zeitlang auf dem Lande blieben, ging Wagner an ihr Haus und klingelte. Die Tür sprang auf. Er wartete eine Weile. Niemand erschien. Schließlich ging er ins Haus, stieg die Treppen hinauf und wanderte wie ein E. T. A. Hoffmannscher Geist von Zimmer zu Zimmer. Alles war leer. Kein Mensch zu sehen. Am Nähtischchen, wo sie sich oft gegenüber gesessen hatten, blieb Wagner stehen, zog seinen Brief aus der Tasche und legte ihn in Jessies Arbeitskörbchen. Irgendwann einmal würde er sicher in ihre Hände fallen. Dann sollten Reuetränen der Lohn für ihre Zagheit sein. Hier sah Wagner vermutlich falsch in die Zukunft, denn Jessie hat diesen Brief wohl nie erhalten.

Nun verließ er das Haus ebenso geisterhaft, wie er es betreten hatte. Das Abenteuer mit Jessie war beendet.

Jessie Laussot warf später ihre unerträglich gewordenen Ehefesseln ab und heiratete einen feinsinnigen Kunstgelehrten. Nach Jahrzehnten sahen sich Wagner und Jessie in Italien für ein paar Stunden wieder. An ihr Liebesabenteuer wollte Jessie nie erinnert werden, und sie hat auch zu keinem Menschen darüber gesprochen. Aus ihren späteren Briefen und aus Zeugnissen vieler bedeutender Männer wissen wir, daß sie eine geistig ungewöhnlich tief veranlagte Natur war. Im Kranz der großen Frauen um Wagner gebührt ihr trotz ihres mangelnden Vertrauens zu Wagner in jener frühen Liebesbegegnung einer der ersten Plätze.

Im strahlenden Frühlingsglanz verließ Wagner Bordeaux, sah sich Lyon noch etwas an und kehrte dann an den Genfer See zurück. Jetzt war ihm wohler als bei der Hinfahrt. Wieder bewährte sich seine Gabe, das Unerreichbare von sich zu werfen und zu vergessen. Vor der Freundin Frau Ritter rechtfertigte er sich noch einmal in einem endlosen Briefe. Dann machte ihm Jessie Laussot keine Herzensnot mehr.

Griechenland und der Orient, denen er schon so nahe gewesen war, verwandelten sich in eine Fata Morgana. Erstens tat ihm nach all den Aufregungen Erholung not. Zweitens meldeten sich wieder Geldsorgen, denn nun verbot die Ehre, von Familie Laussot Rente anzunehmen. Auch waren die vor kurzem noch so gepriesenen Freunde wohl kaum noch gesonnen, einen einzigen Sou herzugeben. Und was sollte er drittens ohne Jessie in Griechenland oder im Orient?

War es Zufall, daß Wagner in diesen Tagen die «Odyssee» las? Jedenfalls glich er dem Weltensfahrer Odysseus. Gleich ihm war Richard Wagner nun entschlossen, zu seiner Penelope zurückzukehren. Minna ähnelte dieser ehrwürdigen Sagengestalt wirklich in manchem. Zwar hatte sie in der Zeit seiner Abwesenheit nicht gerade Teppiche gewirkt. Aber als ihr Held im Trojanischen Krieg weilte, ließ sie sich die Huldigungen eines Bewunderers aus Dresden recht gern gefallen. Sogar ein Heiratsantrag war ihr ins Haus geflattert, für den Fall nämlich, daß Wagner irgendwo im Orient verlorenging. Sie hatte vorerst nicht die Absicht, ihn anzunehmen. Aber diese Umwerbung tat ihr doch recht wohl. Sie mußte also im-

mer noch reizvoll sein. Wie schade, daß es Richard nicht hörte. Dann wäre er gewiß wieder so eifersüchtig wie vor fünfzehn Jahren in Rudolstadt. Diese kleine Weibcheneitelkeit stach freilich um Welten von der rauschhaften Entzückung Wagners und von seinen fast mythischen Träumen ab, mit Jessie in ein überirdisches Reich seligster Liebe einzugehen.

Glich Minna auch im Teppichwirken nicht der Penelope, so tat sie doch das Klügste, was eine Frau, die von Wagners Lebensgewohnheiten wußte, überhaupt tun konnte: sie richtete die neue Wohnung draußen in der Vorstadt Zürich-Enge mit aller Sorgfalt ein und wartete nun geduldig auf ihren Weltenfahrer. Sie wußte, daß er einmal kommen würde.

Wagner erhielt klägliche Nachrichten von Jessie. Natürlich hatte sie nicht an ihn, sondern an seinen Freund Karl Ritter geschrieben, mit dem Wagner wieder zusammenlebte. Die frühere Entschlußkraft war verflogen. Allen Einflüsterungen über Wagners Schlechtigkeit hatte sie endlich Gehör geschenkt. Wagner sah den stolzen Bau, den Jessies Liebe errichten wollte, erbärmlich zusammenstürzen. Aber Jessie urteilte er nun so:

26. Juni 1850

... Sie entsinnen sich nun von unseren Unterredungen in Billeneubeher, wie ich Ihnen vollkommen beistimmte in Ihrer Ansicht, daß für Jessie jetzt wenig oder gar nichts von außen zu tun sei, — daß nur sie selbst sich helfen könnte, und zwar einzig dadurch, daß sie mit unerschütterlicher Ausdauer und Kraft alle Spiele vereitele, die jetzt sehr erklärlicherweise von ihrer Umgebung gegen ihre Empfindung für mich losgelassen werden würden. — Nun denn, die einzige Kraft, die ihr helfen konnte, hat sie verlassen und verraten, — die Kraft ihrer Liebe! Sie ist sich selbst verloren, denn — sie ist schwach!! Das Weib, das mir Erlösung bringen wollte, hat sich als Kind bewährt! — Verzeiht mir — aber ich kann nicht anders, als sie bejammernswert finden! ...

Außerdem teilte Jessie mit, daß sie alle Briefe von Wagners Hand ungelesen ins Feuer werfen würde. Da war allerdings jedes Wort vergebens.

Um die Stimmung seiner Frau zu erkunden, schickte Wagner Freund

Ritter nach Zürich hinüber. Minna rühmte sich in einem Briefe an eine Freundin, so geantwortet zu haben: Wenn er sich rechtfertigen könne und kein Schuft sei, solle er kommen. Sie werde dann überlegen, was zu tun sei. Vielleicht war sie aber doch nicht so streng gewesen, denn Ritter hatte ihre Worte ermunternd ausgelegt. Jedenfalls hörte Wagner aus seiner Erklärung heraus, daß sie Ritter freundlich aufgenommen hatte, mild gewesen war und versichert hatte, daß sie sich freuen würde, wenn er zurückkehre. Ritter meinte noch, daß Minna und Wagners Freundeskreis in Zürich doch vernünftiger Menschen seien als diese überspannten Engländerinnen. Wagner hörte das gern. An Jessie und den Freunden in Bordeaux empörte ihn nichts so, als daß sie Minna überflüssigerweise in den Sturm hineingezogen hatten. Diese Qualen hätten seiner armen Frau erspart werden können. Das Mitleid mit ihr überwog jetzt alles andere. Wagner trug sich in diesen Wochen übrigens mit dem Plan einer Schrift über das Genie, und zwar über das gemeinsame und einsame Genie.

Der Besuch seiner Freundin, Frau Ritter aus Dresden, hatte ihn herzlich erfreut. Nach ihrer Abreise zog Wagner mit ihrem Sohn Karl nach Thun. Von dort aus erfolgte Ritters Besuch bei Minna. Am Tage, nachdem Karl Ritter aus Zürich zurückgekehrt war, reiste Wagner mit ihm von Thun ab. Er freute sich auf das Wiedersehen mit Minna.

Rund ein halbes Jahr waren die Ehegatten getrennt gewesen. Nun begann für sie ein neues Zusammenleben. Noch erwiesen sich diese beiden Menschen als zwei Kräfte, die nicht voneinander lassen konnten und sich schicksalhaft nach jeder Trennung wieder anzogen. Trotz allem, was sie immer mehr entfremdete, ließ sich das Band zwischen ihnen noch nicht sprengen. Es schien im Gegenteile jetzt fester zusammengeschweißt denn je. Wagner wollte nichts anderes und wußte nichts anderes, als daß er nun wieder ganz bei Minna weilte. In Wahrheit wirkten die Kräfte der Trennung aber weiter, so wenig dies im Augenblicke erkennbar war.

Wagner lachte jetzt beinahe über die Wirrnisse der letzten Wochen. In einem Brief an Riek spaßte er, nun doch ohne Pferdeschwanz und Turban nach Hause gekommen zu sein. Riek hielt dieses Scherzchen in einer Spottzeichnung fest. In Wahrheit sah es in Wagners

Herzen ernster aus. Einige Tage nach dem glücklichen Ausgang seines Abenteuers schrieb er an die Dresdner Freundin Frau Ritter:

10. Juli 1850

... Wie ich Ihnen schon früher sagte, bestätigt es sich vollkommen, daß die Liebe meiner Frau zu mir stärker und unbedingter war als ihr Zweifel und Irrtum über mein Wesen: sie hat ihr nach den letzten Erfahrungen die Kraft gegeben, mir unbedingt zu glauben — selbst da, wo sie mich nie verstand. Noch mehr: sie konnte nicht anders, als alles von Bordeaux über mich ihr Zugebrachte für wahr zu halten — und dennoch nur einen Wunsch hegen, — daß ich zu ihr zurückkehren möchte, weil sie nun bis auf das Mark ihrer Seele sich bewußt worden war, daß sie ohne mich nicht mehr leben könnte. Unterstützung meinerseits hätte sie nie anders als aus meiner Hand angenommen. —

Sie ist mir in dieser Stärke ihrer Liebe, wie sie in dieser entscheidenden Katastrophe — über allen Zweifel und Irrtum siegreich, in ihr zum Bewußtsein gekommen ist, eine völlig neue — und von meiner früheren Frau verschiedene Erscheinung. Ich mußte so erfahren, was ich ihr bin, und konnte so nicht einen Augenblick anstehen, ihr dies wirklich sein zu wollen ...

Und an Freund Uhlig schrieb er:

27. Juli 1850

... Ich habe eine neue Frau bekommen, ist sie auch schon in allem die Alte geblieben, so weiß ich doch jetzt von ihr, daß sie — möge nun mit mir vorgehen und geschehen, was da wolle, — mir bis zum Tode zur Seite stehen wird. Ich für meinen Teil dachte wahrlich nicht, sie etwa nur zu prüfen: wie sich aber die Ereignisse gewendet haben, hat sie eine Feuerprobe durchgemacht, wie sie alle bestehen müssen, die heutzutage mit dem Bewußtsein an der Seite solcher stehen wollen, die die Zukunft erkennen und auf sie lossteuern ...

Minna schrieb indessen an ihre Freundin Mathilde Schiffner:

2. August 1850

... Denken Sie sich, meine liebe Mathilde, daß Richard seit dem 4. Juli unerwartet zu mir zurückgekehrt ist. Ich glaubte ihn wirklich seit längerer Zeit in dem Orient. Statt dessen hatte er sich seit zwei

Monaten in der Schweiz in meiner Nähe herumgetrieben, da er sich doch nicht gleich zu mir getraut, weil ich von allem, was vorgefallen, unterrichtet sein könnte . . . Er kam, rechtfertigte sich, so gut er konnte. Ich, eine schwache Frau, die ihn doch immer noch liebt, habe ihm verziehen, doch gewiß, zu Ihnen gesagt, meine liebe Freundin, vergessen kann und werde ich es nie! Er kann das nicht wieder gutmachen, was er mir für namenlosen Kummer verursacht hat. Gott möge es ihm verzeihen, wie ich es getan. . . . Im Grund tue ich unrecht, jene Person [Jessie Laussot] zu hassen. Am Ende hat er doch nur allein die Schuld. Ein Mann muß stark sein. Was wäre nicht aus mir geworden, wenn ich nicht stärker jeder Zeit gewesen wäre als er! Wir aber heißen das schwächere Geschlecht, welch ein Irrtum!

Sie sind durchaus nicht verpflichtet, meine herzige Freundin, W.s Abscheulichkeit gegen mich in Abrede zu stellen, da es durchaus kein so großes Geheimnis ist, wie ich aus Briefen erfahren mußte. Die Leute mögen wissen, daß ich auch diese harte Prüfung erfahren mußte, daß also die Männer die schwachen sind, nicht die Frauen. Was gab ich darum, wenn dieser Makel nicht auf Richard ruhte. Alles ist mir nichts, was er getan, aber mein Vertrauen ist weg, trotzdem er mich fast auf Händen trägt. Man ist schon zu lang verheiratet, sonst — — . . .

25

Nun begannen wieder Jahre des leidlichen Zusammenlebens. Die neue Wohnung lag reizend. «Zum Abendstern» hieß ihr Haus. Wagners Freunde taufte es allerdings in «Villa Rienzi» um. «Villa» war wohl eine arge Übertreibung, denn in Wirklichkeit hausten sie dort recht bescheiden. Aber Wagner konnte sich zumindest in der ersten Zeit vor Begeisterung kaum fassen: «. . . nach meiner Wahl möchte ich in der ganzen weiten Welt nicht anderswo leben als hier. Wir haben eine höchst angenehme Wohnung am See, mit den herrlichsten Aussichten, Garten u.s.w. Im Hausroß gehe ich hinunter und bade mich im See. Ein Boot ist da, auf dem wir uns selbst fahren. Dazu ein vortrefflicher Schlag Menschen, Teilnahme, Gefälligkeit, ja rührendste Dienstbeflissenheit, wohin wir uns nur wen-

den . . . Alles ist froh, daß ich nur da bin . . . Ach, was kommt ihr mir dort unglücklich und bedauernswert vor!»

Wagner erholte sich bald von all den Aufregungen. Minna spürte den Schaden nachhaltiger. Ihr zweifellos angeborenes Herzleiden hatte sich in den vergangenen Wochen und Monaten arg verschlimmert. Seit dem Sommer 1850 war sie eine franke Frau. Bei der Art ihres Leidens blieb jede Hoffnung auf Besserung ausgeschlossen. Im günstigsten Fall ließ sich ein Stillstand des Übels erreichen.

Allerdings quälte sie nicht nur das körperliche Leiden. Schlimmer war die seelische Folter, wenn sie wohl zum Teil auch aus jenem hervorging. Die Angst, Richard zu verlieren, wollte seit dem letzten Erlebnis nicht mehr von ihr weichen. Minna hatte das Vertrauen verloren und umschlich ihren Gatten von nun an wie das Raubtier seine Beute. Alle Dinge der Welt betrachtete sie von diesem Mittelpunkt aus. Bestärkte dies und jenes ihren Verdacht? War anderes etwa eine neue Finte Wagners? Sprach er mit dieser oder jener Frau nicht öfter und länger, als es nötig war? Angst, Mißtrauen, Verdacht und andere Teufel umklammerten sie tausendfach.

Wagner spürte wohl, daß er dies Elend mitverursacht hatte. Darum wollte er auch mithelfen, es zu heilen. Minna brauchte zu ihrer Genesung Ruhe, vollkommene Ruhe. Keine Aufregung sollte an sie herankommen. Durch doppelte Liebenswürdigkeit versuchte Wagner, seine Frau freundlich zu stimmen. Er meinte, daß sich ihr körperliches Leiden nur bei einer gesunden Seele, und das bedeutete: bei einem einträchtigen Leben mit ihm, heilen lasse.

Sein rührendes Herz kam auf immer neue Einfälle. Minna hatte zum Beispiel bei ihrem Weggang von Dresden alles Silberzeug aufs Leihhaus gebracht und den Leihhauschein ihren Eltern übergeben. Nun bat Wagner seine mütterliche Freundin, Frau Ritter, um die Auslösung des Silberzeuges. Das war eigentlich Luxus, den sie sich nicht leisten konnten. Aber Wagner wollte mit solchen Liebesbeweisen Minnas Herz beruhigen. An ihrer Versöhnung und Wiedergewinnung war ihm jetzt alles gelegen. Wieder bekam sie schöne Kleider. Wagner empfahl ihr, sich ja nicht anzustrengen und sich keine Erleichterung zu versagen. Was er an Freundlichkeiten ersinnen konnte, wurde ihr zuteil. All seine Bemühungen konnten

aber nicht verhindern, daß sich von Zeit zu Zeit ihre alten Zweifel wieder einstellten. Zank und Streit waren dann die Folge.

Wagner war jetzt immer schon von vornherein schwachmatt gesetzt. Minnas häufige Ohnmachtsanfälle brauchten seit je nicht allzu ernst genommen zu werden. Aber ihr krankes Herz konnte plötzlich stehenbleiben. Darum mußte er alles über sich ergehen lassen, was ihren oft absonderlichen Launen einfiel. Er wurde immer geduldiger. Der feurige Liebhaber, schon früher zum braven Ehemann gewandelt, wurde nun fürsorgender Freund und Lebenskamerad. Daß er nicht immer den nötigen Gleichmut aufbrachte, ist bei ihm, der eben das gigantische Werk des «Nibelungenringes» schuf, nicht zu verwundern. Sicherlich war er oft aufbrausend, erregt, hitzig, unbeherrscht, launisch, mißmutig, verzagt und überlebensschäftlich. Minna hatte dann gewiß allerlei auszuhalten. Aber während er hier den letzten Fragen des Werdens und Vergehens nachgrübelte, sollte er sich dort dem engen Blickwinkel Minnas anpassen. Welch ein Schritt von der großen Welt Siegfrieds und Brünhildens zu dem Umgang mit Minna, die ihm als Mensch nicht traute und ihn als Künstler nicht verstand. Hier lebte er außer der Welt in kühnen Reichen der Phantasie. Dort packten ihn allerweltlichste Dinge mit bohrender Kleinlichkeit. Wie sollte sein Ich da immer die rechten Übergänge finden? Welch Wunder, daß er bei dieser Arbeit nicht überhaupt seine Alltagsketten rücksichtslos sprengte. Aber hier stand sein Wille, der armen Minna die geschlagenen Wunden auszuheilen. Dort fühlte er sich von ihren Hausfrauentugenden und ihrer Fürsorglichkeit angezogen.

An dem Streit war oft Natalie, Minnas uneheliche Tochter, schuld, die wieder bei ihnen lebte. Dies Mädchen verbrachte eine unselige Jugend. Sie hatte zwei Mütter und war doch eigentlich niemandes rechtmäßige Tochter. Ihr angeblicher Vater, in Wirklichkeit ihr Großvater, dämmerte mit seinen wirren Gedanken dahin und wurde von der ärmlichen Familie mit Not und Mühe durchgeschleppt, bis den Hochbetagten 1855 endlich der Tod erlöste. Wenige Monate darauf starb auch seine Frau, Minnas Mutter. Natalie hatte nie die rechte Führung eines älteren Menschen von ihrem Blut gespürt. Wie kam sie dazu, sich von ihrer Schwester Minna befehlen zu lassen? Wer hatte dieser Mutterrechte gegeben?

Mit dem Schulbesuch wurde es nichts Rechtes. Einmal lebte Natalie in Dresden, dann in Riga, in Paris, wieder in Dresden, nun in Zürich, und so ging es weiter. Darum hatte sie auch nichts Ordentliches gelernt. Ihre Tätigkeit als kleine Angestellte in einem Hotel dauerte nicht lange. Dann wollte Natalie plötzlich Kindermädchen werden. Später führte sie einem Onkel in Zwickau eine Zeitlang die Wirtschaft. Ihre wahrscheinlich recht mangelhaften Kenntnisse auf dem Klavier setzte sie bisweilen in Klavierunterricht um. Allerdings wurden ihr für eine Stunde nur — 5 Pfennige bezahlt! Und nicht einmal bei diesem Preis kamen genügend Schüler.

Viele Jahre später hat Natalie in einem Brief an Wagners Schwester Cäcilie Abenarius ihr bedrücktes Herz einmal ausgeschüttet. Schon äußerlich berührt seltsam, wie sehr ihre Schrift der ihrer Mutter gleicht. Auch Minnas überaus merkwürdige Zeichensetzung und manches andere vererbte sich auf die Tochter. Nataliens Worte verraten, daß sie durchaus nicht so beschränkt war, wie alle Welt glaubte. Ihren anklagenden Geständnissen wird niemand das menschliche Mitgefühl versagen:

30. März 1867

... Ein oft gebrauchter, geistlicher Trostspruch, wenn man eben nicht helfen will, und doch sich veranlaßt findet, einen beruhigenden Trost oder tröstliche Beruhigung zu geben, ist das zu sagen: «Wen Gott liebt, den züchtigt er.» Nun, wenn das an dem ist, so hat mich, seitdem ich der Schule entwachsen, der liebe Gott zu seinem Benjamin ausersiehen auf dieser Erde. Wieviel Kränkendes, wieviel Härte und Zurücksetzungen hat das Leben nicht schon auf mich einstürmen lassen. Meine ganze Jugend ist mir damit zerstört und vernichtet worden, doch das nicht allein, auch jedes Vertrauen, zu mir und anderen, auch jeder Glaube, jede Zuversicht, auch Menschenliebe wurde mir mit strenger, kalter Hand aus der Seele gerissen. Ich hatte, weit entfernt von meiner guten, alten ehrwürdigen Mutter [in Wahrheit ihrer Großmutter!], im fremden Land niemanden, dem ich mich, mit dem vollen Vertrauen der Jugend so ganz recht innig und liebend angeschlossen hätte. Streng und kalt wurde ich zurückgewiesen, mit der größten Strenge, ohne Rücksicht, schwer gezüchtigt und bespöttelt. Wie viele heiße, brennende Tränen habe ich oft im Geheimen deshalb vergossen, wenn ich nachts allein war und es nie-

mand sah. So wurde ich um meine Jugend betrogen, da ich mir keine jugendlich heitere Bewegung, kein Wort erlauben durfte, was nicht unter vier Augen alsdann streng als ein unverzeihliches Vergehen oder eine ausgesuchte Albernheit bestraft worden wäre, während von andern diese bevorzugt wurde, selbst das Ungezogenste schön und witzig zu finden. In wie harten Worten wurde es mir bei tausend Gelegenheiten recht rücksichtslos und kränkend vorgehalten, daß Gott das Äußere meiner Person so stiefmütterlich bedacht; wie schmerzlich weh mir solche Vorwürfe oft getan und wie viel Tränen es mir erpreßt, ist nicht zu sagen. Glauben Sie mir, teure, hochverehrte Frau, solche Kränkungen und Demütigungen, solch strenge kalte Lieblosigkeit, Nachsichtslosigkeit, vermag scheinbar ein ganz anderes Wesen aus uns zu machen, als man in Wahrheit ist. Man wird, ohne daß man es selbst will, zurückhaltend und verschlossen. An Stelle der Liebe tritt knechtische Furcht, in jeder Miene und Bewegung, bei jedem Wort ist man linkisch, plump und dumm und wird sich und andern zur Unnatur, wodurch man andern einen abschreckenden Eindruck macht. Doch wie gut ist es am Ende doch für mich gewesen, daß ich statt der Liebe mein ganzes Leben lang nur die härteste, schmerzlichste Lieblosigkeit habe kennengelernt. Wie würde ich jetzt meine Verlassenheit und Alleinstehen ertragen können, wäre ich an eine gütige, liebevolle Behandlung und Liebe und Vertrauen gewöhnt. Gottes Weisheit weiß es schon alles so einzurichten, daß wir die Bürden des Lebens, die es uns auferlegt, tragen lernen . . .

Natalie wußte also selbst nach Minnas Tode nicht, daß dies ihre Mutter gewesen war, und hat es nie erfahren. Ihre Briefe an die Großmutter in Dresden trugen die Überschrift «Liebe Mutter!» Wenn die ihr widerschrrieb, stand darunter «Deine Mutter». Wie sollte sich da dies arme, von niemandem gewollte Geschöpf, dessen Blut so in die Irre geführt wurde, in der Umgebung von lauter leidenschaftlich-heftigen Menschen zurechtfinden! Kein Wunder, wenn sie öfters Verwirrungen anstiftete. Wer ewig bedroht wird, muß schließlich zum Peiniger seiner Bedroher werden.

Vielleicht war Minna so hart gegen sie, weil ihre Muttergefühle die Tochter nie an sich reißen durften. Starb ihr Gefühl ab, weil sie

es nie äußern durfte? Berechtigt ist aber auch unser Verdacht, daß sie überhaupt keine Muttergefühle besaß. In vielen der etwa hundert Briefen, die wir von Minna noch besitzen, spricht sie auch über Natalie. Immer sind es häßliche Schimpfereien. Natalie sei faul, dumm, träge, unwillig, frech, schmutzig, verlogen, gefräßig usw. Niemals findet sich auch nur die Spur einer zarten Regung. Natalie war ihr nicht mehr als einer der lästigen Dienstboten, die lebenslänglich durchgeschleppt werden mußten. Minna Wagner hat damit vielleicht den dunkelsten Flecken ihres Herzens enthüllt.

Wagner sah die unglückliche Natalie, die nun schon in der Mitte der zwanziger Jahre stand, Tag für Tag vor sich. Immer wieder kam ihm der Gedanke: warum hatte Minna ein Kind vor ihrer Ehe geboren? Warum blieben sie aber selbst kinderlos? Er war hungrig nach fröhlichem Kinderlachen. Ein lebendiges Wesen zwischen ihnen hätte gewiß viel Trennendes überbrückt.

Trost, aber welch ungenügenden Trost, mußten wieder die Haustiere bringen. Peps ging mit seinem Herrn spazieren oder lag ihm getreu zu Füßen. Papo flatterte auf dem Schreibtisch umher und brachte alle Papiere in Unordnung. Es war eine Freude, was das Tierchen im Singen für Fortschritte machte.

Während Wagner an einer großen Abhandlung schrieb, erkrankte Papo. Ehe er einen Tierarzt holen konnte, starb der liebe Hausgenosse. Eines Tages lag sein kleiner Leichnam am Boden. Minna und Richard waren untröstlich. Sie hatten rührend an dem Tier gehangen. Das gemeinsame Leid führte ihre Herzen zueinander.

Ein paar schöne Tage verbrachte das Ehepaar Wagner Ende August 1850. Am 28. August sollte der «Lohengrin» in Weimar zum erstenmal erklingen. Sein Schöpfer durfte nicht dabei sein. So wollte Wagner sich und Minna an diesem Tage wenigstens sonst etwas Schönes gönnen. Sie wollten den Rigi besteigen. Am 26. August fuhren sie von Zürich. Beim Aufstieg spürte Minna, daß ihr Herz keinen Anstrengungen mehr gewachsen war. In Briefen an die Freundin gestand sie, welche Mühe ihr diese Besteigung gekostet hatte. Auf dem Gipfel hatten sie ein überaus seltsames Erlebnis, das Natalie später einmal erzählte. In der Stunde des Abendschimmers war Richard Wagner dicht an den Abgrund getreten. Minna stand im Hotel. Plötzlich sah sie, wie Richards Bild

riesengroß am Horizont erschien. Es war eine Erscheinung, wie sie Wagner am Ende des «Holländers» für den bleichen Seemann und Senta wünschte. Wir kennen diese seltsame Himmelspiegelung unter dem Namen «Das Brodengespenst».

Am 28. August weilte das Ehepaar in Luzern, und zwar im Gasthof «Zum Schwan». Hatte Wagner diesen Gasthof mit Absicht gewählt oder war es Zufall, daß er den Tag, da seine Tragödie um den Schwanenritter zum erstenmal vor die Welt trat, im Gasthof «Zum Schwan» verbrachte? Hier saß er nun, von leidenschaftlicher Spannung gefoltert, legte die Uhr vor sich auf den Tisch und verfolgte in Gedanken die Weimarer Aufführung. Jetzt mußte das Vorspiel erklingen, jetzt der Vorhang sich heben, Elsas Auftritt, das Mahen des Schwanes . . . Auch den zweiten und dritten Akt erlebte er so mit. Sein tragisches Schicksal glich in einem anderen Sinne dem Beethovens. Beide durften ihr Werk nicht hören. Freilich sprach dort die Fügung des Schicksals, während hier nur Menschenwille bestimmte.

Minna war mit den Gedanken nicht recht bei der Sache. Sie kannte «Lohengrin» noch nicht und konnte sich darum nichts vorstellen. So wurde Wagner diese feierliche Stunde ein wenig verdorben:

«Es war immer etwas Not, Mißbehagen und Verstimmung bei allen solchen Versuchen meinerseits, in Gemeinschaft mit meiner Frau gemüthlich erregte Stunden zu veranlassen . . .» (Mein Leben.)

Übrigens narrete auch ihn eine Täuschung. Nach seiner Rechnung mußte der «Lohengrin» in drei Stunden zu Ende sein. Gegen neun Uhr stellte er sich also vor, wie jetzt der Vorhang zum letzten Male niedergehen werde. In Wirklichkeit spielte die Weimarer Aufführung bis gegen elf Uhr.

Der Züricher Freundeskreis wurde bisweilen durch Besuch aus Deutschland erweitert. Auch der etwas sonderbare Karl Ritter tauchte wieder auf. Leider bewährte er sich bei der praktischen Kapellmeistertätigkeit am Züricher Stadttheater so wenig, daß sein Freund Hans von Bülow für ihn einspringen mußte. Bülow war gerade von zu Hause fortgelaufen, um von Wagner auf die musikalische Tätigkeit vorbereitet zu werden.

Einer der liebsten Besucher war der junge Musiker Theodor Uhlig aus Dresden. Minna erschien er wie ein Engel. Seine blauen

Augen und blonden Haare erinnerten an den damaligen König Friedrich August von Sachsen. Nach einem Gerücht sollte Uhlig dessen natürlicher Sohn sein. Minna war über Uhligs Besuch beglückt, weil er Luft aus Dresden, aus ihrer Heimat, mitbrachte. Tausend Kleinigkeiten von dort wollte sie von ihm wissen.

Nach einem Jahr freundlichen Zusammenlebens mit Minna stellten sich bei Wagner allerlei Krankheiten ein. Er war damals von der Wasserheilkur überzeugt und peinigte alle ihm nahestehenden Menschen mit der Anpreisung dieses Verfahrens. Wer sich nicht gleich ihm mit Leidenschaft dieser Roszkur unterwarf, galt als Verräter. Daß Wagner nach Albisbrunn zur Kur gehen wollte, erfüllte Minna mit schwermütigen Gedanken. War dies nicht nur ein Vorwand, um sie für immer zu verlassen? Konnte dort nicht eine neue Jessie auftauchen? Wagner mußte lange reden, bis sich Minna beruhigte.

Es gab nichts Besseres, um sie abzulenken und ihre Zustimmung zu gewinnen, als eine anregende Tätigkeit. Das Nächstliegende war wieder die Einrichtung einer neuen Wohnung. Draußen in Zürich-Enge hatten sie zwar die herrlich-freie Natur, leider aber war die innere Stadt allzu weit entfernt. Das erschwerte jeden Verkehr. Obwohl sich Wagner vom täglichen Blick über den See immer wieder entzücken ließ, bezogen sie wieder eine Stadtwohnung, und zwar in den sogenannten Escherhäusern am Zeltweg. Minna besorgte den Umzug auch diesmal allein, denn Wagner setzte seine Kur bis kurz vor den fünfzehnten Hochzeitstag am 24. November 1851 fort. Diesen Tag wollte er unter allen Umständen mit Minna zusammen verleben.

Im übrigen hatte diese wahnsinnige Kur nur die eine unbestrittene Wirkung, seine Gesundheit für Jahre hinaus verdorben zu haben. Aber zunächst setzte er sie auch zu Hause fort. In aller Herrgottsfrühe, wenn es draußen noch stockfinster war, begannen kalte Waschungen, Packungen und der anschließende Spaziergang. Minna atmete auf, wenn sie ihm endlich mit der Laterne aus dem Haus hinausgeleuchtet hatte. Den ganzen Tag über dauerte die Kur an. Allein die Vorbereitungen für ein Bad am Morgen und eines am Abend machten ihr endlose Plagereien. Aber bei diesen Hilfeleistungen war sie unendlich geduldig.

Im nächsten Jahr — 1852 — gingen die beiden freiwillig Verbannten zusammen aufs Land. Nicht weit von ihrer Wohnung lag auf den Züricher Bergen das Rinderknechtsche Gut. Dort konnte Wagner in herrlichem Maienschimmer seinen 39. Geburtstag feiern. Der weite Blick über das Land bis zu den Alpen hin gab ihm Schwung zur Arbeit. So vollendete er dort die Dichtung der «Walhüre». Mit Brünhildens und Wotans schmerzvollem Abschied wurde der erste Abend der Trilogie beschlossen.

Die Hoffnung, Minna mit dem Aufenthalt einen Gefallen zu tun, trog allerdings. Sie klagte ihrer Freundin:

12. Juli 1852

... Durch meine Mutter werden Sie erfahren haben, daß es meinem Gatten in den Kopf kam, plötzlich auf das Land zu ziehen. Wie gern ich in meiner kleinen Häuslichkeit geblieben wäre und Sie bei mir empfangen, brauche ich Ihnen wohl nicht erst zu versichern, denn oft genug sprach ich meine Sehnsucht nach Ihnen aus! Hier ist es unausstehlich. Eine Sonnenglut, keinen Schatten, keinen nahen schönen Spaziergang, immer muß man steigen, wozu man doch nicht immer Lust hat; nur schöne Fernsicht, an die man sich aber auch gewöhnt. Ich wollte, meinem Gatten beliebte es, in die Stadt zu ziehen. Ich kann Ihnen versichern, meine liebe Mathilde, daß ich Reisen und Herumziehen recht herzlich satt habe und beneide immer diejenigen, die einen steten Aufenthalt haben, versteht sich, ich spreche von mir, die schon so viel im Leben gereist ist. ...

Wagner berichtete übrigens in seinem Werk «Mein Leben», daß fast den ganzen Sommer über kaltes und regnerisches Wetter geherrscht habe. Minna litt indessen unter der unausstehlichen Hitze. Nach dem Abschluß seiner Dichtung sehnte sich Wagner nach einer größeren Wanderung. Allein pilgerte er durch das Berner Oberland und durchs Wallis bis hinunter zum Lago Maggiore. Dann fuhr er in glühender Sommerhitze nach Lugano. Plötzlich bekam er Sehnsucht nach Minna. Ein Telegramm erbat ihr Kommen, und wirklich traf sie über Nacht dort ein. So groß war ihre Übermüdung, daß sie sofort auf einem altertümlichen Sofa einschlief. Selbst ein furchtbares Gewitter störte ihren tiefen Schlaf nicht. Am nächsten Morgen gesellten sich Freunde aus Zürich zu ihnen. So verlebten sie

herrliche Tage der Entspannung. Um sich vor der Komposition des «Nibelungenringes» noch gewaltigere Eindrücke zu verschaffen, wollte Wagner den Montblanc sehen. Also brach er mit Minna nach Chamonix auf. Große Ausflüge waren geplant. Aber Minna verstauchte sich den Fuß. So mußten sie notgedrungen heimkehren. In Zürich erfreute sich Wagner immer größerer Achtung. Rasch war er ein Mittelpunkt des geistigen Lebens geworden. Die Züricher wußten, was sie an ihm besaßen. Besonders feierlich wurde sein 40. Geburtstag begangen. Ihm zu Ehren fand ein dreitägiges Musikfest mit einzelnen Teilen aus seinen Werken statt. Für das starkbesetzte Orchester hatte sich Wagner Musiker aus Mainz, Wiesbaden, Frankfurt, Stuttgart, Genf, Lausanne, Basel und Bern eine Woche lang zusammengerufen. Das Fest galt der Frau, die das tiefe Erlebnis der nächsten Jahre wurde. Auch mit der Vorlesung der gewaltigen Nibelungendichtung hinterließ er nachhaltigen Eindruck. Seine Opern wurden in Deutschland übrigens an einigen Theatern wieder gespielt. Besonders der «Tannhäuser» erwies sich als starke Einnahmequelle, die Wagner in diesen kritischen Jahren über Wasser hielt.

Minna durfte sich der freudigen Hoffnung hingeben, daß Wagner auf der Lebensleiter allmählich wieder hinaufstieg. Diese Einsicht trug viel dazu bei, ihre Zwistigkeiten wenigstens nicht zu verschärfen. Als ihm gar noch ein Ehrendiplom der Züricher Stadtsänger überreicht wurde und sich ein Fackelzug anschloß, war sie überzeugt, daß sich sein Leben wieder auf geebneten Bahnen bewege.

Da sich nun Wagners Lebensverhältnisse gebessert hatten, hielt er den Zeitpunkt für gekommen, sich endlich eine nette und standesgemäße Wohnung einzurichten. So vertauschten sie die dunklen Zimmer im Erdgeschoß der Escherhäuser mit freundlich gelegenen im zweiten Stock. Nach Wagners Erinnerung wurden Teppiche und ein paar Möbel angeschafft. Es war wohl noch etwas mehr, denn jetzt sah es fast elegant bei ihnen aus. Das bestätigte sogar der verwöhnte Franz Liszt. Gottfried Keller fand dagegen unpassend, daß irgendwo auf einem Kippetisch in einer Kristallschale eine silberne Haarbürste lag. Minnas Gedanken waren durch die Einrichtung abgelenkt worden, wenn sie der neuen Pracht auch wie immer mit einem trockenen und einem nassen Auge gegenüberstand.

Nach der Pariser Reise im Herbst dieses Jahres schrieb sie an die Dresdner Freundin Mathilde Schiffner:

14. November 1853

... Richard hat mich mit Geschenken reich bedacht, zum Beispiel mit einem seidenen Schlafrock, in dem sich eine Königin nicht zu schämen brauchte, dann zwei Hüte, aber viel kleiner als der Ihrige, den Sie vorigen Sommer hier aufhatten, fast nicht größer als eine Haube, davon ich auch zwei bekommen habe, ein Mäntelchen von wollenem sonderbarem Stoff. Die Überraschung aber bei unserer Rückkunft war noch größer. Alle meine lieben, alten Möbel waren beiseite geschafft und an ihrer statt rotseidene und samtene gestellt, auch rote Vorhänge mit gesticktem Tüll darunter. Ich muß es Ihnen gestehen, meine teure Freundin, daß es mich eher schmerzte als freute; es war, als ob ich in eine fremde Stube käme, nicht mehr in meine heimliche, mit der ich ja vollkommen zufrieden war. Ich mußte mich erst herzhaft ausweinen. Der gute, närrische Mann, in solchem äußeren Flitter liegt mein Glück nicht. Richard komponiert fleißig und braucht nun äußere freundliche Eindrücke, die er nicht in Italien gefunden. Darum verliere ich kein Wort über diesen Luxus, aber freuen kann ich mich nicht. ...

Nachdem Wagner noch einmal in Italien Erholung gesucht hatte, wollte er endlich mit der Vertonung des «Nibelungenrings» beginnen. Aber jetzt kamen Liszt, die Fürstin Wittgenstein und alle Weimarer Freunde zu längerem Besuch. An Arbeiten war nicht mehr zu denken. Im Gegenteil: Zürich verwandelte sich in einen Hofstaat um Liszt und seine geistvolle Freundin. Wagner und Minna fühlten sich nicht sonderlich wohl, als ihre Ruhe plötzlich von dem Trubel eines solchen Massenverkehrs abgelöst wurde.

Das Abschiednehmen fiel den beiden Freunden schwer. Darum begleitete Wagner Liszt nach Paris. Solche Ausflüge entsprachen ihrem Lebensstil. Der erste Abend in Paris wurde still im Kreise von Liszts Familie verbracht. Richard Wagner sah hier zum erstenmal die Kinder seines großen Freundes. Cosima war noch nicht ganz sechzehn Jahre alt. Sie hielt sich scheu zurück.

Nach diesem Trubel fühlte sich Wagner abgespannt. Vor allem war

er aus seiner Arbeitsstimmung herausgerissen worden. Auch hatte der Ausflug so viel Geld gekostet, daß es auf noch etwas mehr nicht ankam. Darum versprach er sich einen schönen Abschluß der Pariser Tage, wenn Minna noch für eine Woche herüberkäme. Er wollte mit ihr die Stätten besuchen, an denen sie so viel gelitten hatten. Wagner fühlte wohl, daß er gerade in Paris an Minna etwas gutzumachen hatte. Dabei dachte er vielleicht nicht nur an die Hungerjahre von 1840, sondern auch an sein Verhalten von 1850. Freund Sulzer in Zürich besorgte das nötige Geld für dieses Zusammensein mit Minna. Wieviel Wagner ihr bieten wollte, zeigt sein Brief an ihn. Darin mischt sich Spaß und Ernst. Der Sinn des Ganzen aber war, Minna einmal recht verwöhnen zu können:

16. Oktober 1853

Beste Mann, Freund und Helfer!

... ich wollte Dir nun sagen, daß ich ... im Gegenteil Dich hiermit autorisiere, mir soviel Geld außerdem noch aufzutreiben, als Du nur irgend kannst; ich berechtere Dich, in meinem Namen Verträge, Verschreibungen und Gott weiß was alles? zu vollziehen usw., sobald es nur den Zweck erfüllt, mir schnell sehr viel Geld zu verschaffen, was ich Dich bitte, alles meiner Frau Minna zuzustellen, damit sie es mit nach Paris bringe. Ich habe die gute Meinung von Dir, daß Du nicht forschen werdest, zu welchem Unsinn das Geld verwendet werden soll: jedenfalls nimmst Du an, daß es garnicht anders geht. ...

Übrigens — mach's gut: es soll mich freuen, meine Frau in den Straßen von Paris einmal so recht satt zu füttern (Sie hat hier viel gehungert!). Dazu gehört nur — das sehe ich eben hier jetzt — viel mehr Geld, als ich glaubte.

Ich erwarte also furchtbare Summen.

Adieu alter Freund und Brummbär!

Im Sommer 1854 reiste Wagner zu einem Musikfest nach Sitten im Wallis. Dort sollte er einige Werke dirigieren. Das Fest war aber so lässig vorbereitet, daß sich Wagner nach wenigen Tagen fluchtartig aus dem Staube machte. Er ärgerte sich hinterher, diese lächerliche Einladung überhaupt angenommen zu haben. Peinlich

war ihm nur, daß Minna über seine Abreise ärgerlich sein würde, denn natürlich ging auch die Einnahme verloren.

Nach längerer Kur im Sommer reiste Minna zum erstenmal wieder nach Deutschland. Ihre Sehnsucht nach Eltern und Geschwistern und nach ihrem lieben Dresden war immer stärker geworden. Einmal schrieb sie:

März 1855

... Die heißen Tränen, die ich seit jener verhängnisvollen Zeit in Dresden vergossen, sind auch schuld, daß ich garnicht recht wohl bin. Ich gräme mich gar zu sehr über das verlorene Glück und sehe einer sehr traurigen Zukunft entgegen. Nebenbei habe ich noch das schrecklichste Heimweh. Das alte Zürich und wie wir hier leben, kann mich meine Vergangenheit nicht vergessen machen. Wenn ich nur von Heimat spreche, stürzt mir ein Strom von Tränen aus den Augen. Wo wird meine Heimat wohl bald sein? ...

Außerdem hoffte Minna etwas für Wagners Begnadigung tun zu können, wovon er allerdings nicht alles erfahren sollte. Es war ihr höchster Wunsch, das Dresdner Unglück wiedergutzumachen. Wenn Richard erst begnadigt wäre, könnte er seine Opern in Deutschland selber einstudieren und – womöglich in Dresden – wieder Kapellmeister werden. Dem ersten Teil ihres Wunsches stimmte Wagner zu, denn er litt darunter, seine Werke nicht im Klang erleben zu können. Der zweite Teil war eine Sonderhoffnung Minnas, deren Erfüllung Wagner nur gequält hätte. Aber Minna glaubte felsenfest, daß mit einer regelmäßigen Tätigkeit und ebenso sicherem Gehalt wieder so glückliche Zeiten kommen müßten wie in Dresden.

Sie dachte nicht nur darüber nach, sondern war entschlossen, alles mögliche für Richard zu unternehmen. Bei ihren Verhandlungen über den «Tannhäuser» in Berlin mit Generalintendant von Hülßen mußte sie alle Geschicklichkeit zusammennehmen, um diesem glatten Hofmann einigermaßen gewachsen zu sein. Zwar konnten ihre Worte die Lage der Dinge nicht mit einem Schlag zum Besseren wenden. Aber zweifellos hat ihr Eingreifen in Berlin günstig gewirkt. Minna war stolz darauf.

Am meisten lag ihr jedoch an Wagners Begnadigung. Ohne viel darüber zu sprechen, schrieb sie in Dresden einen Brief an den Kö-

nig. Bei einem persönlichen Besuch in der Hauskanzlei gab sie ihn selbst ab:

Okttober 1854

Allerdurchlauchtigster, Allergnädigster Herr und König!

Ewer Majestät.

Ermuthigt durch Allerhöchstdesselben allbekannten Hochsinn und Milde komme ich aus weiter Ferne, um demuthsvoll Ewer Majestät Gnade und Vergebung für einen Verbannten zu erflehen, dessen Schöpfungen sich früher der Huld Ewer Majestät zu erfreuen hatten. Die Frau des Verbannten Richard Wagner wagt Ewer Majestät fußfällig zu bitten, als Beschützer der Kunst und Wissenschaft einem verirrten Künstler Gnade verleihen zu wollen, der gehemmt in seinem Streben, durch die Unmöglichkeit, seine neuen Compositionen zu hören, tief niedergebeugt ist.

Wöchten Ewer Majestät meinem Mann, dem Verführten Richard Wagner, Gnade und Vergebung schenken und vergönnen, den Auführungen seiner Werke selbst beiwohnen zu können, um sein ferneres Schaffen durch die Gnade und Großmuth Ewer Majestät zu fördern.

Es bleibt mir noch, Ewer Majestät unterthänigst um Vergebung zu bitten, daß eine schwergeprüfte Frau es wagt, die Großmuth Ewer Majestät anzuflehen, für einen Schuldigen, Verirrten, der in Hemmung seiner Kunst schwer büßt.

An den huldvollsten, großmüthigsten König wendet sich gläubig und vertrauend Ewer Majestät

allerunterthänigste tiefgebeugte Dienerin

Minna Wagner.

Erst als Minna wieder in der Schweiz war, kam die Antwort, natürlich eine vollkommene Ablehnung. Wahrscheinlich hatte sie sogar damit gerechnet. Darum wurde der Schlag ohne allzu große Enttäuschung aufgenommen. Der nächste Versuch würde besser gelingen. Steter Tropfen höhlt den Stein.

Minna war nicht nur in Dresden und Berlin, sondern fuhr überall hin, wo es etwas von Wagner zu hören gab. Nach der Heimreise schrieb sie an ihre Dresdner Freundin:

7. November 1854

... Auf meiner Weiterreise hatte ich noch manchen aufregenden Genuß; so z. B. hörte ich noch am Tage meiner Ankunft in Leipzig in einer großen Gesellschaft viel aus Lohengrin vortrefflich singen. Dies war ein Vorgeschmack der Weimarischen Aufführung des Lohengrin, die mich sehr ergriff, trotzdem der Hauptträger in dieser Oper eigentlich erbärmlich war. Manche Stellen konnte er gar nicht singen, mußte schweigen, war als Darsteller ein Langstoppel ohne Stimme. Dagegen ergriff mich die Musik ganz wunderbar mächtig. Nur schade, daß mir alles zu schnell vorübereilte. Ich hätte sie fast halten mögen, um das Ganze so recht in mich aufnehmen zu können ...

In Frankfurt hörte ich den Tannhäuser ausgezeichnet gut, mit wenig Ausnahme Tichatscheks und Mitterwurzer, sonst die übrigen alle bessere, frische, schöne, junge Stimmen. Die Ausstattung ebenso gut wie in Dresden, die Kapelle, der Kapellmeister unübertrefflich! Kurz ich war ganz hingerissen von Wonne und Entzücken. Heulte unaufhörlich, daß man sogar den folgenden Tag von meinem sichtlichen Ergriffensein in den Zeitungen davon geschrieben ...

Wie viel Gutes in Minna lebte, die oft als gefühllos verschrien wurde und manchmal auch so erschien, bewies ihr Besuch bei August Röckel im Baldheimer Zuchthaus. Er war ihr stets als Wagners böser Geist erschienen. Darum verachtete, ja haßte sie ihn als den Urheber all ihres Unglücks. Aber weil er nun im Zuchthaus saß, sollte der alte Hader vergessen sein. Bei ihrem ersten Aufenthalt in Deutschland besuchte sie ihn und berichtete darüber an seine Frau. Minna kehrte von ihrer Deutschlandreise erfrischt zurück. Nun ließ es sich wieder eine Zeitlang in der Schweiz aushalten.

Daß Wagner in Zürich nicht nur als Dichter und Tonschöpfer, sondern auch als Kapellmeister anerkannt wurde, freute sie besonders. Einige Konzerte hatten die Züricher rein toll gemacht. Besonders seine Aufführungen von Beethovens Symphonien schlugen wie zündende Funken ein. Am liebsten hätte Minna gesehen, wenn Richard als Kapellmeister ans Züricher Stadttheater gegangen wäre. Daß er sich nicht dazu bewegen ließ, schmerzte sie tief. In einem früheren Brief an die Freundin Schiffner hatte sie geklagt:

Zürich, 16. November 1850

... Wir leben hier sehr zurückgezogen. Das Theater, wie ich auch schon wohl schrieb, ist mein einziges Vergnügen. Es ist gewiß nicht schlecht, zumal die Oper, sehr gut. Leider werde ich das auch bald nicht mehr genießen können, da RW.eigensinnig genug ist, dem Direktor keine Gefälligkeiten dafür erweisen zu wollen. Er hatte ihm nämlich versprochen, daß er alle großen Opern dirigieren wolle, um mit den kleineren seinen beiden Protegés H. von Bülow und Ritter Gelegenheit zu geben, sich als Dirigenten auszubilden. Der Direktor hatte zwar anfangs W. 200 Fr. geboten, wenn er die Stelle eines Kapellmeisters bei seiner Bühne annähme. Allein, er findet es einmal unter seiner Würde, Geld zu verdienen und zieht es vor, von Almosen oder erborgtem Gelde zu leben. Sie, meine teure Freundin, können bei meiner Denkungsweise begreifen, welche Mißachtung, abgerechnet, was vorher gegangen ist, bei mir, wie wohl bei jeder anderen Frau, hervorbringen muß. Wie soll es mit mir, mit uns noch werden, bei solchen Grundsätzen? — Ich weine mir manchmal fast meine Augen wund und bin wirklich ganz abgefallen von Kummer, den mir dieser Mann verursacht. Würste ich nur einen Ausweg, ich glaube, ich könnte jetzt alles überwinden; schon um meiner alten Eltern willen, um die ich mich vergebens sorge. Diese ohne Unterstützung von mir zu wissen, macht mir unzählige schlaflose Nächte. Deshalb auch, meine gute, liebe Freundin, wende ich mich heute an Sie. Ich bitte Sie, schreiben Sie mir, womöglich umgehend einen Brief, ohne Couvert mit dem Poststempel versehen, worin Sie mir als Freundin sagen, daß mein alter Vater sehr krank sei, daß meine Eltern ohne Unterstützung, jeder Hilfe durch mich beraubt sind, sie in Elend schmachten, kurz, daß Sie mich ersuchen, eiligst zu helfen. Es ist dies noch das einzige Mittel, W. zu bewegen, sich auf irgend eine Weise etwas zu verdienen, wenn ich ihm so einen Brief zeigen kann, und ich kann ihn vielleicht noch einer Freundin senden, daß sie mir etwas leiht, um es zu schicken, um ihnen doch etwas zu helfen. Darum mache ich mir keine Skrupel, da es nichts Böses ist, und hoffe, auch bei Ihnen keine Fehlbitte zu tun. Ein extra Briefchen können Sie mit einlegen, worin Sie mir Privatgeheimnisse mitteilen ...

Gestern war die Stumme hier, die aber W. aus Laune nicht diri-

gierte. Montag ist Don Juan, diese wird er übernehmen. Leider gibt es nicht lauter Mozartische Musik . . .

War Minna eine andere, eine neue Frau geworden, wie Wagner nach dem Laussot-Erlebnis gehofft hatte? Nein, sie blieb, die sie im Grunde von allem Anfang an gewesen war!

Ließ sich Wagner nicht als Kapellmeister ans Züricher Stadttheater gewinnen, so wollte der Direktor 1855 wenigstens eine Aufführung des «Tannhäuser» durchsetzen, nachdem 1852 schon der «Holländer» helle Begeisterung hervorgerufen hatte. Den «Tannhäuser» liebte Minna nun auch sehr. Sie hatte ihn in den vergangenen zehn Jahren so oft gehört, daß sich ihr seine erhabenen Melodien eingeprägt hatten. Wagner meinte später, Minna habe den Plan dieser Züricher Aufführung gefördert und sogar den Rollentwünschen zweier Sänger Gehör geschenkt. Sie selber schrieb aber damals an ihre Freundin:

14. Januar 1855

. . . Richard hat dem hiesigen Direktor, während meiner Abwesenheit, die Partitur des Tannhäuser für ein Spottgeld überlassen. Somit habe ich die Aussicht, diese Oper nächstens hier aufs schauderhafteste mir vorgeführt zu sehen. Das ganze Personal ist gräßlich! Nun können Sie denken, wie ich mich darauf freue und den Richard nicht begreifen kann, der freilich nicht viel davon hören wird, da er Ende Februar schon fortreisen muß. Ich habe aber Lust, garnicht zur Aufführung des Tannhäuser hier in das alte schwarze Nest von Theater zu gehen . . .

Wagner war anscheinend recht hoffnungsvoll, während Minna dieser Aufführung bedenklich gegenüberstand. Als Wagner den kleinen Finger gegeben hatte, wurde nun rasch die ganze Hand genommen. Erst wollte er nur ein paar Soloproben abhalten, aber schließlich brachten sie ihn dazu, die Vorstellung selber zu dirigieren. Bei der ersten und zweiten Aufführung war er allerdings hart geblieben. Aber da gab neben den Bestürmungen von allen Seiten die Bitte von Frau Mathilde Wesendonk den Ausschlag: Wagner trat selbst ans Dirigentenpult. Diese dritte Aufführung war die schönste, glänzendste und ergreifendste.

Dabei war die Bühnenausstattung höchst sonderbar geraten. Zum Beispiel trat die Sängerin der Elisabeth, eine ehemalige Soubrette, mit Glacéhandschuhen und einem am Arm hängenden Fächer auf. Wagner hatte damit für Lebenszeit genug vom Züricher Theaterleben. Minna dagegen war von den Schönheiten des Werkes wahrscheinlich völlig überrascht worden. Denn nun urteilte sie ganz anders als vor der Aufführung:

6. April 1855

... In diesem Winter hatten wir auch hier Tannhäuser auf dem Theater und es war wirklich die Möglichkeit, was Wagner aus diesen Klöbern von Sängern gemacht hatte ... Bis zum Schluß der hiesigen Saison ... kam er sechsmal bei vollem Hause mit größtem Beifall zur Aufführung. Ich habe Sie während dieser Zeit an meine Seite gewünscht. Sie hätten auch Freude an den hiesigen Vorstellungen gehabt ...

Nach den Aufführungen war also Wagner der Entsetzte und Minna dagegen höchst befriedigt. Auch in solchen Fragen trennten sich ihre Meinungen damals fast immer.

Wagner wollte sich jetzt vor allem seinem «Nibelungenring» widmen. Aber da kam eine Einladung nach London, die er nicht abschlagen konnte. Immer wieder den Kapellmeister zu spielen, war viel verlangt von einem Schöpfer, der mitten in der Arbeit an seinem gewaltigsten Werk stand. Wagner ahnte nicht, daß sein Dirigieren noch fünfundzwanzig Jahre später die rettende Einnahmequelle in bitterer Notzeit sein würde. Während er sich von dieser Einladung belästigt fühlte, sah sie Minna als rettende Schicksalsfügung an. In vier Monaten sollte Wagner als Dirigent der Philharmonischen Konzerte zweihundert Pfund Sterling erhalten, eine für die damalige Zeit sehr beträchtliche Summe. Ohne Minna hätten sie ihm vielleicht trotzdem keine Zusage abgeloßt. Aber wie hätten er sich dann vor seiner Frau rechtfertigen können? Als eine Abordnung aus London nach Zürich kam, sagte er darum zu.

Aber er litt unsagbar in diesen Monaten. Kein Tag verging ohne Fluchen und Wettern, daß sie ihn schließlich doch gefangen hatten. Nie wieder wollte er sich zu derlei verschenken. Die Arbeit am «Nibelungenring» stockte. Das feuchte Wetter in London bekam seiner

empfindlichen Gesundheit nicht. Ewige Erkältungen wanderten durch den ganzen Körper. Vor allem fehlte die Häuslichkeit, in der er sich wohlfühlte. Es war ein Jammer vom ersten bis zum letzten Tag.

Ein- bis zweimal in der Woche schrieb Wagner ausführlich an Minna. Im Grunde sah einer dieser Briefe wie der andere aus. Vor allem berichtete er genau über seine Ausgaben. Es sei alles entsetzlich teuer. Trotz seiner Sparerei werde wohl nicht allzu viel übrigbleiben. Aber wie sollte man das bei diesen Preisen auch machen? Bichy-Pastillen, für die Riez in Paris einen Franc zahle, kosteten hier zweieinhalb. Die Heizung verschlinge einen Schilling am Tag. Aber im warmen Frühjahr werde sie Gott sei Dank überflüssig. Auch ließe sich wohl allmählich beim Fuhrwerk sparen, denn mit der Zeit werde er die verschiedenen Omnibuslinien schon noch kennenlernen. Allerdings kostete der Omnibus auch sechs Pence, in Paris nur sechs Sou. Oft sei er eingeladen. Dann spare er das Essen.

Er spare und spare, wo er nur könne. Weil der Rotwein im Gasthaus so teuer sei, habe er sich ein paar Flaschen gekauft und trinke sie lieber zu Hause. Auch werde ihm jetzt von seinen Wirtsleuten gekocht, wofür sie nur die Erstattung der reinen Auslagen verlangten. Zum zweiten Frühstück lasse er sich meist nur ein Duzend Austern holen. So hoffe er, am allerbesten sparen zu können. Die wollenen Unterjacken, die ihm bei den vielen Erkältungen so gut taten, habe er glücklich von vierundzwanzig auf achtzehn Schillinge heruntergehandelt. Minna sollte stolz auf ihren tüchtigen Mann sein! Und in dieser Art ging es seitenlang fort.

Nicht ohne Bedacht sprach Wagner so viel von den ungeheuren Ausgaben. Trotz all seines Sparens brachte er von den zweihundert Pfund Sterlingen nur tausend Franc nach Hause. Das mehrmonatige Gastspiel hatte sich also kaum gelohnt. Nach seiner Meinung war die Zeit vergeudet.

Wie seltsam, daß dieser große Geist seiner Gattin bei jeder Gelegenheit gewissenhaft Rechnung ablegte und sich bemühte, alles so darzustellen, daß er ihr Lob erhielt. Rührend und anhänglich wirkt das und doch beängstigend und bedrückend. Minna fühlte sich verpflichtet, ihn an der Randare zu halten. Daß Wagner ein Verschwender war, hat er mit der größten Offenheit selbst zugegeben.

Er forderte Luxus vom Leben. «Laßt mir meine Torheiten! Ihr habt ja meine Werke!» rief er einmal aus und entkräftete damit für alle Zeiten kleinliche Lästereien.

Minna meinte es gut. Ihre dauernden Warnungen und Ermahnungen waren das Beste, was sie ihrer Natur abringen konnte. Sie sollten ihm helfen und sein Leben erleichtern. Ohne ihren Willen sollten ihm helfen und sein Leben erleichtern. Ohne ihren Willen zur Sparsamkeit wären Wagners Geldverhältnisse wahrscheinlich noch trostloser in Unordnung geraten. Aber es fehlte ihr in dieser Aufsichtsführung jede Einsicht, daß Wagner — ein Genie war. Im Grunde behandelte sie ihn wie einen unmündigen Knaben. Darum nützte ihre Schulmeisterei auch nichts. Wagner tat doch, was er wollte, und mußte sich nur hinterher etwas anstrengen, um ihr alles verständlich zu machen oder, noch besser, zu verbergen.

Einmal konnte er etwas berichten, was Minna sicher glücklich machte. Der steckbrieflich verfolgte Hochverräter gegen die Krone Sachsens wurde von der englischen Königin ungemein freundlich empfangen. Wagner beschrieb seiner Minna bis ins einzelne, wie er sich bei der Einführung und Vorstellung benommen habe, was alles gesprochen wurde usw. Der Brief mit diesem Bericht trug die Unterschrift: ... von Deinem Ritter im Hosenbandorden.

Freund Bräger hatte ihm zu diesem Besuch eine weiße Krawatte geliehen. Hinterher verlangte er sie zurück, um ihr einen Ehrenplatz in seinen Denkwürdigkeiten anzuweisen. Im Grunde lächelte Wagner über solche Erlebnisse. Vor der englischen Königin erschauerte er gewiß nicht in demütiger Ehrfurcht. Gleich Beethoven erschienen ihm Fürsten höchstens als Gleichgestellte. Solche Begegnungen freuten ihn nur, weil er Minna davon erzählen konnte. Mit einem Brief dieser Art in Händen, sah sie das Leben wirklich von der schöneren Seite an.

Bisweilen flossen ihm bei diesen plaudernden Berichten auch ernste Bekenntnisse in die Feder:

6. März 1855

... Glaube mir, liebe Minna, wenn wir auch in manchem nicht recht gleich denken und uns über dies und jenes dann und wann verschieden aussprechen: keines von uns kann doch sein Leben mehr überblicken, ohne zu sehen, durch welche große Beweise von Liebe und

Ausdauer in den schwierigsten und oft schrecklichsten Lagen wir uns nahestehen. Denke nur, mit welchen Erinnerungen ich selbst wieder dieses London betrete, wo wir vor 16 Jahren uns mit solcher Bangigkeit und Not herumtrieben! Was Du alles mit mir hast durchmachen müssen, war wirklich hart! Und wahrlich, wenn ich es Dir jetzt recht ruhig und freundlich machen könnte, es würde mich gewiß innigst befriedigen. Daß ich aber das auch wieder nicht recht verstehe, und eigentlich Dir noch immer fortfahre, Not und Sorge zu machen, das ist nun einmal mein seltsames Schicksal, das ich um Deinetwillen oft herzlich beklage. Wie schwer Dir diesmal wieder der Abschied wurde, hat mich sehr gerührt: was ich tun kann aus der Ferne, Dir die Zeit der Trennung angenehm zu machen, soll gewiß geschehen. Am liebsten, ich weiß es, werden Dir gute Nachrichten von mir sein: die kann ich Dir eigentlich nur geben, wenn ich mich recht frei und behaglich bei meiner Arbeit fühle, die mir nun einmal zur einzigen lohnenden Lebensaufgabe geworden ist . . . Herzlich froh bin ich, daß ich weiß, wie Du hierüber jetzt vollkommen gleich mit mir denkst! Also – erwarte Dir nur gutes, und kürze Dir die Zeit der Trennung, wie ich es durch meine liebe Arbeit zu erreichen gedenke! . . .

In so menschlich ergreifende Worte faßte er, was ihn mit Minna verband und von ihr trennte.

Schließlich näherten sich auch die schlimmen Londoner Tage dem Ende. In seinem letzten Brief aus England schrieb Wagner an Minna wie ein zwanzigjähriger Liebhaber:

23. Juni 1855

. . . Leb 1 000 000 mal wohl und behalte mich 30 000 000 mal lieb! –
Schöne Grüße an die guten Freunde von Deinem

RRRRichard.

Zu Hause erwartete ihn ein bitterer Schmerz. Peps, das brave Hündchen, das ihnen dreizehn Jahre lang Freude bereitet hatte, starb. In den letzten Lebenstagen schleppte es sich mühselig an Wagners Schreibtisch. Am besten schien, dem kleinen Hausgenossen ein qualvolles Ende zu ersparen. Darum ruderte Wagner eine Stunde lang über den Züricher See, um bei einem bekannten Arzt

Blausäure zu besorgen. Im dämmrigen Abendschimmer kehrte er mit dem Gift über den See zurück. Aber am nächsten Tag starb Peps von allein. Nach einem Krampfanfall brach er lautlos zusammen. Wagner sah nach der Uhr. Es war 1.10 Uhr, am 10. Juli 1855. Dieser Augenblick war ihm unvergeßlich. Am nächsten Tag wurde Peps auf seinem Kissen im Körbchen bestattet. Beide, Richard und Minna, weinten lange um ihn. Nach vielen Jahren besuchte Wagner die Stelle dieses Grabes noch einmal. Alle Erinnerungen an Peps waren getilgt.

Man könnte es als Zeichen für die Wandlungen in Wagners Ehe nehmen, daß der neue Papagei, der Ersatz für Papo, Minna allein gehörte. Wagner war nett zu ihm, wurde aber nicht sein Vertrauter. Er hatte ihn in einer reisenden Menagerie gekauft. Für seinen eigentlichen Namen Jaquot bürgerte sich bald der Rosenname Knackerchen ein. Wer weiß, was sich Minna dachte, als sie ihm mit vieler Mühe die Worte «Richard Wagner ist ein böser Mann!» beibrachte! Merkte sie nicht, daß in diesem Spaß für jeden Einsichtigen auch ein Stück Ernst lag? Wagner nahm es dennoch von der heiteren Seite. Als er später einmal Geld schickte, versicherte er in seiner Unterschrift: «Richard — doch ein guter Mann!» Auch der neue Hund, ein Geschenk von Freunden, war allein Minnas Gefährte. Sie gab ihm zur Erinnerung an Peps den Namen Fips.

Der Sommer 1855 wurde auf dem Selisberg verbracht. Eingehende Beschäftigung mit dem Buddhismus gaben Wagner die Grundgedanken zu dem Drama «Der Sieger» ein. Auch das geistige Gefüge des «Tristan» gestaltete sich damals.

Im nächsten Sommer versuchte Wagner mit einer gemäßigten Wasserkur die Heilung seiner vielen Leiden, diesmal mit weit besserem Erfolg. Während der Ruhezeiten tauchte ein Plan auf, der ihn früher schon einmal begeistert hatte. Wagner wollte sich auf eigenem Grund und Boden ein Häuschen bauen. Des ewigen Herumziehens war er überdrüssig. Nach nichts sehnte er sich so als nach Haus und Hof. Dort würden ihm endlich Ruhe und Frieden beschieden sein. Zwei freudige Ereignisse brachten in diesem Jahr glückliche Stunden. Wagner hatte bisweilen einem Züricher Streichquartett Belehrung über den rechten Vortrag der Beethovenschen Quartette zukommen lassen. Nun bat Minna für den Morgen seines 43. Ge-

burtstages die vier Musikanten in ihr Haus, und diese wählten zum Vortrag das Adagio aus Beethovens E-moll-Quartett, über das sich Wagner einmal ergreifend geäußert hatte. Wagner nahm diese tönende Gabe als sein schönstes Geschenk und dankte Minna für ihren Zartsinn.

Im November des Jahres 1856 waren Liszt und sein Gefolge wieder zum Besuch in der Schweiz. Am 24. November weilten sie alle in St. Gallen. Hier wurde der zwanzigste Hochzeitstag von Minna und Richard Wagner festlich begangen. Einer setzte sich ans Klavier und spielte den Hochzeitsmarsch aus «Lohengrin». Dann stellte sich alles zur Polonaise auf. Minna und Richard voran. Im langen Zug ging es durch alle Räume. An diesem Tag war Minna an der Seite ihres Gatten zum letzten Male glücklich.

26

Als Wagner mit der Arbeit am «Siegfried» beginnen wollte, hatte sich ihm gegenüber ein Blechschmied niedergelassen, der vom Morgen bis zum Abend hämmerte. Zwar kam Wagner dadurch auf das geniale Motiv seines Schmiedes Mime. Aber er wollte ja auch noch anderes komponieren. Darum brachte ihn das Gehämmere zur Raserei. Alle paar Tage stürmte er zu dem armen Meister hinunter und machte ihm einen entsetzlichen Auftritt. Der Tönemeister konnte nur schwer einsehen, daß dem Schmiedemeister das Hämmern gerade so wichtig war wie ihm die Ruhe.

Aber damit noch nicht genug! In Wagners Haus brach eine förmliche Klavierseuche aus. Unter ihm, über ihm und neben ihm wurde fleißig musiziert. Am Sonntag bereitete ein eifriger Flötenbläser besonders aufdringliche Ohrenqual. An Arbeiten war für Wagner nicht zu denken. Wenn er doch endlich sein eigenes Haus hätte!

Anderes kam hinzu. Wagners wohnten Fenster an Fenster mit Familie Heim. Frau Emilie Heim war eine der besten Sängerinnen Zürichs und übernahm bei den Vorträgen von Wagners Werken in den verschiedenen Gesellschaften die Sopranpartien. Zwischen Minna und Frau Heim hatte es nun Eifersuchtszenen gegeben, weil die Sängerin dem Tonschöpfer – oder umgekehrt – angeblich zu tief in die Augen geblickt hatte. Das Nebeneinanderwohnen wurde zur

Qual. Im eigenen Hause würden sich auch solche Schwierigkeiten von selbst erledigen.

Wie immer verfolgte Wagner den einmal gefaßten Plan mit äußerster Leidenschaft. Es konnte ihm gar nicht schnell genug gehen. Wer seine Anweisungen nicht sofort verstand und sie nach seinen Gedanken in die Wirklichkeit umsetzte, bekam seine Ungeduld zu spüren. So ging es auch Minna, wie der folgende Brief beweist:

Mornex, 25. Juli 1856

Allerbester Querspahn!

Es ist nur gut, daß Du die Briefconfusion auch noch vermehrst. Erst veranlaßt Du mich, Dir noch einen Brief auf den Seelisberg zu schicken, wo Du bis zum 18ten bleiben wolltest; dann auf einmal gehst Du früher fort. Daraus ist denn nun entstanden, daß Du den Hauptbrief wegen des Grundstücks, der am 18ten auf dem Seelisberg angekommen sein muß, selbst nach dem Empfange meines Briefes nach Zürich noch nicht einmal erhalten hast. Nun wünsche ich nur, daß Dir dieser Brief vom pünktlichen Herrn Truttmann noch nachgeschickt worden ist, denn es ist mir wahrlich unangenehm, dasselbe noch einmal zu schreiben. Du bist ganz des Teufels mit dieser früheren Abreise gewesen: — so hast Du nun auch nicht abgewartet, was ich wegen Klären und Mathilden schrieb. Kann man mehr Confusion anrichten? —

Was Du mir von Suters Grundstück und von Bodmers schreibst, taugt mir alles nicht. In dem unglücklichen ersten Brief darüber setzte ich genauer auseinander, daß es mir vor allem auf ein Grundstück mit großen Bäumen ankäme, weil wir beide zu alt sind, um nun erst noch welche wachsen zu lassen. Deshalb wünsche ich durchaus etwas mit einem Stückchen Wald, wo man dann nach Belieben ausrodern und die rechten Bäume stehen lassen kann. Ich machte somit auf das Hölzchen hinter der Stephansburg oder auf die waldige Anhöhe auf dem Rücken zwischen Wallishofen und S... berg aufmerksam. . . ., da es mir auf weite Aussicht gar nicht ankommt. Diese Wünsche sollst Du dem Zimmer- und Baumeister Alter, den uns Dolder empfahl, mitteilen, und ihn in meinem Namen beauftragen, schleunigst ein solches Grundstück uns zu verschaffen zu suchen, da er das Haus bauen soll. Nur solche Leute können etwas

ausfindig machen. — Das Bodmersche Gut am See mag ich nicht: wenn ich nun einmal mir etwas auf Lebenszeit herrichte, muß es nach meiner Laune sein, nicht so ein altes Züricher Bauwerk mit Kästen und niedrigen Zimmern pp. —

O Du Querspahn! sage ich nochmals. Wäre es nicht vernünftiger gewesen, Klären und Mathilden erst für nächstes Jahr einzuladen, wo wir sie in unserem eigenen Hause empfangen hätten? — Aber so ist es nun einmal mit Euch praktischen Frauen. —

Besendonk schrieb mir bereits; und natürlich hatte er keinen Gedanken, mir ein Grundstück zu kaufen. Nun, ich werde mir schon selbst helfen; wenn mir nur meine Frau etwas besser an die Hand ginge! — Wenn diese aber nur ihre Frauenzimmer hat, da ist es schon gut: ob ich z. B. die Illustrierte bekomme, die ich Dich gebeten habe, für mich wieder zu abonnieren, das ist Dir ganz gleichgültig usw. —

Ich brüte hier aus, und betreibe endlich die Herbeischaffung des Kapitals zu einem Grundstück und denke nun auch Dir eine rechte Freude zu machen; — statt dessen nichts wie Confusion. —

Geh und bespre Dich! —

Morgen will ich sehen, ob ich Dir noch etwas zu schreiben habe: für heute wollte ich nur meinem Herzen über die ewige Confusion und Widerhaftigkeit Luft machen, mit der ich jetzt immer zu tun habe.

Adieu, Du alte, dumme Minna!

Pimperlelef!

Da hast Du's.

Fips.

Endlich war das Grundstück gefunden und der von Wagner entworfene Plan für das Haus geprüft. Jetzt handelte es sich nur noch darum, wer alles bezahlen sollte. Wagner besaß kein Vermögen. Darum sollte sein Freund Otto Besendonk einspringen. Beim längeren Verhandeln wurden alle Pläne noch einmal über den Haufen geworfen. Die neue Regelung löste allgemeine Zufriedenheit aus. Besendonk baute sich auf seinem eben erworbenen Grundstück eine prächtige Villa. Daneben lag auf einer eigenen Parzelle ein kleines Wohnhaus, das sich gut für Wagners herrichten ließ.

Der Gasthof «Zum Schwan» in Luzern. Hier erlebte Wagner, mit der Uhr in der Hand, die Uraufführung des «Lohengrins» in Weimar am 28. August 1850. Wir wissen nicht, ob es Zufall oder Absicht war, daß er den Tag im Gasthof «Zum Schwan» verbrachte, an dem seine Tragödie um den Schwanenritter zum erstenmal erklang.

Sächs.
Landes-
Bibl.

Sächs.
Landes-
Bibl.

Wagners Asyl auf dem Grünen Hügel in Zürich. Links der Prachtbau der Familie Wesendonk, rechts das «Asyl», das Wagner von Otto Wesendonk auf Lebenszeit gemietet hatte. Hier ging Wagners Liebe zu Mathilde Wesendonk ihrem tragischen Höhepunkt entgegen. Das «Asyl» wurde bald nach Wagners Wegzug abgerissen.

Dabei blieb es nun. Wesendonk kaufte das Landhäuschen dazu und vermietete es an Wagner für jährlich achthundert Franc bis an dessen Lebensende. Nun war der alte Traum in Erfüllung gegangen. Dies Haus, das so gut wie auf eigenem Grund und Boden stand, sollte Wagners Wohnstatt für den Rest seines Lebens werden. So lange hatte er leiden müssen, so ruhelos durch die Welt ziehen, um schließlich hier die Erfüllung aller seiner Träume zu finden. «Uhl» wurde diese letzte Niederlassung genannt.

Die Einrichtung konnte nicht schnell genug gehen. Für Heizung mußte gesorgt werden. Natürlich waren die Zimmer ohne Ausnahme neu zu tapezieren. Jetzt brauchte man größere Ausgaben nicht zu scheuen, denn es galt ja, eine Niederlassung für Jahrzehnte zu schaffen. Endlich war alles fertig. Nach unzähligen Aufregungen empfand Wagner die erste Nacht in «seinem» Haus als wahres Gnadengeschenk. Er genoß die Stille der Frühlingsnatur um sich her. Dort unten glänzte der Züricher See. Vögel zwitscherten. Tiefer Friede senkte sich in seine Seele. Dieser erste Morgen haftete in seiner Erinnerung, als wenn es ein heiliger Karfreitag gewesen wäre.

Sein Arbeitsraum lag im ersten Stock. Das Erdgeschoß war Minnas Bereich. So hoffte er am ehesten auf gutes Auskommen mit ihr. Die Arbeit am «Nibelungenring» unterbrach er jetzt, um sich mit um so größerer Leidenschaft dem «Tristan» zu widmen. Er brauchte ein Werk, daß sich leichter aufführen ließ als der «Nibelungenring». Daß gerade der «Tristan» am längsten und hartnäckigsten als unaufführbares Werk galt, war eine Tragödie für sich. Zum Tristanstoff wurde Wagner gewiß durch die Geisteswelt Schopenhauers gedrängt, die er sich damals erschloß. In der gleichen Richtung, nur noch unendlich tiefer, wirkte aber das Erlebnis, das diesem Uhl den wehmütigen Sinn gab. Sein Engel war Mathilde Wesendonk, die Gattin seines Freundes Otto Wesendonk. Das reiche Kaufmannsehepaar hatte die von Wagner veranstalteten Symphoniekonzerte in Zürich miterlebt. Beethoven schlug also die Brücke zu der Bekanntschaft mit ihnen. Bald traten sie dem Meister persönlich nahe. Wagner erläuterte seiner neuen Freundin Mathilde die Werke Beethovens am Klavier. Er sprach viel mit ihr über seine Schöpfungen. Für alle geistigen Fragen, die ihn bewegten, hatte sie tiefes

Verständnis. So wurde Mathilde allmählich seine geistige Kameradin. Ohne es zu merken, schrieb und schuf Wagner nur noch in Gedanken an sie und für sie.

Frau Wesendonk war eines jener wunderbar feinen Wesen, die mit ahnendem Sinn verstehen, was der andere erst aussprechen will. Sie glich in vielem Jessie Laussot. Nur lebte mehr Träumen und Schwärmen in ihr, während jene die verstandesmäßigere und wachere Natur war. Wie konnte es anders sein, als daß der Damm des angestauten Lebensdurstes brach und sich Wagner an diese bewunderungswürdige Frau verlor? Gewiß, sie war glücklich verheiratet und war Mutter. Wagner wußte das und begriff, daß eine Vereinigung außerhalb aller Möglichkeiten lag. Aber er konnte sich nicht versagen, sie wenigstens zu denken.

Daß Wagner nur Frauen liebte, die er der Hand eines anderen entreißen mußte, war einer seiner eigenartigsten Wesenszüge. Wir haben nach dem Grund dieser Sonderbarkeit nicht zu fragen, sondern darin einen Teil seiner unabänderlichen und unbeugsamen Natur zu erkennen, die von der Vorsehung in ihn gelegt war. Auch Minna war versprochen, als er sie erkämpfte. Jessie Laussot, jetzt Mathilde und später Cosima waren rechtmäßig gebunden wie Senta, Siegelinde und im weiteren Sinne auch Elisabeth.

In den zwei Jahrzehnten an Minnas Seite hatte Wagner — trotz Minna — in jeder Stunde auf Senta gewartet, die sie ihm nie sein konnte. Unruhe, Flucht vor der Welt, überreizte Stimmungen und die ewige Verdunkelung seiner Seele waren weniger Leiden an dem, was ihm die Welt als Last aufbürdete, als an dem, was sie ihm vorenthielt. Aus all dem schrie Sehnsucht nach einer geliebten Frau.

Wagner sah weder Minna hier noch Otto Wesendonk dort. Oder vielmehr bewährte sich wieder die seltsame Spaltung seines Wesens. Er schätzte Otto Wesendonk in aufrichtiger Freundestreue auch weiterhin und blieb der alte fürsorgende Kamerad Minnas. Aber ein anderer Teil, und zwar die Hauptgewalt seines Wesens, schritt auf Mathilde zu. Dem Sturm dieser Leidenschaft vermochte sie ebensowenig zu widerstehen, wie es je eine Frau vor ihr oder nach ihr konnte.

So spann sich nun um diese beiden Menschen eine erschütternde See-

lentragödie, die ihr Fühlen, Denken und Empfinden so tief aufriß, daß wir Nachlebenden uns nicht vermessen dürfen, in alle Gründe und Abgründe folgen zu wollen. Soviel wir auch in ihren Briefen, Bekenntnissen, Tagebüchern und Werken forschen, so wird uns doch immer das ganze Fieber ihres Schmerzes und der letzte Rausch ihrer Seligkeiten verborgen bleiben.

Noch fieberte die Spannung, nur den Wissenden bemerkbar, unter der Oberfläche. Der Sommer 1857 brachte freundlichen Verkehr von Haus zu Haus. Im September kehrten Cosima und Hans von Bülow auf ihrer Hochzeitsreise bei Wagners ein. Das kleine Fremdenzimmer nahm die Gäste auf.

Bald wurden Bülows auch zu Wesendonks eingeladen. Hier ergab sich nun eine Zusammenkunft, wie sie sinnbildlicher und bedeutungsschwerer im Leben keines anderen Großen Ereignis geworden ist. An einer gemeinsamen Tafel saßen Minna Wagner, die rechtmäßige Frau dessen, um den hier alles ging, Mathilde Wesendonk, die Hausherrin, und Cosima von Bülow, die Gattin des jungen Freundes. Es waren die drei Frauen, die die drei großen Stufen in Wagners Leben bezeichnen: Sinnbilder der Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft.

Die Ehe mit Minna war innerlich erstorben. Allein durch gegenseitige Anhänglichkeit, Milde, Gewohnheit und Dankbarkeit waren Richard und Minna Wagner noch verbunden. Die Stimme des Blutes schrie nach Mathilde. In ihr sah Wagner die Welt. Cosima wurde die geistvolle und nimmermüde Gefährtin seines Alters. So unsinnig im Grunde das Abwägen ist, so schwer können wir es uns ganz versagen. Welche jene drei Frauen bedeutete in Wagners Leben, Schaffen und Wirken das Höchste?

Cosima wurde die Mutter seiner Kinder. Das Bewußtsein, auch im Blute fortzuleben, verklärte Wagners letzte Lebensjahre. Vielleicht war dies das Höchste, was ihm gespendet werden konnte. Cosima nahm auch das schwerste Opfer auf sich, als sie jeder Schmach trozte. Schließlich verdanken wir Bayreuth zu einem großen Teile ihr. Sie war die geistige Werkkameradin, die Wagner immer ersehnt hatte.

Mathilde entfesselte den heftigsten Sturm der Leidenschaft in ihm. Daß sie in Wagners Leben trat, ließ zwei seiner herrlichsten Werke entstehen: «Tristan» und, noch unmittelbarer von ihr angeregt, «Die

Meistersinger von Nürnberg». Der Sturm um Mathilde weckte jene Kräfte auf, die zur Wende von seiner ersten Lebenshälfte zur zweiten führten. Die Jahre an ihrer Seite hat Wagner die köstlichsten seines Lebens genannt.

Für Minna bleibt bei diesen Vergleichen wenig übrig. Sie besaß nicht so ungewöhnliche Tugenden, daß die Nachwelt zu besonderer Erwähnung oder Betonung ihrer Verdienste geneigt wäre. Leicht ist zu sehen, was ihr alles fehlte, um die vollkommene Gefährtin eines so gewaltigen Geistes sein zu können.

Aber die Nachwelt begeht oft diesen Fehler: sie färbt das Bunte, in dem die Dinge der Welt schillern, in Schwarz oder Weiß um. So wie die starken Wesen zu unfehlbaren Helden werden, so erhalten die Schwächeren alle Schuld der Welt aufgeladen. Minna Planer ist meist unter diese eingereiht worden. Über ihren Mängeln und Fehlern sind ihre Tugenden und Verdienste vergessen worden, am wenigstens allerdings von Wagner selbst.

Es soll auch nicht vergessen werden: sie hat am längsten an der Seite Wagners gelebt. Als die Tragödie mit Mathilde ihrem Höhepunkt zusteuerte, waren Minna und Richard fast fünfundzwanzig Jahre lang verbunden. Im ganzen dauerte ihre gemeinsame Lebenswanderung in Liebe und Feindschaft zweiunddreißig Jahre. Die neunzehn Jahre mit Cosima und die drei bis vier Jahre mit Mathilde stehen dahinter zurück. Freilich liegt der Einwand nahe, daß dies sehr äußerlich gemessen sei. Darf man die Bedeutung zweier Menschen füreinander mit der Elle der Zeit messen?

Ja, hier darf man es. Zeit und Dauer sind in diesem Fall kein schlechtes Maß, weil die Jahre mit Minna das ganze Werden des Meisters umfassen. Als Wagner Minna kennenlernte, trat er eben ins Leben hinaus. Als er sie innerlich verließ, waren alle seine Werke — von ferne auch der «Parsifal» — in der Partitur oder wenigstens im Gedankengebäude vollendet. Mathilde löste nur den Schaffensdrang noch einmal aus. Cosima begleitete Wagner bei der Reife und Ernte. Der Wagner der dreizehn gewaltigen Musikdramen ist an Minnas Seite gewachsen.

Niemand wird sagen, daß sie ihn dabei sonderlich beflügelt habe oder gar seine Muse gewesen sei, so daß wir diese hohen Werke ihr zu danken hätten. Gewiß nicht! Aber Minna lebte bei Wagner, und

so, wie sie nun einmal geschaffen war, wirkten alle Regungen ihrer Natur auf ihn ein. Minna hat ihren Einfluß auf Wagners Werke selbst recht genau erkannt und in einem Brief ausgesprochen:

29. August 1859

... Ich muß mich öfters an Richards Werken erheben und kräftigen, sonst könnte ich keinen freundlichen Brief an ihn schreiben (unter uns gesagt). An mir hat er gewiß eine glühende Verehrerin seiner früheren Werke. Mir ist es, als hätte ich sie mitgeschaffen, da ich ihn währenddem pflegen und alle häuslichen Sorgen allein auf meine Schultern nehmen durfte ...

Rembrandt malte Saskia. Der Maler springt im Werk unmittelbar von seinem Modell ab. Der Dichter tut dies weniger. Gretchen ist nicht einfach eine der Frauen aus Goethes Erdenwandel. Die Liebeserlebnisse der Musikdramatiker liegen in noch viel weiterer Ferne von den Helden ihrer Werke. Darum ist keine der von Wagner geschaffenen Gestalten einem der Menschen aus seinem Leben gleichzusetzen, wenn auch die Wagnersche Dichtung in anderer Weise reinste Erlebnisdichtung ist.

Auch Minna Planer finden wir in den Wagnerschen Werken nicht unmittelbar wieder. Und doch sind drei Gestalten unverkennbar mit ihr verbunden. Die am spätesten geschaffene ist Fricka, jene Frau, die um «der Ehe heiligen Eid, den hartgekränkten», klagt. Was Wagner tausendmal im Leben gedacht und gewiß auch ausgesprochen hatte, das floß ihm beim künstlerischen Formen wieder in den Sinn. So wendet sich Wotan im zweiten Akt zu Fricka:

Nichts lerntest du,
 Sollt' ich dich lehren,
 Was nie du erkennen kannst,
 Eh' nicht ertagte die Tat.
 Stets Gewohntes
 Nur magst du verstehen:
 Doch was noch nie sich traf,
 Danach trachtet mein Sinn!

Wagner hat diesen Zusammenhang selbst erkannt. Als er die Worte Frickas:

Wo in Bergen du dich birgst,
 Der Gattin Blick zu entgehen,
 Einsam hier
 Such ich dich auf.

vertonte, traf gerade wieder ein unfreundlicher Brief Minnas ein. Dies entlockte ihm den wehmütigen Ausspruch: «Das stimmte gar nicht übel zusammen.»

Vorher geschaffen, und zwar in lichterem Farben, wenn auch noch immer erkennbar Minnas Züge tragend, ist Elsa von Brabant. Sie kann nicht an das Wunder glauben. Unerträglich die Qual der Seele, daß über ihrem Leben ein Geheimnis walten soll. Das Un-erfragbare raubt ihr die Ruhe. So wird sie schuldig und vernichtet ihr und ihres Helden Glück durch Unglauben. Stand nicht das gleiche trennend zwischen Richard und Minna? Nichts vermißte er so an seiner Ehegefährtin wie den unbedingten Glauben an sein Künstler-tum. Und gerade den brachte sie ihm nur zögernd und schwachmütig entgegen.

Die ärgsten Worte Minnas in dieser Richtung hat uns Ferdinand Bräger, ein englischer Freund Wagners, übermittelt. Er hat sich in seinen sonstigen Berichten als nicht zuverlässig erwiesen. Aber hier dürfen wir ihm wohl einmal glauben. Minna fragte ihn eines Tages: «Nun sagen Sie mir ganz ehrlich, ist Richard denn wirklich ein solch bedeutendes Genie?» Das war im Jahre 1856, als Wagner außer dem «Rienzi» schon den «Fliegenden Holländer», «Tannhäuser», «Lohengrin» und die Nibelungendichtung geschaffen hatte. Ein andermal beschwerte sich Wagner über den Unverstand des Publikums. Da bemerkte Minna: «Aber lieber Richard, warum komponierst du nicht auch einmal etwas für die Galerie?»

Die dritte und früheste der Minna-Gestalten in Wagners Werken ist Senta, freilich in einem recht verneinenden Sinne. Als Wagner seine «Holländer»-Dichtung schuf, nannte er die Heldin, die den bleichen Seemann erlöst, Minna! Was er als Wunsch und Erwartung an seine Lebensgefährtin richtete, wurde im Werk künstlerisch geformt. Der Entwurf, den Wagner an die Pariser Oper verkaufte, behielt den Namen Minna bei. Wagner selber änderte ihn in Senta um. Vielleicht klang ihm Minna etwas zu hausfraulich. Aber das

war es sicher nicht allein. Er änderte diesen Namen, weil Minna eben nicht seine Senta geworden war.

Kein Zweifel, daß die Wandlung von der Minna — Senta über die Elsa bis zur Frida den Damaskusweg der Wagnerschen Ehe mit Minna kennzeichnet. Senta sollte die Erlöserin aus allem Ungemach sein. Elsa gewann trotz der begrenzten Seelenkräfte die Achtung und Liebe der Welt. Frida jedoch bestand nur auf dem verbrieften Recht und ahnte das blühende Leben nicht mehr. So spiegeln diese drei dramatischen Gestalten die Minna der Königsberger, der Dresdner und schließlich der Züricher Jahre wider, wobei wir uns allerdings hüten wollen, diese feinen Beziehungen allzu buchstäblich zu nehmen oder uns auch nur streng an die gewisse Vergröberung zu halten, die Worte und Begriffe immer mit sich bringen. —

Aber noch saßen die drei Frauen: Minna, Mathilde und Cosima, verträglich im Wesendonkschen Hause nebeneinander. Über allen lag zwar schon banges Ahnen. Aber es blieb unausgesprochen. Alle litten. Aber noch bannte der große Zauberer durch seine Menschlichkeit und durch sein Werk die aufbrechenden Leidenschaften.

Wagner versuchte, dem Sturm zu entgehen. Für einige Zeit reiste er nach Paris. Vergebens! Bei seiner Rückkehr nahm die Tragödie dort ihren Fortgang, wo sie vorher stehengeblieben war. Festliche Musikaufführungen im Wesendonkschen Hause und überhaupt jede Begegnung mit Mathilde ließen die Feuergarben sofort wieder hochschießen. Von nirgendwoher war Erlösung aus dieser Qual zu erhoffen. Wie sollten sich hier auch Traum und Wirklichkeit zusammenfinden?

Wie den Liebenden Tristan und Isolde kam auch Wagner und Mathilde Wesendonk die Lösung nicht aus eigener Kraft. Dort verriet Melot seinen Herrn. Auch hier wurden die Nachtgeweihten in den grellen Schein des tückischen Tages gezerrt. Zum Melot in Wagners gelebtem Drama hatte die Vorsehung — Minna erwählt!

Der Verkehr zwischen dem Wesendonkschen und dem Wagnerschen Hause gestaltete sich immer lebhafter. Am Morgen arbeitete Wagner. In den Teestunden des Nachmittags ging er zu Wesendonks hinüber, um das Neugeschaffene Mathilde vorzulesen oder vorzuspielen. Andere Male kam Frau Mathilde zu ihm herüber. Diese traulichen Stunden liebte Wagner als die schönsten des Tages. In

ihnen kam es zu den großen Aussprachen mit Mathilde. Weil diese Begegnungen in die Zeit der niedersinkenden Dämmerung fielen, nannte sich Wagner Mathildens «Dämmermann». Zahlreich waren außerdem die Briefe, die hin und her geschickt wurden.

Minna hatte das schon lange gesehen. Erst war es eine blasse Ahnung. Nun beobachtete sie schärfer. Bald wurde der Verdacht zur Gewißheit. Blicke, Worte, Begegnungen, Einladungen und Besuche lieferten neue Beweise. In der Stadt wollte die Munkerei nicht aufhören. Als Wagner 1855 in London war, hatte sich Minna den Verdacht noch einmal ausreden lassen. Jetzt fand sie alle Gerüchte bestätigt. Minnas Schmerz wuchs riesengroß. Nachts lag sie allein, sah sich verlassen, von allen verstoßen. Bordeaux . . . Nun war die neue Jessie doch gekommen! Das Herz klopfte, raste. Allmählich kroch Angst, erbärmliche Angst in ihr hoch. Der entsetzliche Druck wuchs und wuchs. Keinem Menschen konnte sie ihre quälenden Sorgen anvertrauen.

Stundenlang lauerte sie hinter den Vorhängen und wartete, bis Wagner hinüberging oder die Schritte der Frau Wesendonk auf den Stiegen des Asyls zu hören waren. Jedesmal stach es ihr tiefer ins Herz. Wie lange war das noch zu ertragen? Man muß diese Qual ermessen, um das, was Minna nun tat, verstehen zu können.

Der Druck machte sich in einer begreiflichen, aber törichten Handlung frei. Als der Knecht am 7. April 1858 wieder eine Sendung Richards hinübertrug, sprang Minna dazwischen und nahm ihm den Brief ab. Sie öffnete das Schreiben und las unter anderem folgendes:

. . . So gings die ganze Nacht fort. Am Morgen ward ich wieder vernünftig und konnte recht herzinnig zu meinem Engel beten; und dieses Gebet ist Liebe! Liebe! Tiefste Seelenfreude an dieser Liebe, der Quell meiner Erlösung! Nun kam der Tag mit seinem üblen Wetter, die Freude Dich zu sehen war mir versagt, die Arbeit ging noch immer nicht. So war mein ganzer Tag ein Kampf zwischen Mißmuth und Sehnsucht nach Dir. . . . Sei mir gut, das Wetter scheint mild, heut' komm ich wieder in Deinen Garten, sobald ich Dich sehe. Ich hoffe Dich einen Augenblick ungestört zu finden. — Nun meine ganze Seele zum Morgengruß!

R. W.

Nahm Minna dies? Zeilen als Beweis für den weltverlorenen Bund zweier wundersamer Menschenseelen, die sich in tiefem Verstehen gefunden hatten? Nein, es war für sie ein gewöhnlicher Liebesbrief, wie ihn Ehemänner ihren Verhältnissen zu schreiben pflegen. Wie fern Minna solchen Seelenbekenntnissen gegenüberstand, wie sich ihr inneres Leben auf einer völlig anderen Ebene abspielte, das zeigt ihr Brief an eine Freundin, in dem sie den Hergang jener Tage schilderte:

... Madame W. besuchte meinen Mann heimlich und umgekehrt, verbot meinem Knechte, als er ihr die Thür aufmachte, daß er mir nicht sagen sollte, daß sie oben sei. Ich habe das alles ruhig geschehen lassen. Es ist ja so häufig der Fall, daß Männer ein Verhältniß haben. Warum sollte ich es nicht auch von dem meinigen dulden? Eifersucht kannte ich ja nicht. Nur die Gemeinheiten, diese Kränkungen hätten mir erspart werden sollen, und mir es mein lächerlich eitler Mann verbergen müssen. . .

Stolz über ihre Kühnheit, Wagners Brief geöffnet und gelesen zu haben, trat Minna in Richards Zimmer. Wagner beschrieb diese peinliche Szene so: «. . . Da ihr das Verständnis der in diesen Zeilen ausgesprochenen Stimmung durchaus unmöglich war, hielt sie sich desto mehr an eine ihr geläufige triviale Deutung der Worte, und glaubte sich demnach berechtigt, in mein Zimmer zu treten, um mir in dem Sinne einer solchen von ihr gemachten schrecklichen Entdeckung die sonderbarsten Vorwürfe zu machen. Sie hat mir nachher gestanden, daß sie hierbei nichts so sehr empöret habe als meine große Ruhe und die ihr dünkende Gleichgiltigkeit, mit welcher ich ihrem törichten Benehmen entgegnete. Wirklich sagte ich ihr kein Wort, veränderte kaum meine Stellung und ließ sie einfach wieder zur Thüre hinausgehen. . . . Durch eine sehr bestimmte Aufforderung, sich ruhig zu verhalten und sowohl in ihrem Urtheile wie in ihrer Handlungsweise sich keiner Mißgriffe schuldig zu machen, suchte ich auch Minna von der eigentlichen Bedeutung, welche der nichtige Vorgang für uns gewonnen habe, zu unterrichten. Wirklich schien sie etwas davon zu verstehen und versprach mir, sich ruhig zu verhalten und ihrer törichten Eifersucht keine Folge zu geben.» (Mein Leben.)

Minna dagegen berichtete an die Freundin so:

30. April 1858

... Am Mittag sagte ich meinem Herrn Gemahl, daß ich diesen schönen Brief geöffnet und gelesen. Er war etwas erschrocken. Ich aber sagte, daß ich diesen Betrug gegen den armen Mann nicht leiden würde. Ich wolle fort gehen. Er aber müsse diese Frau für ewig sein nennen. R. wollte sich herausreden mit seiner vortrefflichen Guada, ich ließ nichts aufkommen ...

Wie grauenvoll, daß diese beiden Menschen alles, was sie sagten und taten, so voneinander abweichend beschrieben und beurteilten. Was Wagner am dringendsten riet, konnte Minna am wenigsten befolgen: Ruhe bewahren. Auch Elsa läßt sich durch nichts von ihrer verhängnisvollen Frage abhalten. Ebenso mußte Minna handeln. Auf Anraten einer törichten Freundin – Ortrud? – ging sie zu Frau Wesendonk hinüber und «sprach sich aus».

30. April 1858

... Nach 8 Tagen, ich wollte ganz ruhig werden, ging ich zu diesem Weibe und sagte ihr dasselbe, daß ich den Verräter nicht machen wollte, aber auch nicht den Zuschauer künftig mehr abgeben würde. Ich leide es nicht, daß der Beste der Männer betrogen würde pp. Diese Person wollte nun die Beleidigte spielen, bis ich ihr von dem Brief und seinem Inhalt sagte. – Natürlich wollte sie lieber die reiche Frau bleiben und nicht die eines armen Teufels werden. – Sie versprach mir alles, die Vertraulichkeiten einzustellen, was ich glauben muß, denn ich bin hier. – Richard versprach mir dasselbe und wollte mir ... mit Gewalt die Reinheit seines Verhältnisses mit Gutem und Bösen einreden, wie lächerlich! – Ich bin bei meiner Überzeugung geblieben und damit punktum. ...

Frau Wesendonk war vor allem über Wagner enttäuscht, daß er Minna gegenüber nicht genau so offen gehandelt hatte wie sie ihrem Manne gegenüber. Außerdem war sie von Minnas roher Sprache entsetzt. Außerlich war sie lebenswürdig geblieben. Gerade das legte ihr Minna später als bodenlose Falschheit aus:

14. Juni 1858

... Auf Deinen freundschaftlichen Rat damals war ich bei der bewußten Frau, benahm mich ganz, wie wir beide es nicht anders

gekannt, d. h. nobel. Sie war auch höchst dankbar und freundlich gegen mich, begleitete mich noch Hand in Hand bis an die Treppe und alles war abgemacht und gut. Hinterher jedoch hat sie sich anders überlegt. Ihrem Manne hat sie gesagt, ich hätte sie furchtbar beleidigt, ohne ihm jedoch die reinste Wahrheit über das gepflogene Verhältniß gesagt zu haben. Zu Richard hat sie nun gar ein Hallo gemacht, wie tief und abscheulich ich sie gekränkt, trotzdem ich delikat genug war, dieser Frau nicht einmal den verhängnisvollen Brief zu zeigen, den ich doch in meiner Tasche trug. So sind aber die gemeinen, kleinlichen Naturen, nichts als Klatsch und Hezereien können sie machen. Ich mochte der Betreffenden meine Unterredung mit ihr nicht verbieten zu verschweigen, was sich bei einer klugen Frau wohl von selbst verstanden hätte und es konnte unter Umständen, — wenigstens äußerlich, beim Alten bleiben. — Wie es jetzt steht, werde ich Dir mündlich noch mittheilen, da ich fürchten muß, Dir schon mit diesem langweilig geworden zu sein. Nur soviel noch, daß mein Herr Gemahl nicht mehr jenes Haus betritt, ob aus Stärke oder Schwäche weiß ich nicht . . .

Offenbar schloß diesmal Minna wie meist allzu schnell von sich auf andere. Jedenfalls fühlte sie sich in dem Glauben erleichtert, «alles in Ordnung gebracht» zu haben. Als Wagner von einem Spaziergang heimkehrte, fuhren Wesendonks im Wagen zufällig vorbei. An ihren Mienen erkannte er sofort, daß etwas geschehen war. Er ahnte nichts Gutes. Auch eine Veränderung an Minna fiel ihm auf. Sie kam ihm freundlich entgegen. Ihr Händedruck war wie das Versprechen neuer Freundschaft. Den törichten Besuch bei Frau Wesendonk gab sie nicht nur zu, sondern war stolz darauf.

Wagner hielt wohl schon jetzt alles für verloren. Sollte überhaupt noch ein Versuch zur Beilegung dieser Wirren unternommen werden, so mußte Zeit über diese Dinge hingehen. Sie alle brauchten Ruhe. Minna würde am ehesten in einem Bade gesunden. Dort sollte ihr krankes Herz gepflegt werden. Wagner ordnete diese Kur einfach an, und Minna fügte sich.

Die vielen gegenseitigen Mißverständnisse wurden noch einmal leidlich behoben. Daß Wagner seiner Frau die Wahrheit unmöglich sagen konnte und nicht so frei handeln durfte, wie sie Wesendonk ge-

genüber, sah Mathilde ein und vergab ihm deshalb. Es war eben unmöglich, Minna über irgendwelche feinere Seelenregungen aufzuklären. Trotz der versöhnenden Aussprache mit Mathilde hatte aber das feine Schwingen ihrer Gemeinsamkeit nun einen Bruch. Er konnte übersehen, aber nie mehr ganz geheilt werden.

Gerade jetzt traf der herrliche Erard-Flügel im Asyl ein, den Wagner in Paris zum Geschenk erhalten hatte. Dies wunderbar klingende Instrument regte seine musikalische Schaffenskraft mächtig an. Wie gern hätte er jetzt am «Tristan» weitergearbeitet! In derselben Zeit meldete sich der Großherzog von Weimar zu einem Treffen in Luzern an. Die Folgen dieser Begegnung konnten unermesslich sein. Vielleicht setzte sich dieser Fürst nochmals für Wagners Begnadigung ein. Vielleicht wagte er in Weimar den «Tristan» oder den «Nibelungenring». Gerade jetzt nahm also Wagners Verkehr mit der Welt einen schönen Aufschwung, und das alles wurde nun durch die Wirren im Asyl wieder in Frage gestellt.

Als Minna die Kur in Breitenberg für einige Tage unterbrach und zu Wagner kam, mußte er ihr sagen, was nun geschehen sollte. Es gab keinen anderen Ausweg als völlige Trennung. Ihre Lebenswege ließen sich nicht mehr vereinigen. Alles Entgegenkommen, so redlich sich in ihrer Weise beide darum bemüht hatten, verhinderte nicht die ewigen Mißverständnisse, Zwistigkeiten und Kämpfe. Richard wollte immer für Minna sorgen. Aber sie mußte von ihm und seinen Lebenswegen getrennt bleiben.

Nun erst wurde sich Minna über ihr Unglück klar. Alle Schmerzen der Vergangenheit, die Ahnung einer traurigen Zukunft und die Einsicht ihrer Torheit schlugen in einem schrillen Klang zusammen. Es war, als wenn ihr hartes Wesen verlöschte. Sie wurde weich und milde, wie sie Wagner zuvor nie in seinem Leben gesehen hatte.

Bis tief in die Nacht hinein sprachen die Ehegatten miteinander. Beim Gutenachtsagen ergriff Minna Richards Hand und küßte sie. Dies war wieder so eine schlichte Bezeugung ihrer einfachen Seele wie der Reuebrief nach der Flucht aus Königsberg und das Lorbeerblatt nach dem «Rienzi». Genau wie damals ließ Wagner sich auch jetzt sofort umstimmen. Vielleicht hatte das alles so kommen müssen, damit Minna eine andere wurde. Konnte diese harte Fü-

gung nicht der Anfang eines neuen, besseren Zusammenlebens werden? Vielleicht würden sie doch noch einmal irgendwo von vorn beginnen. Wie tief ihn die Herzensregung Minnas gerührt hatte, offenbart uns ein Brief Wagners an Alwine Frommann:

... Nach dem schrecklichen Bekenntnisse, das ich ihr machen mußte, ist die arme Frau für mich ein anderes Wesen geworden, als sie früher es war. Ich sehe nur noch, wie schrecklich sie leiden muß, und kann nur noch mit ihr — leiden. Sie war — eben in ihrer Niedergeschlagenheit — zum erstenmal ganz weich, und nur noch klagend, was mir das Herz zerriß. Meine Bestimmung stand von da ab fest. Nie hatte ich ernstlich im Sinne gehabt, sie je zu verlassen, oder gar etwa — ein anderes «Glück» zu suchen. Doch hatte ich mich immer nur leidend, abwehrend, mich entfernend von meiner Frau gehalten. Jetzt, nachdem ich ihr diese furchtbare Wunde hatte schlagen müssen, trat ich mit vollem Bewußtsein zu ihr in ein aktives Verhältnis. Es lag mir jetzt ob, sie zu trösten, mit ihrem Schicksale zu versöhnen, ganz und herzlich ihr das zu sein, was ich ihr nun sein konnte, sein mußte, und eben nicht etwa aus Pflichtgefühl, sondern auf Antrieb einer tiefinnigen Stimme des Herzens ...

Bei Minna war aber jenes zarte Bekenntnis in mitternächtlicher Stunde nur eine augenblickliche Schwäche gewesen. Ein paar Tage später hatte sie sich wiedergefunden und segelte mit Leidenschaft im alten Fahrwasser, wie der Brief an eine Freundin verrät:

14. Juni 1858

... Es ist wirklich abscheulich, wie erbärmlich sich R. gegen seine Frau benimmt, die er doch so krank gemacht hat. Gott möge mir helfen ... Sonntag vor acht Tagen war ich daheim, aber nur 23 Stunden. ... Ich wollte aber, ich wäre nicht dort gewesen. Bis die Nacht um 2 Uhr hat der liebe Richard seine Galle gegen mich ausgeschüttet.

Minna war nach Brestenberg zur Kur zurückgekehrt. Erst jetzt erreichte ihre Krankheit den Höhepunkt. Täglich verschlimmerte sich ihr Herzleiden:

... Mit meiner Gesundheit will es garnicht vorwärts. Nächsten Donnerstag bin ich schon neun Wochen hier und noch immer klopft

und tobt mein armes Herz, als ob es herausspringen wollte. Dazu schlechte Nächte, daß ich gewöhnlich zwei bis drei Stunden des nachts im Zimmer auf und abspazieren muß . . . Es ist dies leider ein furchtbarer Zustand und ich mag es meinem Feinde nicht gönnen. Ich möchte manchmal rasend werden. Dennoch halte ich mich und mein Herz stets im Zaume, daß mir kaum jemand anmerkt, was ich leide . . .

Eines Tages mußte mit ihrem Ende gerechnet werden. Wagner zitterte bei dem Gedanken. Er wollte noch viel an Minna gutmachen. Aber das Schlimmste ging vorüber. Minnas Zustand verbesserte sich. Die Kette ihrer Leiden riß noch lange nicht ab. Wagner schrieb oft und liebevoll.

Vier Monate war Minna zu dieser Kur vom Asyl fort. Mitte Juli kehrte sie zurück. Jetzt würde sich zeigen, ob die letzten Wirren noch einmal überbrückt werden konnten.

Es zeigte sich sofort, daß dies unmöglich war. An einer höchst nüchternen, ja lächerlichen Kleinigkeit scheiterte der Versuch schon am ersten Tage. Wagners Diener hatte die Hauspforte im Asyl mit einer Ehrengirlande geschmückt. Minna war über diese Aufmerksamkeit erfreut. Das sollte ein netter Nasenstüber für Frau Wesendonk werden. Tagelang mußte die Girlande hängenbleiben, bis sie «drüben» die rechte Wirkung getan hatte.

In der That wirkte sie genau so, wie Minna hoffte. Frau Mathilde war empört. Das sah ja aus, als wenn Frau Wagner im Triumph zurückgekehrt sei. Die Kluft erwies sich somit als unüberbrückbar. Es gab keine Versöhnung mehr. Der Traum des Asyls war zu Ende.

Wieder kehrten Bülow's bei Wagner ein. Aber der vorjährige Dreiklang der Frauen hatte sich unterdessen zu einem schrillen Mißklang verwandelt. Jetzt konnten die Gäste nur Zeugen sein, wie häßlich hier alles zu Ende ging.

Wagner gestand in einem Gespräch mit Minna ein, daß ihr Benehmen nicht die einzige Ursache des Unglücks war. Aber auch diese Offenheit konnte nichts mehr bessern. Daß die Gatten noch einen Monat lang zusammenhausen mußten, bereitete ihnen viele Peinlichkeiten. Wagner hatte erst das nötige Geld für ihre Abreise zu besorgen.

Minna schüttete ihr Herz noch einmal bei der Dresdner Freundin Schiffner aus:

2. August 1858

... Es ist keine Kleinigkeit, wenn man beinahe 22 Jahre verheiratet ist und eine Trennung bevorsteht; ich wenigstens komme nicht so leicht darüber hinweg. Läge es an mir, so versichere ich Ihnen, geschähe es gewiß nicht. Ich bin, was den Punkt in Rücksicht für die Männer betrifft, ebenso aufgeklärt und habe schon manches nachgesehen und nicht bemerken wollen, sogut wie andere Frauen, ich bin ja sechs volle Jahr blind nebenher gelaufen. Richards Ehre verträgt es jetzt einfach nicht, hier zu bleiben, da der Mann, ich weiß nicht wie, auch von dem Verhältniß erfahren hat. Als ich zurückkam, wurde ich so heftig von meinem Mann bestürmt und bedroht, daß ich mit jener Frau wieder umgehen sollte. Ich gab auch nach, wollte diesen gewaltigen Sprung machen, das ist wirklich alles mögliche, was eine Frau an meiner Stelle tun kann. Allein der Mann und endlich dieses Weib selbst wollen es nicht. Sie ist so, wurde mir von meinem Mann selbst zugeschrien, wütend, daß ich bleibe, nur R. allein soll hier hausen, was er aber nicht kann, so, liebe Freundin, stehen die Sachen, nicht ich bin schuld.

R. hat zwei Herzen. Er ist umstrickt von der anderen Seite und hängt aus Gewohnheit an mir, das ist alles!

Mein Entschluß ist nun, da dieses Weib es nicht ertragen will, daß ich mit meinem Mann zusammenbleibe und er schwach genug ist, ihr den Willen zu tun, abwechselnd in Dresden bei den Tichatscheks, dann in Berlin, Weimar zu bleiben, bis mich entweder Richard oder der liebe Gott abruft.

Mit meiner Gesundheit geht es natürlich unter solchen Umständen nicht besser. Da helfen alle Wasser der Welt nicht, wenn solche Gemütsunruhen in einem stürmen. Es ist schade um jeden Groschen gewesen, den ich dort verbraucht. ... Ich kann vor Herzklopfen sehr oft nicht schlafen. Auch fehlt mir der Atem. Sobald ich eine Treppe hinaufsteige, muß ich stehen bleiben, um mich zu erholen und die Nerven, davon will ich noch garnicht reden. Aber beides ist in jeder Hinsicht gräßlich. ... In 14 Tagen, sobald der Besuch fort ist, den ich so lange wie möglich behalten möchte, muß ich mich mit dem Verkauf der Möbel und Einpacken beschäftigen, was mich ebenfalls

sehr schmerzt. Richard reist schon vorher fort, ich weiß noch nicht wohin, vielleicht nach Italien. Das ist meine nächste traurige Zukunft, die ich mir nie hätte träumen lassen. Gott möge denen verzeihen, die mir diesen neuen Kummer herbeigeführt! Mit Richard spreche ich über diesen Fall natürlich garnicht. Wir sind scheinbar gut miteinander. Er leidet zuweilen, doch nicht um mich und ich nur um ihn.

Ich hasse die Welt, daß die schwachen Menschen einander solche Qualen bereiten, wobei der Unschuldige mitleiden muß . . .

Am 17. August 1858 trennten sich die Ehegatten. Von der letzten banger Nacht schrieb Wagner in das Tagebuch für Mathilde:

Genf, 21. August 1858

Die letzte Nacht im Asyl legte ich mich nach 11 Uhr ins Bett: andern Morgens um 5 Uhr sollte ich abreisen. Ehe ich die Augen schloß, ging es mir lebhaft durch die Seele, wie ich mich sonst immer an dieser Stelle in Schlaf gebracht durch die Vorstellung, ebenda würde ich einst sterben: so würde ich liegen, wenn Du zum letztenmal zu mir trätest, wenn Du offen vor allen mein Haupt in Deine Arme schлößest, und mit einem letzten Kusse meine Seele empfängest! Dieser Tod war mir die holdeste Vorstellung, und sie hatte sich ganz an der Lokalität meines Schlafzimmers ausgebildet: Die Thüre nach der Treppe zu war verschlossen, du tratest durch die Gardine des Arbeitszimmers; so schlangest Du Deinen Arm um mich; so auf Dich blickend starb ich. — Und wie nun? Auch diese Möglichkeit zu sterben war mir entrückt? Kalt, und wie gesagt, verließ ich dies Haus, in welchem ich mit einem Dämon eingeschlossen war, den ich nicht mehr bannen konnte als durch die Flucht. — Wo — wo werde ich nun sterben? — — So entschlief ich. —

Aus banger Träumen erweckte mich da ein wunderbares Rauschen: mit dem Erwachen fühlte ich deutlich einen Kuß auf meiner Stirn: — ein schriller Seufzer folgte. Das war so lebhaft, daß ich auffuhr und um mich blickte. Alles still. Ich zündete Licht an: es war kurz vor 1 Uhr, am Ende der Geisterstunde. Hatte ein Geist in dieser banger Stunde bei mir Wache gestanden? Wachtest Du oder schliefst

Minna Wagner, vermutlich während der Züricher Zeit. Aus ihrem noch immer schönen Antlitz sprechen irrende und leidende Augen.

Sächs.
Landes-
Bibl.

Sächs.
Landes-
Bibl.

Richard Wagner, gemalt von E. Willich. Mathilde Wesendonk beauftragte den Maler mit dieser Arbeit, die im Beisein von Cosima von Bülow, der späteren Frau Wagners, begonnen und vollendet wurde. Wagner schenkte das Gemälde Minna.

Du um diese Zeit? — Wie war es Dir? — Kein Auge konnte ich nun wieder schließen. Lange quälte ich mich vergebens im Bett, bis ich endlich aufstand, mich vollständig anleidete, den letzten Koffer schloß, und nun, auf und ab gehend, bald auf dem Ruhebett mich ausstreckend, bang den Tag erwartete. Er erschien diesmal später, als ich es von den schlaflosen Nächten im vergangenen Sommer her gewöhnt war. Schamrot kroch die Sonne hinter dem Berge hervor. — Da blickte ich noch einmal lange hinüber. — O Himmel! Mir kam keine Träne; aber mir war es, als erblickten alle Haare meiner Schläfe! — Nun hatte ich Abschied genommen. Jetzt war alles kalt und sicher in mir. —

Ich ging hinunter. Dort erwartete mich meine Frau. Sie bot mir den Tee. Es war eine schreckliche, jämmerliche Stunde. — Sie begleitete mich. Wir stiegen den Garten hinab. Es war ein prachtvoller Morgen. Ich sah mich nicht um. — Beim letzten Abschied brach meine Frau in Jammer und Tränen aus. Zum ersten Mal blieb mein Auge trocken. Noch einmal redete ich ihr zu, sich mild und edel zu zeigen und sich christlichen Trost zu gewinnen. Die alte rachsüchtige Heftigkeit loderte abermals in ihr auf. — Sie ist unrettbar! mußte ich mir sagen. Doch — rächen kann ich mich an der Unglücklichen nicht. Sie selbst muß ihr Urteil vollziehen. — So war ich furchtbar ernst, bitter und traurig. Doch — weinen konnte ich nicht. — So reiste ich fort. Und siehe! — ich leugne es nicht: mir ward wohl, ich atmete frei. — Ich ging in die Einsamkeit: Da bin ich heimisch; dort in der Einsamkeit, wo ich mit jedem Atemzug Dich lieben darf! — —

Wesentlich anders erlebte Minna diesen Abschied:

Der Abschied von Richard hat mir fast das Herz zerrissen. Hätte ich ihn zu Grabe geleitet, ich hätte keinen größeren Schmerz empfinden können . . . Richard vergoß nur Tränen, als er auf der Eisenbahn im Waggon saß; vorher hatte er keine Gedanken, keinen Blick und kein Gefühl für mich. Als ich ihn noch den Weg herunter in den Garten begleitete, wo man das Wesendonk'sche Haus sehen kann, ging er wie ein Blinder an meiner Seite und sah unverwandt hinüber ohne meinen Schmerz, mit dem ich ihm zur Seite ging, nur im geringsten zu beachten, bis ich ihn bei den Händen faßte und ihn

sanft zu mir mit den Worten wandte: «Richard, sieh mich doch an!» . . . Ich konnte das Gefühl nicht loswerden, daß ich ihn in diesem Leben nicht wiedersehen würde . . .

Minna blieb noch vierzehn Tage im Asyl, um die Wohnung aufzulösen. Ein Teil der Möbel wurde verkauft. Der andere Teil wartete in Zürich auf seine weitere Bestimmung. In den ersten Septembertagen nahm auch Minna Abschied vom Asyl. Zum letztenmal ging sie durch das schon ausgeräumte Haus und betrachtete mit wehmütigen Blicken die Blumen, die sie gepflegt, und die Beete, auf denen sie selbst Gemüse gepflanzt hatte.

Aus allem, was wir über die Wirren im Asyl wissen, folgerte für die meisten, daß Minna in ihnen die Hauptrolle eines Störenfriedes gespielt hat. Betrachten wir alles von außen her, so trifft dies wohl zu. Minna war Melot und zerrte die feinen Fäden jener Seelenverbindung ans grelle Licht. Ob sie aber auch die letzte innere Ursache des traurigen Endes war, ist sehr zu bezweifeln. Wäre nicht alles auch ohne Minnas Dazwischentreten schließlich doch so gekommen, wie es ja kommen mußte? Wagner selbst hat Minna gegenüber wieder Gerechtigkeit walten lassen, als er Mathilde Wesendonk einmal bekannte: «Nun ist der letzte Stachel aus meiner Seele. Du hast ihn doch wohl an der unrichtigen Stelle gesucht: es war nicht meine Frau — es war Dein Mann, der mich aus Deiner Nähe verscheuchte. Vergib, daß ich die Wunde noch einmal berühre. Mir ist sie seit dieser Nacht geschlossen. Ich kann nun Alles.»

Jedenfalls mußte Wagner schon nach einem reichlichen Jahr die trauliche Welt verlassen, in der er den Rest seines Lebens verbringen wollte. Auch Mathilde konnte ihn also nicht erlösen. Wagner ging aus diesem Reich der Wonnen und der Schmerzen wieder hinaus in die weite Welt wie der bleiche Seemann.

Als Sinnspruch über diesen Züricher Jahren stand das Wort: Mir erkoren, mir verloren.

Über Mathilde Wesendonk sagte Wagner später: «Sie ist und bleibt meine erste und einzige Liebe! Es war der Höhepunkt meines Lebens: Die bangen, schön beklommenen Jahre, die ich in dem wachsenden Zauber ihrer Nähe, ihrer Reigung verlebte, enthalten alle Süße meines Lebens.»

Minna besorgte das Geschäft der Wohnungsauflösung mit allem Trara. Als die Züricher hörten und lasen, daß bei Familie Wagner soundso viele Bettstellen, Schränke, Stühle, Tische usw. billig zu verkaufen seien, wußten sie Bescheid. Minna verstand nicht, daß dieses Aufsehen besser vermieden worden wäre. Nun hatte der Züricher Stadtklatsch für Wochen und Monate ausreichenden Stoff.

Übrigens standen die Sympathien meist auf Minnas Seite. Auch die Züricher sahen in diesem «Fall Richard Wagner — Mathilde Wesendonk» nichts als eine Liebschaft, wie sie öfters vorkommt. Die betrogene Gattin wird dabei nicht nur bedauert, sondern meist auch für völlig unschuldig gehalten. Nach dieser Regel wurde Minna nun zur Märthrerin. Höchstens die nächsten Freunde waren imstande, die tieferen Gründe dieses «Falles» zu durchschauen. Die Mehrheit brach den Stab über Wagner, vor allem aber über Frau Wesendonk.

Wagner reiste an den Genfer See, in jene Landschaft der weichen und schwellenden Linien, die fast bei jeder Flucht in seinem Leben das erste Ziel war. Hier wollte er Ruhe und Frieden in seiner Seele wiederfinden und weitere Entschlüsse fassen. Von Mathilde hatte sich Wagner in aller Form verabschiedet. Für einige Zeit wollten sie jeden Verkehr meiden. Das Aussprechen zu ihr fehlte seinem stets mitteilungsbedürftigen Inneren. Um so größere Sorge machte ihm Minna, die noch im Asyl war. Konnte sie nicht neue Torheiten begehen? Würde ihr Herz die körperlichen und seelischen Anstrengungen aushalten? Allerlei Schreckgespenster tauchten vor ihm auf. Er schrieb darum oft und lang an Minna. In den acht Tagen vom 18. bis 26. August sandte er ihr allein drei ausführliche Briefe. Aber die Post ging ihm viel zu langsam. Die Arme brauchte schnelleren Trost. Darum telegraphierte er in diesen wenigen Tagen außerdem noch fünfmal. Es waren immer nur ein paar Worte wie: Ruhe! Habe Geduld! Fasse Mut! usw. Minna sollte wenigstens wissen, daß er an sie dachte.

Wagner entschloß sich, den Winter in Venedig zu verbringen. Ein ehrwürdiger Renaissancepalast wurde seine neue Heimat. In völliger Einsamkeit wollte er den «Tristan» vollenden.

Obwohl die Ehegatten innerlich entzweit auseinandergegangen waren, fiel jetzt von Tag zu Tag ein milderer Schein auf Minna. Wagner bemühte sich, alles zu verstehen. Ihre Krankheit war der Grund gewesen, der sie zu all den Unbesonnenheiten verleitet hatte. Wie konnte man ihr darum Vortwürfe machen! Minna verdiente keine Anklage, sondern Bedauern. Auch ihr waren tiefe Wunden geschlagen worden. Die galt es nun auszuheilen. Darum schrieb er mit rührender Geduld an Minna.

Für Mathilde legte Wagner das Tagebuch an, von dem wir schon sprachen. Alles, was seine Seele durchlebte, wollte er darin niederschreiben und das Büchlein ihr später übersenden. Treulich füllte er Seite um Seite. Dabei zeigte sich wieder die Spaltung seines Wesens. Hier raste seine Leidenschaft in tobenden Stürmen. Noch glühte in ihm das Tristanfeuer. Immer wieder rannte er gegen das Schicksal an und zwang sich dann doch mit letzter Fassung und männlicher Entsagungskraft in sein Los. An Minna dagegen schrieb er von nun an als reiner Seelsorger, Tröster und Arzt. Trotz seines aufrichtigen Willens, ihr nahe zu sein, lief seine Feder übers Papier und redete von tausenderlei Dingen, bei denen sein eigentliches Wesen gar nicht weilte. Nur ein zweites Wesen voll Anhänglichkeit, Dankbarkeit und Gesinnungstreue gegen den alten Lebenskameraden sprach hier und plauderte von belanglosen Dingen um — nichts von sich sagen zu müssen. Ergreifend wirkt dies Gegeneinander seiner beiden Wesensströme. Bisweilen schrieb er an Mathilde und Minna im Abstand von wenigen Tagen.

Richard Wagner an Minna:

Venedig, den 14. September 1858

Meine arme gute alte Minna!

... Sieh denn, mein guter Muß! das ist doch eine bestimmte Aussicht, und gewiß auch ein guter Trost für Dich. Mit Sicherheit also kannst Du darauf rechnen, nächste Ostern mich wieder zu sehen, und — will's Gott — finden wir dann nicht schwer gleich auch den Ort, wo Du mir das dauernde Ruhezelt für diese Lebenswanderung aufschlagen kannst. — Nun denn! So erhole Dich bis dahin! Ich zweifle nicht, Du wirst Dich bald besser fühlen; Ruhe und Zurückgezogenheit werden auch Dein Gemüt heilen, und des braven Trögers Be-

handlung wird Deiner Gesundheit aufhelfen. Gewiß hängt Dein körperliches Befinden, wie bei allen Nervenkranken, sehr genau mit der Gemütsstimmung zusammen; eines geht dann, wenn es sich einmal zur Besserung neigt, mit dem anderen, und ich bin sicher, bald gute, tröstliche Nachrichten über Dein Befinden zu erhalten. Bleibe Du daher, solange es Dir nur irgend behagt, in voller Ruhe bei Deinen Verwandten, und mache keine Reiseausflüge eher, als bis Du entschiedenes Bedürfnis nach Zerstreuung empfindest, was dann schon ein gutes Zeichen der Besserung sein wird. — Was mich betrifft, so erzähle ich Dir, wie schon gesagt, im nächsten Briefe viel von meinem hiesigen Leben. Für jetzt nur noch dieß: — den Tristan vollenden, dieß ist die Hauptsache! Mit der Vollendung dieses Werkes werde ich eine merkwürdige Lebensperiode überstanden haben; ich ahne die Klarheit, Ruhe und Besonnenheit, die mir dieß erringen wird. — Lebt' wohl. Tausend herzliche Grüße an den guten Tröger und die Deinigen; dem lieben Tippiß drücke das Pstochen, und Jaquot soll sagen:

«doch ein guter Mann

Richard Wagner.»

Richard Wagner im Tagebuch an Mathilde Wesendonk:

18. September 1858

Heut' vorm Jahre vollendete ich die Dichtung des «Tristan» und brachte Dir den letzten Akt. Du geleitetest mich nach dem Stuhl vor dem Sofa, umarmtest mich und sagtest: «Nun habe ich keinen Wunsch mehr!» —

An diesem Tage, zu dieser Stunde wurde ich neu geboren. — Bis dahin ging mein Vor-Leben: nun begann mein Nach-Leben. In jenem wundervollen Augenblicke lebte ich allein. Du weißt, wie ich ihn genoß? Nicht aufbrausend, stürmisch, berauscht; sondern feierlich, tief durchdrungen, mild durchwärmt, frei, wie ewig vor mich hinschauend. — Von der Welt hatte ich mich, schmerzlich, immer bestimmter losgelöst. Alles war zur Verneinung, zur Abwehr in mir geworden. Schmerzlich war selbst mein Kunstschaffen! Denn es war Sehnsucht, ungestillte Sehnsucht, für jene Verneinung, jene Abwehr — das Bejahende, Eigene, Sich-mir-vermählende zu finden. Jener Augenblick gab es mir mit einer so untrüglichen Bestimm-

heit, daß ein heiliger Stillstand sich meiner bemächtigte. Ein holdes Weib, schüchtern und zagend warf mutig sich mitten in das Meer der Schmerzen und Leiden, um mir diesen herrlichen Augenblick zu schaffen, mir zu sagen: ich liebe Dich! — So Weihetest Du Dich dem Tode, um mir Leben zu geben; so empfing ich Dein Leben, um mit Dir nun von der Welt zu scheiden, um mit Dir zu leiden, mit Dir zu sterben. — Nun war der sehnstüchtige Zauber gelöst! — Und dieß Eine weißt Du auch, daß ich seitdem nie mehr im Zwiespalt mit mir war. Verwirrung und Qual konnte über uns kommen, selbst Du konntest vom Trug der Leidenschaft hingerissen werden: — ich aber — das weißt Du! — ich blieb mir nun stets gleich, und meine Liebe zu Dir konnte nie, durch keinen noch so schrecklichen Augenblick, mehr ihren Duft, ja nur ein zartes Stäubchen dieses Duftes verlieren. Alle Bitterkeit war mir geschwunden; ich konnte irren, mich leidend, gequält fühlen, aber immer blieb es mir licht, und klar wußte ich immer, daß Deine Liebe mein Höchstes sei, und ohne sie mein Dasein ein Widerspruch mit sich selbst sein müßte. — Dank Dir Du holder, liebevoller Engel! . . .

Richard Wagner an Minna:

28. Oktober 1858

Mein guter Muß!

Gestern habe ich Dir die Ansichten von Venedig abgeschickt. Hoffentlich triffst Du sie bei Deiner Ankunft in Dresden, wo ich Dich nun auch bald etwas zur Ruhe kommen sehen werde. Weitere Nachrichten habe ich seit der letzten nicht von Dir; gern hätte ich gesehen, wenn mir Tröger geschrieben hätte; — doch werde ich mich nun an Pusinelli halten. — Es wird in mir jetzt Alles so ruhig, daß ich immer hoffe, auch Du müßtest dieses Glück bald teilen. —

Doch wollte ich Dich heute etwas von Venedig unterhalten. Am Besten werden das die Bilder tun. Ich legte die Hauptansichten coloriert bei, wenn gleich sie gerade keine Kunstwerke sind; allein bei Venedig tut eben das lebendige Colorit so viel, daß man wirklich nach bloßen schwarzen Umrissen sich keinen Begriff davon machen kann. Der Dogenpalast und die Markuskirche sehen wirklich so hell und leuchtend aus, wie auf den Bildern. Die Photographien habe ich auf der Rückseite bezeichnet; auf einer ist auch ein Teil meines

Palastes, leider gerade nicht der, wo ich wohne. Aber Du bekommst doch einen Begriff. Auf dem großen Plane von Venedig, aus der Vogelperspektive, habe ich ein rotes Kreuzchen da gemacht, wo mein Palast steht; Du mußt links den großen Canal hinaufgehen; wo die erste große Biegung ist, wirst Du es finden. . . .

Zunächst grüße mir Tichatschek und Frau Pauline herzlichst. Weiß Gott, ich wäre gern mit bei Euch! — Du solltest mich bedauern; — und so muß ich immer noch Dich trösten! Sage Tschekeln, dabei blieb' es, wir beide müßten für Dresden ausgehauen werden. Und grüße Heine's und Fischer; an Businelli schreibe ich. Und das gute, gute Fipsel grüße tausendmal: es soll sich nicht überfressen! Gut, daß der Rotschwanz kommt — sonst!! — Nun, adieu! Leb' wohl, guter Mutz, und für die erste Nacht mit recht gutem Schlase, von der Du mir schreibst, sollst Du einen recht gehörigen Schmaß kriegen! Also, mach's gut und behalt' mich lieb!

Dein
R.

Schreib' mir doch auch die Hausnummer von Deiner Wohnung, und ob sie links oder rechts im Parterre ist. — Gut, daß Du nicht zu steigen hast! —

Richard Wagner im Tagebuch an Mathilde Wesendonk:

31. Oktober, abends

. . . Alles ist Wahn! Alles Selbsttäuschung! Wir sind nicht gemacht, uns die Welt einzurichten. O Du lieber, lauterer Engel der Wahrheit! Sei gesegnet für Deine himmlische Liebe! O ich wußte alles! Welche bange Tage habe ich verlebt! Welche wachsende tiefe Beklemmung! Die Welt stockte mir, und atmen konnte ich nur noch, wenn ich Deinen Atem fühlte. — O mein süßes, süßes Weib! Ich kann Dich heut nicht trösten, ich armer, trauriger, zerbrochener Mann! Auch nicht Balsam kann ich Dir geben und — «Heilung» habe ich ja nicht für Dich?? Wie sollte ich Dir Heilung geben können? Meine Tränen fließen in bittren, reichen Strömen —: sollten die Dich heilen können? — Ich weiß, es sind die Tränen der Liebe, die noch nie so geliebt wurde; in ihnen strömt mir aller Jammer der Welt. Und doch, die einzige Bönne, die ich heute, jetzt empfinden möchte, geben sie mir; sie geben mir eine tief, tief innere Gewißheit,

ein unveräußerliches, unentreibbares Recht. Es sind die Tränen meiner ewigen Liebe zu Dir. Könnten sie Dich heilen? . . .

Heute ist Allerseelentag!

Ich bin erwacht aus kurzem, aber tiefem Schläfe, nach langem, furchtbarem Leiden, wie ich es noch nie gelitten. Ich stand auf dem Balkon und blickte in den schwarzflutenden Kanal hinab; der Sturmwind tobte. Mein Sprung, mein Fall wäre nicht vernommen worden. Ich war der Qualen frei, sobald ich sprang. Und die Faust ballte sich dazu, mich auf das Geländer zu erheben. — Konnte ich — mit dem Blicke auf Dich, — auf Deine Kinder?

Nun ist Allerseelentag angebrochen!

Alle Seelen! habet Ruhe!

Nun weiß ich, daß es mir noch beschieden ist, in Deinen Armen zu sterben? Nun weiß ich's!! — — Ich werde Dich bald wiedersehen; gewiß zum Frühjahr, vielleicht schon mitten im Winter.

Sieh, mein Kind! Nun ist der letzte Stachel aus meiner Seele! . . .
. . . Ich kann nun alles.

Wir werden uns bald wiedersehen! . . .

Richard Wagner an Minna:

Venedig, 3. Januar 1859

Nun, Du ganz guter Nukinius!

Du hast mir am Sylvester eine große Freude mit Deinem Brief gemacht . . . Ach Gott! was nützte Alles Gute und Bessere, was wir in diesem Jahre hoffen, wenn Du Dich nicht ordentlich hieltest und pflegtest, so daß nicht wiederkehrendes Wohlsein Dich fähig machte, das Verhoffte ruhig mit zu genießen! Daß ich nun zu ängstlich gewesen, und Du wieder besserer Laune warest, gab mir einen sehr angenehmen, freundlichen Sylvester. Es war mir sehr lieb, zu wissen, daß Du an diesem Abende auch zeitig zu Bett gehen wolltest; ich halte mir nämlich ganz dasselbe vorgenommen. Um 11 Uhr streckte ich mich, und sorgte immer nur, nicht noch 12 Uhr schlagen hören zu müssen; dabei duselte ich ein: auf einmal schlug die Turmuhr; ich zählte ganz ärgerlich; aber — es schlug früh fünf Uhr. Somit glücklich ins neue Jahr hinüber geschlafen. Möchte es Dir doch auch so gelungen sein!! —

Am Neujahrsmorgen telegraphirte ich Dir in bester, ruhigster Laune,

und hoffe nun die Depesche ist schön zum Frühstück angelangt. Das will ich nun von Dir erfahren. . . . Deine ganz guten Geschenke bekam ich aber erst am andren Morgen. Die Eigarrenetui's sind famos, und machen Dir alle Ehre, wie mir große Freude. Ich danke Dir allerbestens dafür. Mit dem so lange und heiß ersehnten Schnupftabak hatte ich wirklich Pech: was hatte ich mich auf die erste Priße gefreut! Da bricht Nachts bei mir ein tüchtiger Schnupfen aus, und des Morgens bin ich total ohne Geruch, so daß — als mir Karl den Tabak endlich bringt — ich gar nichts von der Priße spüre. Ist das nicht schändlich?

Daß Du mir den schönen Klavierteppich erst noch hierher schicken sollst, tut mir fast leid; es sieht aus, als ob ich mich hier erst noch recht heimisch machen sollte. Doch wird mirs wieder am Ende große Freude machen, den letzten Act von Tristan noch auf Deinem Teppich fertig zu componieren, und somit sage ich Dir: schicke ihn nur, sobald er fertig ist! . . . Ich bin mit ruhigem Sinne und aufrichtig guter Hoffnung in dieses Jahr getreten. Mir sagt eine Stimme, daß es ein Glück bringendes, vieles erledigendes und zum guten, erwünschten Anschluß bringendes sein wird. Mir ist es jetzt auch sicher, daß ich in wenigen Monaten die Amnestie erhalten haben werde . . .

So viel ist gewiß: schlägt Alles fehl, so kann ich es, durch den Minister v. Bach dahin bringen, daß mir der Kaiser alle seine Staaten, trotz Sachsen u. deutschen Bund, erschließt. Es sind mir darüber ganz bestimmte Winke zugekommen. — Also — da wäre denn noch eine Thüre offen! Kurz, dies Jahr muß ich hinein! daß nur Fipfel bis dahin nicht zu dick wird, und Dir lieber etwas davon abgiebt. — . . .

An dem Morgen, da Wagner in «bester und aufrichtigster Laune» an Minna drahtete, schrieb der andere Wagner ins Tagebuch für Mathilde Wesendonk:

1. Januar

Nein! bereue sie nie, diese Liebflosungen, durch die Du mein dürftiges Leben schmücktest! Ich kannte sie nicht, diese wonnigen Blumen, dem reinsten Boden der edelsten Liebe entblüht! Was ich als Dichter geträumt, mußte mir einmal so wundervoll wahr werden; auf den gemeinen Boden meines irdischen Daseins mußte dieser zart-

belebende und verklärende Bonnetau einmal fallen. Ich hatte es nie gehofft, und nun ist mir, als hätte ich es doch gewußt. Nun bin ich geadelt: ich habe den höchsten Ritterschlag erhalten. An Deinem Herzen, in Deinem Auge, von Deinen Lippen — ward ich der Welt enthoben. Jeder Zoll an mir ist nun frei und edel. Wie mit heiligem Grauen vor meiner Herrlichkeit durchschauert mich das Bewußtsein, von Dir in so ganzer Fülle, so süß zärtlich und doch so innig keusch geliebt worden zu sein! — Ach, noch atme ich ihn, den zauberischen Duft dieser Blumen, die Du mir von Deinem Herzen brachest; das waren nicht Reime des Lebens, so duften die Wunderblumen des himmlischen Todes, des Lebens der Ewigkeit. So schmückten sie einst die Leiche des Helden, ehe sie zu göttlicher Asche gebrannt wurde; in dieses Grab von Flammen und Wohldüften stürzte sich die Liebende, um ihre Asche mit der des Geliebten zu vereinigen. Nun waren sie eines! Ein Element! Nicht zwei lebende Menschen: ein göttlicher Urstoff der Ewigkeit! — Nein! bereue sie nie! Diese Flammen, sie brannten leuchtend, rein und hell! Keine finstere Glut, kein Gedünst, keine bangen Dämpfe verunreinten sie je, die lautre, keusche Flamme, die ja niemandem noch so rein und verklärend leuchtete wie uns, deshalb auch niemand von ihr wissen kann. — Deine Liebesungen — sie sind die Krone meines Lebens, die wonnigen Rosen, die mir aus dem Dornenfranze erblühten, mit dem mein Haupt einzig geschmückt war. Nun bin ich stolz und glücklich! Kein Wunsch, kein Verlangen! Genuß, höchstes Bewußtsein, Kraft und Fähigkeit zu allem, zu jedem Lebenssturme! — Nein! nein! Bereue sie nicht! Bereue sie nie! —

Hier silbern glänzende Sprache voll musikalischem Zarathustra-Klang, aus unermesslicher Qual der Seele aufsteigend, und dort Alltagsgeplauder für engen Bürgersinn! —

Auch jetzt blieben Zwistigkeiten zwischen Richard und Minna nicht aus. In den ersten Monaten kam Minna immer wieder auf Mathilde Wesendonk zurück. In jedem Brief wiederholte sie ihre Vorwürfe, die Wagner schon unendlich oft widerlegt und berichtigt hatte. Auch später mußte er sich in fast jedem Brief gegen Verdächtigungen, Unterstellungen und Mißtrauensbezeugungen zur Wehr setzen.

Dabei war immer größere Vorsicht geboten. Stellte Minna zum hundertsten Male peinliche Fragen, so nahm sie es als Eingeständnis seiner Schuld und als Kränkung dazu, wenn Richard nicht darauf antwortete. Antwortete er, so fand sich gewiß ein neuer Punkt, an dem ihre nun schon ganz vergiftete Seele einhaken konnte. Wagner schlängelte und wand sich. Er sprach zwar seine Meinung aus, nahm sie aber gleich wieder zurück. Oft schlossen seine Briefe mit der Feststellung, daß ja nun alles geklärt sei und darum mit keiner Silbe mehr davon gesprochen werden solle. Minna folgte diesem Rat nur selten. War es da nicht besser, auf alle Auseinandersetzungen zu verzichten und sich von vornherein als Schuldiger zu bekennen? Gewiß! Nur brachte auch das Gefahren, denn Minna nagelte in ihrem nächsten Brief ein solches Geständnis für immer fest. Ähnlich wie hier brach Wagners Unmut oft aus:

Venedig, 7. Februar 1859

... Uns Beiden noch eine freundliche Ruhezeit am Schlusse dieses mühseligen Lebens zu bereiten, Dich zu pflegen, und Deine Lebensmühen Dir nach Kräften noch zu versüßen ist mein einziges letztes Erden-Sinnen und Trachten, während ich im Ubrigen schon fast dieser Welt nicht mehr angehöre: täglich überlege ich, wie ich's am Besten anfangen, dieses letzte Ziel zu erreichen; tue diesen und jenen Schritt dafür —: da kommt wieder ein neuer Brief von Dir —: das ganze Elend eröffnet sich von Neuem! da habe ich einmal das oder jenes gesagt, — der oder jener weiß das oder jenes —, und Alles war einmal wieder vergebens!! — Ich will berichtigen; da mache ich wieder übel ärger! — Wie lange soll das auch mit mir dauern? — Ich bin immer leidend. Kein Tag, an dem ich nicht von diesem oder jenem Übel geplagt wäre. Seit lange leide ich wieder zunehmend am Unterleibe; dazu eine neue starke Erkältung. Heute konnte ich einmal wieder nicht ausgehen, weil ich fieberte (auch sind mir die Beine geschwollen). Lange war ich unruhig, eine Antwort von Dir zu erhalten. Da neuer Schreck und Selbstvorwurf für mich, daß ich mich einmal hatte verleiten lassen, in Euren ewigen Klatsch — Ihr Weiber und (mir zu Gefalle!) Männer, hineinzureden. Ein vernünftiger Mann sollte allerdings wissen, was er will und wen er vor sich hat, und, sobald er darin mit sich im Klaren ist, alle Welt

reden lassen, was sie Lust hat. Ich könnte dabei ganz beruhigt sein. Denn, was ich will, weiß ich, und kann mir auch sagen, daß es gut ist. Ich will nichts anderes mehr auf dieser Welt, als Dich pflegen, es mit Dir ehrlich, treu und gut meinen: deß' ist Gott mein Zeuge, — und somit wäre ich fertig. Aber — wen ich vor mir habe, darin irre ich mich leider immer noch ein wenig. Daß solche tolle Mißverständnisse vorkommen können, wie jetzt wieder, muß ich leider erst immer wieder von Neuem erfahren. Wird dieser Quell der Not denn nie versiechen? — . . .

Kind! Kind! Führe Dein Versprechen aus, und — kein Wort mehr vom Geschehenen! — . . .

Grüße unsere Haussippschaft! Wenn Du leidest, tröste Dich mit mir: ich leide — auch! —

Leb' wohl! Allernächstens mehr von Deinem

sehr schlechten Manne.

Wie Wagner mit Engelsgeduld klärte, beruhigte, entschuldigte, wie er Hoffnungen erweckte und Besserung versprach, das war eine der menschlich rührendsten Handlungen seines Lebens. Die seine Menschlichkeit oft und heftig tadeln, sollten diesen Liebesdienst an seiner kranken Frau nicht übersehen.

Businelli, Tichatschek und andere Dresdner Bekannte bat er, sich nach besten Kräften um Minna zu kümmern. Die bange Sorge um sie und das Bedauern mit ihrem Los kehrte in seinen Briefen immer wieder.

Nach dem Weggang aus dem Asyl hatte Cosima von Bülow Minna Wagner nach Berlin eingeladen. Beinahe wäre es also zu dem sonderlichsten Zusammentreffen gekommen, das sich nur denken läßt. Aber Minna hatte abgelehnt. Sie zog Dresden vor und lebte nun dort unter ihren tantenhaften Freundinnen. Die konnten natürlich nicht lassen, ihr allerlei Klatsch zuzutragen. Dreiviertel Jahr nach der Trennung in Zürich brachten sie Wagners Schrift «Eine Mitteilung an meine Freunde» mit. Dort berichtete er bei der Schilderung seines Lebens, wie ihm seine zu frühe Heirat dauernde Schwierigkeiten gebracht habe.

Da hatte Richard also das ganze Leid ihrer Ehe vor der Öffentlichkeit breitgetreten! War das nicht die gemeinste Kränkung und

Beleidigung, die man ihr antun konnte? Allerdings war die Schrift schon vor acht Jahren, nämlich 1851, erschienen. Aber deswegen trat Minna jetzt nicht weniger als die Gefränkte auf den Plan.

Wagner legte nun in einem endlos langen Brief noch einmal alles dar. Er begann ganz von vorn — wie im dritten Akt eines Ibsen'schen Dramas — mit der Schilderung ihres Bekanntwerdens und ihrer ersten Irrungen. Dann wurde — nach über zwanzig Jahren! — noch einmal Minnas Flucht mit dem Kaufmann Dietrich bis in alle Einzelheiten durchleuchtet. Wagner schrieb ihr gleich die Antworten mit, die das dumme Gefrage ihrer Freundinnen stumm machen sollten. Minna könne sich danach mit Stolz und Ruhe erheben, denn in dieser Darstellung müsse sie von allen verstanden werden. Natürlich bekam Minna dabei wieder einmal recht. Beinahe alle Schuld nahm Wagner auf sich. Daß dieser alte Schmutz überhaupt noch einmal ausgegraben wurde, war ein schlimmes Zeichen.

Dabei war die gleiche Frage schon vor Jahren in Zürich einmal aufgeworfen worden. Wagner hatte in einer Gesellschaft von seiner frühen Ehe und von den Plagen, die sie ihnen gebracht hatte, gesprochen. Minna wußte sich damals gut zu verteidigen mit dem stolzen Ausspruch: «Nun, ich habe Briefe genug, die beweisen, wer gewollt hat. Ich bin es nicht gewesen!» Wagner fühlte sich daraufhin wohl ein wenig getroffen und entschuldigte Minna lachend: «Arme Frau, die mit einem Ungeheuer von Genie sich zurechtfinden sollte.»

Bisweilen brachen aber auch in Minna versöhnlichere Stimmungen durch. Richard war nun einmal ihr Gatte. Gewiß mühte er sich oft um sie. So suchte sie ihm dies zu entgelten. Auch dämmerte ihr wohl, ohne es je einzugestehen, daß sie vieles gutzumachen hatte.

Bei der Flucht aus Dresden, als er Amt, Würde und Ehre wegwarf, begann das Leiden. Von hier mußte es ausgeheilt werden. Das war ihr stets wiederkehrender Grundgedanke. Gewiß würden jetzt die Bemühungen um seine Begnadigung bessere Aussichten haben. Auch diesmal ging sie gerade auf ihr Ziel los. Ihrem Ersuchen um eine Unterredung bei Generalintendant von Lüttichau wurde entsprochen. Lüttichau war sogar überraschend milde und freundlich. Er hatte übrigens stets Wagners Partei so entschieden ergriffen, wie es sich mit seinem Amt vereinbaren ließ. Über alle

Unbesonnenheiten hinweg schätzte er seinen Kapellmeister jederzeit hoch.

Daß Minna Günstiges nach Venedig berichten konnte, machte ihr große Freude. Wirklich schrieb Wagner nun an Generalintendant von Lüttichau mit der Bitte einer Vermittlung bei König Johann. Allerdings mußte Lüttichau dieses Ansuchen, wahrscheinlich auf einen Wink von oben, ablehnen. Man konnte nach den strengen formal-juristischen Anschauungen in Sachsen Wagner nicht bevorzugen, vor allem nicht, weil er es ablehnte, sich einem nachträglichen Untersuchungsverfahren in Dresden zu stellen. Minna erreichte also auch diesmal nicht die Begnadigung. Aber zweifellos hatte ihr Kniefall die Stimmung für den Landflüchtigen weiterhin verbessert.

Im Frühjahr 1859 ertrug Wagner die Totenstille seines Venediger Palastes nicht mehr. Er sehnte sich nach den Bergen. In Luzern sollte der «Tristan» vollendet werden. Dort sah Wagner auch Wesendonks wieder. Was sein Inneres bisher noch nicht glauben wollte, lehrten ihn nun die Tatsachen immer deutlicher: das Band der Gemeinsamkeit mit Mathilde war zerrissen. Liebe hatte sich in ihr zur Freundschaft gewandelt.

Was sollte er nun anfangen? Wo sollte er hin? Wer bereitete ihm eine Heimat? Wo ließ sich etwas für die Verbreitung seiner Werke erreichen? Deutschland war ihm noch immer verschlossen. So blieb nach langen Erwägungen nur die eine Stadt: Paris! Ob es nicht doch gelingen könne, von dort aus den Siegeszug anzutreten? Mochten die Erfahrungen der Kämpfe vor zwanzig Jahren noch so bitter sein, er mußte Paris zum zweitenmal oder sogar drittenmal wagen, denn es blieb kein anderer Ausweg.

Aber allein nach Paris gehen? Sich wieder in das Meer von Widerwärtigkeiten stürzen, ohne eine treue Seele als Beggenossin? Wieder einsame Abende verbringen und den Kleinkram des Hauses allein besorgen?

Das ging über seine Kraft. Eine Frau mußte bei ihm sein. Und wenn er alles überdachte, war Minna doch die einzige, die ihm wenigstens einen Schimmer von Heimat bereiten konnte. Noch immer nicht ließ sich das Gesetz über diesen beiden Menschen sprengen, daß sie sich beim Zusammenleben das Dasein zur Qual machten, aber noch viel weniger getrennt bleiben konnten. So versuchten sie es

immer und immer wieder und erhofften von jedem neuen Versuch das, was sich beim letzten gerade als unmöglich herausgestellt hatte.

Unter der ärztlichen Aufsicht Dr. Businellis in Dresden war eine Besserung in Minnas Leben eingetreten oder vielmehr: die vielen Kuren hatten einer Verschlimmerung ihrer Herzkrankheit vorgebeugt. Es war alles nur Denkbare für sie getan worden; beseitigen ließ sich ihre Krankheit freilich nicht mehr.

Wagner traute all diesen angewandten Mitteln nicht recht. Nach seiner Meinung mußten Arzneien, Kuren und Bäder versagen, wenn sich Minna seelisch nicht geborgen fühlte. Die Dresdner Lästereien hatten es ja geradezu darauf abgesehen, Minna niemals zur Ruhe kommen zu lassen. Besser als alle anderen würde er Minna heilen. Er wollte sie hegen und pflegen. Kein hartes Wort würde zu ihr dringen. Endlich einmal sollte sie Wohlhabenheit in reicher Fülle umgeben. Von einem Wagen und Pferden träumte er schon lange. Ohne Arbeit und Pflichten sollte Minna ein ruhiges Leben führen. Mehrere Diensthofen würden zu ihrer Verfügung stehen und ihr jeden Wunsch von den Lippen ablesen. Einen Diener hatte er schon. Köchin, Hausmädchen und vor allem eine Gesellschafterin sollten hinzukommen. Auch an eine Vorleserin für Minna dachte Wagner. Allerdings nahm Minna an der Literatur so gut wie keinen Anteil. Eben erst hatte sich herausgestellt, daß sie Wagners bedeutende Schrift «Eine Mitteilung an meine Freunde» acht Jahre nach ihrem Erscheinen noch nicht kannte. Aber eine Vorleserin würde ihr manchen trüben Gedanken verjagen helfen. Jedenfalls sollte es Minna nach so viel Leiden endlich einmal gut haben. Das Leben einer Fürstin erwartete sie. Sicher würde ihr krankes Herz dabei am allerbesten heilen. «Für uns beide Alten soll nun einmal ein schönes Leben angehen», schrieb er ihr.

Der Verkauf des «Nibelungenringes» an Wesendonk würde die nötigen Gelder einbringen. Allerdings war das Werk noch nicht fertig. Aber Wesendonk hatte sich zur Zahlung von sechstausend Mark für jeden Teil verpflichtet.

Wagner fuhr also nach Paris und fand ein schönes Haus in der Nähe der Champs-Élysées. Für drei Jahre mußte er es mieten. Selbstverständlich wurde es nach seinen Wünschen hergerichtet, und zwar auf seine eigenen Kosten. In immer stärkerem Maße brauchte

Wagner einen gewissen Prunk in seiner Umgebung. Ohne ihn konnte er nicht arbeiten. Eine reich ausgestattete Wohnung war jetzt um so notwendiger, als Minna ohne sie unmöglich gesunden könne, so meinte Wagner.

Sie sollte sich freuen, wie schön alles geworden war. Daß die Einrichtung wieder viel mehr als vorgesehen gekostet hatte, teilte er ihr nur vorsichtig mit. Wagner fürchtete, Minna werde über die großen Ausgaben schimpfen. Wie sollte er es aber auch machen? Ein stattliches Heim bereiten oder mit dem Gelde knausern? Er drehte und wendete sich so, daß Minna möglichst wenig Gelegenheit fand, ihren giftigen Groll wüten zu lassen. Je weiter die Vorbereitungen gediehen und je näher der Tag ihrer Ankunft rückte, um so mehr packte ihn Unruhe. Weiß Gott, was er alles wieder falsch gemacht haben würde. Noch im letzten Brief hatte es viel unnötige Zankereien gegeben. Aber die Freude, seine Minna wiederzubekommen, überwog schließlich alles andere.

Sehr genau studierte Wagner den Eisenbahnfahrplan und sandte mehrere Vorschläge zur Auswahl an die Gattin. Keinesfalls durfte sie allein reisen. Mit einem Diensthöten aus der Schweiz sollte sie sich irgendwo treffen, damit ihr unterwegs Hilfe zur Verfügung stand. An alle Kleinigkeiten der Ausstattung dachte Wagner, bis hinunter zum Bogellästig und Minnas Muff und Pelzkragen.

Wagner hatte nichts anderes vor, als seiner schwerkgeprüften Gattin ein Paradies zu bereiten.

Am 17. November 1859 traf Minna in Paris ein.

28

Auf dem Bahnhof kam es zu einer reizvollen Familienszene. Minna gab dem sehnsüchtig wartenden Gatten in die eine Hand Fips, den Hund, und in die andere Jaquot, den Papagei. Die Köchin Therese aus der Schweiz, die Minna in Frankfurt getroffen hatte, und der Diener trugen das Gepäck. Es war also ein ganzer Trupp, der sich in Bewegung setzte. Wagner erinnerte sich an die Begrüßung vor rund zehn Jahren in Rorschach.

Bis dahin hatte Minna immer die Wohnungen eingerichtet, und Richard war der Überraschte gewesen. Niemals ging das ohne Zan-

tereien ab. Diesmal hielten sie es umgekehrt. Vielleicht würde es nun besser gehen. Minna kam in das fertig eingerichtete Haus und war im allgemeinen mit Wagners Anordnungen zufrieden, wenn sie später auch von «abgeschmackter, alberner Bornehmheit» sprach.

Zu einem bösen Auftakt des neuen Zusammenlebens wurde eine rechte Torheit von Minna. Der Traum des Asyls zerrann — mindestens von außen gesehen —, weil Minna einen Brief Wagners an Mathilde Wesendonk erbrach. Das hätte ihr zu denken geben müssen. Aber in den Stunden, da sie der Pariser Niederlassung entgegenfuhr, beging ihre Neugier die gleiche Torheit noch einmal. Dr. Businelli hatte Minna einen Brief an Wagner mitgegeben, in dem er als Arzt genaue Verhaltensmaßregeln übermittelte. Dies Schreiben brannte wie Feuer in ihren Händen. Auf der Fahrt öffnete sie es. Hier las sie nun einen genauen Bericht über ihre Krankheit und wie ihr Gedeihen ganz von Wagners Behandlung abhängen werde. Businelli beschrieb bis ins einzelne, was Minna brauchte und was ihr ferngehalten werden mußte, und dies bezog sich auch auf Fragen intimster Art.

Diesmal entstand zwar kein besonderes Unglück aus Minnas Vertrauensbruch. Aber Wagner mußte mit Recht entsetzt sein. Sein Mut zum neuen Bunde war damit schon wieder halb zerstört. In einem heftigen Auftritt weigerte er sich, den erbrochenen Brief aus Minnas Händen entgegenzunehmen. Lieber bat er Businelli, ihm alles noch einmal zu schreiben.

In seinem Dienstbotenstaate brachen bald Unruhen aus. Die Witwe des französischen Komponisten Hérold hatte Wagner eine ausgezeichnete Kammerjungfer empfohlen. Diese Perle wurde geradezu als Muster von Güte und Willigkeit gepriesen. Nun sollte sie der kranken Minna zur Seite stehen und ihr selbst die geringsten Handgriffe abnehmen.

Mit diesem Juwel gab es den ersten Zank. Minna konnte sich nicht mehr an fremde Menschen gewöhnen. Die Geduld des vielgepriesenen Mädchens reichte nicht aus, um die Launen dieser sonderbaren Frau zu ertragen. Dem armen Wagner, der es gut gemeint hatte, blieb nichts übrig, als dem Mädchen sofort zu kündigen. Daß er dem unschuldigen Wesen ein reichliches Trinkgeld mit auf den Weg

gab, fand Minna höchst überflüssig. Aus solchem Kram entstanden schon wieder heftige Auseinandersetzungen.

Mit dem Diener ging es nicht viel anders. Er war ein junger Schweizer, der Deutsch und Französisch sprach. Das erwies sich als sehr praktisch für Wagner. Er hatte einleuchtend an Minna geschrieben, wozu sie den Diener alles gebrauchen konnten, zum Fegen, Teppichklopfen und Möbelreinigen, was die Pariser Hausgehilfsinnen grundsätzlich nicht taten, zum Bedienen bei Tisch, für das Besorgen von Gängen usw. Bei einem Leben, wie er es nun einmal führen müsse, sei ein solcher Diener die reinste Ersparnis. Minna hatte dieser Rechnung wohl nicht ganz zugestimmt. Da Wagner mit seinem Diener Staat machen wollte, schaffte er eine tadellose Livree für ihn an. Er fühlte sich bei der Bedienung des jungen Burschen sehr wohl.

Leider brachte ihn Minna bald so durcheinander, daß er bei Wagner mit der Erklärung erschien, Befehle von Frau Wagner nicht mehr ausführen zu können. Er war also das zweite Opfer. Wagner gab es auf. Als er aus seinem schönen Haus in eine Mietswohnung zog, erhielt auch der Diener seine Kündigung. Die Staatslivree wurde in den Schrank gehängt und nie wieder getragen.

Therese kannte Wagners von früher her. Die brave Schwäbin wußte von Minnas Krankheit und ließ darum alles über sich ergehen. Sie sah, wie Wagner unter den Eigenwilligkeiten seiner Frau litt, und half ihm, so gut sie konnte. Minna berichtete allerdings von ihr nach Dresden, sie sei eine faule, verdrossene und schmutzige Person! Sie bereue, Therese überhaupt mitgenommen zu haben. Und dabei seien sie nur zwei Personen und drei Dienstboten!

Höchst merkwürdig stand es jetzt zwischen Richard und Minna und anderseits zwischen Wagner und der Welt. Der Welt gegenüber wurde Wagner immer tyrannischer. Seine Vierzigerjahre näherten sich dem Ende. Er mußte sich also sputen. Mit jeder Partitur erhob er weitergehende Forderungen. Keine Aufführung war ihm lieber als eine schlechte.

Auch den Freunden gegenüber wurde er immer anspruchsvoller. Wagner trat — mit Recht — als Meister auf, dem die anderen zu huldigen hatten. Beinahe alle Freunde mußten sich Kränkungen gefallen lassen. Besonders Karl Ritter erlebte derlei oft. Wagners

Freund sein, hieß, das alles zu wissen und ihm hierzu das Recht einzuräumen. Solche Bitterkeiten waren auch nur kleine Wolken, die bald wieder vorübergingen. In anderen Stunden wurden die Freunde reich und überreich entschädigt. Mit ihm verkehren zu dürfen, war fast allen der größte Gewinn ihres Lebens.

Wagners Macht wuchs immer mehr. Das mußte eigentlich überraschen, weil ihm im Grunde keine wirkliche Macht gegeben war. Ohne Geld, ohne Amt, ohne Rechte, im Grunde ohne alles stand er dennoch als Herrscher in der Welt, setzte überall seinen Willen durch und machte sich alle, die er liebte oder in anderen Fällen auch nur brauchte, untertan. Besonders, der ihm hätte gram sein müssen, gab Geld über Geld. Ein rühriger Pariser Bankier trat in seine Fußspuren.

Pariser Gesandte verschiedener Länder rissen sich um Wagner. Die Kreise der hohen Politik wurden für ihn in Bewegung gesetzt. Auch das Kabinett Frankreichs mußte mit der Persönlichkeit Wagners rechnen. Um den deutschen Landesverräter, der er dem Buchstaben nach immer noch war, bemühte sich sogar der französische Hof. Kaiser Napoleon III. konnte schließlich Wagners Wünsche, die durch Mittelsleute geschickt vorgetragen wurden, nicht mehr ablehnen. Das erste Kunstinstitut Frankreichs wurde ihm zur Verfügung gestellt. Er brauchte nur seine Forderungen anzumelden. Sie galten als Befehl. Überall herrschte sein Wille. Wagner triumphtierte gegen jedermann.

Nur ein Wesen gab es, bei dem dieser eiserne Wille versagte: Minna! Alle anderen bezwang er durch seinen mächtigen Geist. Gerade dafür war Minna aber von Natur aus unempfänglich. Sie konnte hart mit ihm sein, konnte toben, wüten, schreien, schimpfen und ihm die häßlichsten Dinge nachsagen. Ihr gegenüber schwieg er, gab sich die Schuld und entsprach, wenn es nur irgend ging, ihren Wünschen. Ehe sie nach Paris gekommen war, hatte er versprochen:

10. November 1859

... Im übrigen, gute Minna, wirst Du Dich erinnern, daß nach jedem Disput ich mich bemühte, Dir Recht zu lassen: ich werde Dir nun schon vor jeder Meinungsverschiedenheit Recht geben, und hoffe damit zuversichtlich, den Disput selbst für immer zu vermeiden.

Daß Wagner bei seinen unendlichen Aufregungen nicht immer so maßvoll und geduldig blieb, wie er gelobt hatte, wäre zu begreifen. Aber im allgemeinen handelte er wohl seinem Versprechen gemäß. An gutem Willen fehlte es ihm jedenfalls nicht.

Und dies bedeutete ihm nicht nur reinen Samariterdienst, sondern es sprach auch noch herzliche Neigung und Achtung vor ihr mit. Konnten die Ehegatten nur selten ein klares Wort ohne Streit miteinander reden, so hing Wagner doch mit seinem ganzen Wesen an Minna. Sie war noch immer — seine Frau!

Auf einem Spaziergang durch Paris sah Wagner einmal kostbare Schärpenbänder ausgestellt, wie sie damals Mode waren. Trotz seiner ewigen Geldverlegenheit ging er in den Laden und kaufte die teuren Bänder. Darüber würde sich Minna gewiß freuen.

Aber statt dankbare Augen zu sehen, hagelten schreckliche Vorwürfe über seine Verschwendung auf ihn nieder. Wie ein kleiner enttäuschter Junge stand er da, sah Minna traurig an und ging dann still in ein Nebenzimmer.

Kiek, der den Einkauf und die peinliche Überreichung miterlebt hatte, konnte sich nicht mehr halten. Trotz all seiner Liebe zu Minna mußte er ihr einmal den Kopf waschen. Warum ersparte sie ihrem Gatten solche Vorwürfe nicht? Diese kleine Freude war ihm doch wirklich zu gönnen. Gepeinigt von entsetzlichen Schwierigkeiten an allen Ecken und Enden, hatte er keinen anderen Gedanken gehabt, als ihr etwas Schönes mitzubringen. Das hätte sie anerkennen sollen. Aber er hatte nur Häßlichkeit zu hören bekommen.

Kiek, der sanfte und liebe Junge, war mit seiner Rede noch nicht fertig, als Wagner böse und drohend in die Thür trat. «Wer wagt, meiner Frau Vorwürfe zu machen? Auch meine allerältesten Freunde haben dazu kein Recht, auch Du nicht, Kiek!»

So wurde Minna auch jetzt noch von ihrem Manne verteidigt. Der arme Kiek schlich betreten davon. Über den Zwischenfall wurde kein Wort mehr gesprochen. Am Abend war alles wieder gut. —

In Ruhe und Zurückgezogenheit von allem Getriebe der Welt hatte es Wagner noch einmal mit Minna versuchen wollen. Durch seine stille Fürsorge wollte er ihre körperlichen und seelischen Wunden heilen. Aber tückischerweise begann nun in Wagners Leben eines der allerunruhigsten Jahre. Zunächst veranstaltete er drei

große Konzerte mit Ausschnitten aus seinen Werken. Paris hatte bis dahin selten so groß angelegte Konzerte erlebt. Minna sah ihren Gatten seit elf Jahren zum erstenmal wieder ein Orchester dirigieren, das ihm ebenbürtig war. Sie nahm das als Zeichen, daß es mit ihm wieder in die Höhe ging. Seit je stellte sie den Kapellmeister beinahe über den Tonschöpfer. An eine Dresdner Freundin schrieb sie über diese Konzerte:

10. Februar 1860

Liebste, beste Mathilde!

Verzeihen Sie, meine gute Liebe, daß ich erst heute dazu komme, Ihnen zu schreiben. Es fiel aber gar nichts vor, was der Mühe wert gewesen wäre, Ihnen mitzuteilen. Darum erst wollte ich die drei Konzerte, die Richard hier im italienischen Theater gab, vorüber lassen, ehe ich Ihnen schrieb. Ich will demnach auch sogleich damit beginnen, ehe ich anderes berichte.

Das erste Konzert fand den 25. v. M. statt, war gut besetzt und wurde wie die beiden folgenden mit stürmischem Beifallsjubiläum aufgenommen. Die Stücke blieben sich in allen drei Konzerten gleich. . . .

Ohne alle Übertreibung kann ich Ihnen versichern, daß wohl noch kein Komponist mit mehr Jubel von einem großen fremden Publikum aufgenommen wurde als Richard von dem hiesigen. Nicht nur, daß er von dem eleganten, zahlreichen Publikum mit Beifallsturm empfangen wurde, auch die Musiker rasten völlig nach jeder beendeten Pièce. Nochmaliger Hervorruf folgte ebenfalls. Die Presse benimmt sich ebenfalls ohne alle Bestechung, nicht à la Meyerbeer, höchst nobel, oft auch enthusiastisch, nicht wie die Journalisten in Dresden gegen ihren Landsmann, trotzdem sie von Meyerbeer bezahlt sind. Photographien, Broschüren erscheinen täglich, kurz ich glaube, der Sieg ist gewonnen, die Rabalen von Meyerbeer niedergeschlagen, wollen sehen! — Trotzdem das große schöne Theater jedesmal noch voller wurde, daß für die letzten Beiden sogar schon mehrere Tage vor der Aufführung kein Billet mehr zu haben war, sind die Kosten so entsetzlich groß, daß Richard eher noch darauf legen kann, statt daß er etwas Rechtes für seinen vergossenen Schweiß hätte. Doch der Gewinn kommt nach, sobald man seine

Opern erst hier geben wird, die leider schon jetzt gefordert werden, aber immer noch nicht übersetzt sind. . . .

Ich wünsche, daß Wagner hier wirklich zu etwas käme, da man ihn, wie es doch den Anschein hat, für alle Zeiten aus seinem Vaterland verbannt hält und sich hier die Fürsten und Grafen um ihn reißen. Wollte er die Einladungen zu diesen täglich annehmen, würde ich ihn nicht viel zu sehen bekommen. Allein er kann es nicht vertragen, muß sich sehr schonen. Es ist schon jetzt sehr stark die Rede davon, daß noch ein viertes Konzert verlangt wird, welches sogar der Kaiser wünscht und besuchen will. Der Gesandte war heute früh deshalb da und sprach sein Bedauern aus, daß er nicht in das vorige, der Trauer um seine Tante wegen, hätte gehen können. Kommt da kein Hindernis dazwischen, dann verhoff ich mir vieles. . . . Um Ihnen eine kleine Übersicht der großen Kosten hier zu geben, sage ich Ihnen, daß allein das Theater 8000 Franc Miete kostet, Beleuchtung und die nötigen Menschen zur Bedienung 1100, Orchester 7000, Chor 3000, ohne Annoncen, ohne den dazu erforderlichen Bau wie in Dresden auf der Bühne für die Musiker nötig ist. Sie können also denken, was da eingenommen werden muß, um dies alles zu decken. . . . Es war allerdings nötig, daß Richard erst den Leuten etwas von sich auf diese Weise vorführte, da er schon so lange hier war und es gut noch bis nächsten Winter, da diese Saison bald im Juni zu Ende ist, dauern kann, ehe eine Oper von Wagner an dem Kaiserlichen Theater gegeben werden kann, die Geld bringt.

Bei der Wiederholung der Konzerte in Brüssel ging es nicht anders. Auch dort gab es statt Gewinn nur neue Verluste. Wagner schrieb, daß dies bestimmt die letzten Konzerte seines Lebens sein würden. Solche Qualen könne er nicht mehr ertragen. Das hatte er früher schon versichert und versicherte es später noch oft. Und doch mußte er bis an sein Lebensende immer wieder mit Konzerten Geld zu verdienen suchen.

Seine Briefe aus Brüssel an Minna waren sehnsüchtiger denn je. Er blieb immer der alte. War Minna nicht bei ihm, so fehlte ihm trotz allem der Halt seines Lebens. Zwischen Proben, Einladungen, Besuchen, Besprechungen, Aufführungen usw. stahl er sich jeden

Tag die Zeit für ein langes Schreiben an Minna. In einem Sonntagsbriefchen schwang sich seine Sehnsucht sogar zu Reimen auf, in denen die Knittelversweise der «Meistersinger» schon deutlich herumspuft:

23. März 1860

Schönen guten Tag, guter Mutz!
 Müde und zerschlagen,
 will ich Dir doch sagen,
 daß es passabel geht
 und nicht schlecht steht.
 In der heutigen Probe
 spielte das Orchester zu meinem Lobe:
 es wird auch besser gestellt,
 damit die Geschichte gefällt,
 und mir einbringt etwas Geld,
 das Nötigste in dieser Welt.
 Nun schreibe mir bald Du,
 damit ich mich beru-
 hige, ob Dir etwas passiert,
 und Fips sich amüsiert.

.....
 Nun lebe Du recht wohl,
 und iß' nicht zu viel Kohl:
 sonst wird Dein Bauch Dir hart,
 das rät' Dir Dein Richard.

.....
 Nun behüte Dich der liebe Gott,
 sonst läm er zu Hohn und Spott:
 Mir aber mög' in Gnaden
 das Konzert recht gut geraten:
 Theresen aber der Braten,
 und Josephinen die Rahten.
 Und denk' in Not und Qual
 an Deinen lieben Gemahl,
 Herrn Wilhelm Richard Wagner
 an Arm und Bein Zerschlag'ner!

Pimperlelef!!!

Unterdessen war auch die Frage von Wagners Begnadigung endlich einen Schritt vorwärtsgekommen. Ihn ganz zu begnadigen, wagte der ängstliche König von Sachsen noch nicht. Das Betreten sächsischen Bodens blieb Wagner darum nach wie vor untersagt. Doch sollte ihm der Aufenthalt in anderen Bundesstaaten unversehrt sein.

Wahrscheinlich waren Minnas mehrfache Bemühungen um des Gatten Begnadigung nicht ohne Erfolg geblieben. Aber den Ausschlag hatte die Fürsprache des sächsischen Gesandten in Paris, Graf Seebach, gegeben. Er gehörte zu Wagners eifrigsten Förderern. Seltsam war das, denn im allgemeinen pflegen die Gesandten nicht mit den von ihrem Landesherrn steckbrieflich verfolgten Hochverrätern gesellschaftlich zu verkehren und sich gar für sie einzusetzen. Aber bei Wagner galten alle diese Regeln nicht. Auch hatten seine genialen Schöpfungen längst jeden Makel von ihm genommen.

Es war wohl Minnas heimlicher Ehrgeiz, durch eigene Schritte die Begnadigung für Richard zu erwirken. Bei dem ersten Gnadenakt des sächsischen Königs verwehrte ihr das Schicksal diese kleine Gunst. Aber bei der vollen Verzeihung, die Wagner später gewährt wurde, durfte sie tatsächlich eine bestimmende Rolle spielen, freilich unter denkbar tragischen Umständen.

Als Minna während der Sommermonate in Godesburg eine neue Herzfur gebrauchte, konnte Wagner sie dort besuchen. Daß er nach elf Jahren wieder deutschen Boden betrat, erschütterte ihn viel weniger als achtzehn Jahre früher bei der Reise von Paris nach Dresden. Zu bitter war ihm die zweite Rückkehr in das Vaterland gemacht worden.

Gemeinsam besuchten sie Baden-Baden. Wagner hatte dort der Prinzessin Augusta von Preußen seine Aufwartung zu machen. Auch sie war für seine Begnadigung eingetreten. Auf der Rückfahrt folgten Richard und Minna Wagner einem plötzlichen Einfall und fuhren mit dem Dampfschiff den Rhein hinunter. Schon einigemal hatten sie den deutschen Strom überschritten, aber noch nie seinen Lauf verfolgt. So erlebte Minna an der Seite ihres Gatten noch einmal ein Stück ihrer schönen deutschen Heimat. Milder Abendglanz lag auf dieser letzten gemeinsamen Reise.

Minna glaubte sich allerdings — zumindest in der Erinnerung — auch während dieser Tage von Roheiten und Mißhandlungen Richards verfolgt. Noch Jahre später wetterte sie, daß Richard mit ihr am Abend ein Hotel betreten hatte und dabei mit lauter Stimme «Zwei Schlafzimmer» bestellte. Damit wollte er natürlich nichts anderes, als ihr vor allen Leuten Schmach antun, behauptete sie. In Wahrheit entsprach diese Zurückhaltung den Anweisungen Businellis, die Minna in dem von ihr erbrochenen Briefe selbst gelesen hatte.

In seiner Pariser Wohnung veranstaltete Wagner, dem allgemeinen Brauch folgend, sogenannte Mittwochsempfänge. Bald gab sich hier die beste Pariser Gesellschaft ein Stelldichein. Dichter, Staatsmänner, Musiker, Gelehrte, Gesandte und andere Persönlichkeiten trafen sich bei dem Verbannten. Diese Empfänge glichen einer Hofhaltung. Im Mittelpunkt stand der deutsche, so geliebte und so gehaßte Meister Wagner.

Zu diesen Abenden kam auch Minna aus dem oberen Stockwerk in den Salon, der im Erdgeschoß lag. Jedermann achtete in ihr die Gattin des Meisters, und doch fiel auf sie nur wenig von dem Glanz, der über ihm strahlte. Minna verstand wohl ein paar Brocken Französisch, aber nicht genug, um an einer Unterhaltung teilnehmen oder ihr wenigstens folgen zu können. Sie fühlte sich recht verloren in diesem Kreise. Die glänzende Welt, die sein Genie umflutete, war ihr fremd. Wahrscheinlich dachte sie daran, wie anders es vor zwanzig Jahren bei ihnen ausgesehen hatte. Waren die kargen Abendmahlzeiten mit Riek, Anders und Lehrs nicht viel schöner gewesen?

Von Wagners Freundinnen und Gönnerinnen besaß Fürstin Metternich, die Gattin des österreichischen Gesandten, den größten Einfluß. Sie hatte sich in den Kopf gesetzt, etwas für Wagner zu tun, und begnügte sich nie mit halben Dingen. Ihre Ränke setzten selbst den Staatsminister Fould schachmatt. So erreichte sie schließlich, daß Kaiser Napoleon III. den Befehl zur Aufführung des «Tannhäusers» in der Kaiserlichen Großen Oper gab. Eine größere Ehre ließ sich nicht denken.

Und doch begann jetzt das lächerlichste Satirspiel in Wagners Leben. Wochen-, ja monatelang dauerten die Proben. Albert Niemann, der allein für den Tannhäuser verpflichtet war, erhielt die Riesen-

summe von 80 000 Franc. Wagner brauchte nur zu wünschen, und alles, was durch Geld herbeigeschafft werden konnte, stand zu seiner Verfügung.

Ohne Qual ging es aber auch diesmal nicht ab. Durchaus sollte Wagner im zweiten Akt ein Ballett einfügen. Die Edlen in der Wartburg mit hüpfenden Pas an der Rampe — welch ungeheures Mißverständnis seines Schaffens! Aber die kurze Szene im Venusberg gestaltete er wirklich zu einem gewaltigen Bacchanal aus.

Auch außerhalb des Theaters nahm Wagner für diese «Tannhäuser»-Aufführung allerlei Mühsal und Plage auf sich. Mit seinem liebevoll eingerichteten Haus auf der Rue Newton hatte es eine besondere Bewandtnis. Der Vermieter hatte einen so langen Vertrag mit ihm gemacht, weil er genau wußte, daß dieses Haus bald dem Durchbruch einer neuen Straße zum Opfer fallen mußte. Jetzt wurde eines Tages der Boden um Wagners Haus förmlich unter den Füßen weggetragen. Darum mußten sie sogar in diesen knappen zwei Pariser Jahren noch einmal umziehen. Die zweite Pariser Wohnung lag nahe an der Oper, in der Rue d'Almale. Sie war kalt, unfreundlich und wenig stattlich. Beim Umzug erkältete sich Wagner fast auf den Tod. Er tobte im Fieber wie ein Rasender. Größtenwahnsinnige Träume warfen ihn hin und her. Minna wurde noch einmal seine Pflegerin und behandelte ihn mit der alten Ruhe. Schon vor fünfundzwanzig Jahren hatte sie sich von seiner Gesichtsröthe nicht im mindesten abstoßen lassen. Seitdem war er unendlich oft krank gewesen und unter ihrer Pflege gesundet. Auch diesmal wirkte ihr Gleichmut besänftigend auf ihn.

Nach seiner Gesundung begann in der Tragödie um die Pariser «Tannhäuser»-Aufführung der letzte Akt. Diese Aufführung würde über Gedeih und Verderben Wagners entscheiden. Das wußten alle.

Die Würfel fielen gegen ihn. Alle eifrigen Mühen scheiterten an einem lächerlichen Zufall. Die Aristokraten des Jockey-Klubs hielten es für ihre vaterländische Pflicht, die Aufführung so gründlich zu stören, daß beinahe nichts übrigblieb. Auf Verabredung zückten sie ihre Jagdpfeifen und begannen ein ohrenbetäubendes Konzert. In der zweiten Aufführung, die ein paar Tage später stattfand, trieben es die Übermütigen noch schlimmer.

In der allgemeinen Verwirrung kam es zu tragisch-komischen Szenen. So lagen sich plötzlich Minna und Hans von Bülow tränenüberströmt in den Armen. Minna hatte nicht an sich halten können. Sie wetterte gegen einen der Lärmbrüder und wurde von ihm daraufhin in der gemeinsten Weise angepöbelt.

Therese, die biedere Köchin im obersten Rang, wußte sich besser zu helfen. Sie brüllte in ihrer schwäbisch-schweizerisch-französischen Mundart einen Unbekannten an, allerdings ohne ihn zum Schweigen bringen zu können. Offensichtlich verstand er aber ein paar Brocken Deutsch. Darum zischte sie ihm ein «Schweinehund» entgegen, und dieses Rosewort machte ihn wirklich stumm. Das waren kleine Nebenspiele der denkwürdigen Pariser «Tannhäuser»-Aufführung.

Bei der dritten Aufführung blieben Wagners zu Hause. Der Meister rauchte behaglich seine Pfeife. Sie schienen wieder so gemütlich versammelt wie in früheren Pariser Jahren. Endlich kamen Besucher aus der Oper. Es war womöglich noch schlimmer gewesen als in den ersten beiden Aufführungen. Wagner blieb trotzdem heiter. Er scherzte sogar. Aber wer ihm die Hand reichte, spürte an ihrem Zittern, wie furchtbar er getroffen war. Zwei Jahre heißer Arbeit völlig umsonst vertan! Wieder lag die Zukunft trübe vor ihm.

Paris war für Wagner seit jeher die Stadt der großen Hoffnungen. Nun wurde er dort zum zweiten Male bitter enttäuscht. Keine Stadt Europas hat ihn schlechter behandelt als Paris. Darin lag ein Stück Tragik, aber auch — Vergeltung. Das Schicksal wollte nicht, daß der deutsche Meister vom Herzen Frankreichs aus seinen großen Weg antrat.

Da sich alle Hoffnungen auf die Auswirkungen der «Tannhäuser»-Aufführungen als falsch erwiesen hatten, entstand immer und immer wieder die Frage: Was sollte nun geschehen? Wie sollte es Wagner jetzt versuchen? Wo sollte er hin? Was sollte aus Minna werden? In jedem Jahr begann dieser Kampf aufs neue. Kein festes Ziel, keine Heimat, immer wandern, hoffen, enttäuscht werden, verzichten, einreißen und neu aufbauen — das war Wagners Los über Jahrzehnte hinaus.

Zunächst reiste er für kurze Zeit nach Deutschland, um seine Aussichten in Karlsruhe und Wien zu erkunden. Sie schienen nicht übel.

Gewißheit wurde ihm allerdings nirgendwo geboten. Jedenfalls hatte ein weiterer Aufenthalt in Paris nicht mehr den mindesten Sinn. Darum wurden die Zelte wieder einmal mit unbekanntem Ziel abgebrochen. Die zusammengepackten Möbel sollten in einem Speicher ihre weitere Bestimmung erwarten.

Für Minnas angegriffenes Herz war eine neuerliche Kur in Godes das beste. Später würden sich wohl Freunde und Bekannte in Dresden ihrer annehmen. Das Warten auf irgend etwas Unvorstellbares begann erneut.

In den letzten Pariser Tagen kam Minna von einem Ausgang mit ihrem Hündchen nach Hause. Fips war nie ein so inniger Freund Wagners gewesen wie Peps. Dennoch hatte er ihn auf vielen einsamen Spaziergängen im Bois de Boulogne begleitet. Anscheinend war Fips über einen Giftbrocken geraten. Jetzt lag der treue Freund vor ihnen, ohne daß sie Hilfe bringen konnten. Gegen Abend verkroch sich das Tier unter das Bett. Um Mitternacht holte ihn Wagner hervor. Fips war tot. Mit aller Herzlichkeit bestatteten ihn Richard und Minna Wagner am nächsten Tage in der fremden Pariser Erde. Wieder standen sie zusammen am Grabe eines kleinen Hausgenossen, der ihnen Kinder und anderes hatte ersetzen sollen.

Sie hatten noch einmal ein Zusammenleben versucht und es dabei besser machen wollen als früher. Gelingen konnte es noch weniger. Gewiß war Wagner in manchen Stunden überreizt und ungeduldig und begegnete dann seiner Minna wohl auch schroff und hart. Jedenfalls hatte er mit dem neuen Zusammenleben das Beste im Sinn gehabt. Aber der Teufel des Zankes und Streites, der Mißverständnisse und Verdächtigungen war jetzt noch öfter als je zuvor zwischen sie getreten.

Minnas Eifersucht schuf die ärgsten Schmerzen, wenn sie möglicherweise auch nicht immer ganz unbegründet war. Wie sollte aber Verträglichkeit zwischen ihnen aufkommen, wenn sich Minna über das Pariser Leben und die besten Freunde ihres Mannes in Briefen so aussprach:

28. Dezember 1859

... Blandine Olivier [Franz Liszts Tochter und Schwester von Cosima von Bülow] ist eine ganz gewöhnliche, ich will nicht sagen gemeine

Person, die auch bei allen denen, die sie kennen, in keinem guten Rufe steht, was zwar in Paris nichts sagen will. Philisteröse, unter die ich mich leider zählen muß, stößt sie eher ab. Frau Olivier besucht meinen Mann öfter, ohne anständigertweise nach meiner Meinung zu fragen. Ich bin dergleichen gewöhnt, und lasse alles geschehen, ohne die geringste Notiz davon zu nehmen. Nur kann ich es mir noch immer nicht verzeihen, daß ich hierher gekommen bin. Fällt in dieser Art früher oder später wieder etwas Eklatantes vor, so reise ich nach der Schweiz, wo ich bleibe. In meine Heimat gehe ich nicht, ich würde mich schämen müssen, da alle mir abredeten, hierher zu reisen und mir das Schlimmste prophezeiten. . . . Glaube mir, ich täusche meinen Richard in Keinem! Im Gegenteil!

Wie ich Dir schon gesagt, ich wohne im ersten Stock, weiß nicht von dem, was unten geschieht, bekomme meine Briefe von dem Diener auf mein Zimmer gebracht. Es interessiert meinen Mann durchaus nichts, was mich betrifft, oder wer mir geschrieben, was man mir geschrieben usw. . . .

Seine Frau [Cosima von Bülow] wirst Du in Berlin besucht haben, sie ist auch ein etwas lüderliches Geschöpf. Sie ist schuld, daß Ritter seine Frau verlassen hat. Die arme junge Frau härt sich ab. Bülow sieht sehr elend aus, wir hatten ihn oft zum Essen. In Liszts Mutter, die hier allein lebt, habe ich eine liebe alte Frau und Freundin kennen gelernt; ich besuche sie oft und gewinne sie immer lieber. Sie lebt ziemlich verlassen, die Enkelin kann keine Ehrenhüterin brauchen! Die Olivier hat sich gegen Bülow scheußlich benommen, sodaß er ohne Abschied von ihnen reiste . . .

10. Februar 1860

. . . Sie sind in großem Irrtum, liebste Freundin, wenn Sie glauben, daß ich mit Richard so ein Häckelleben führe, mich öfter mit ihm zanke, wie es wohl bei verschiedenen Leuten der Fall ist. Gott sollte mich davor bewahren, nein, das ist eine andere Sache bei uns. Kein Wort fällt meinerseits über das, was seinerseits geschieht, nichts Gebrummtes oder Gemaultes gibt es da. Aber der sogenannte Hoston ist es, den ich hasse, dieser existiert bei uns. Kein Vertrauen, keine Herzlichkeit mehr, die sonst bei uns heimisch waren. Über alles wird geschwiegen, nicht ein gemütliches Beraten,

Besprechen, was oft gut wäre. Oft sehe ich Richard außer der Esszeit den ganzen Tag oder auch abends nicht mehr. Doch frag ich nie, wo er war. Ich weiß es, aber ich bin nicht mehr so dumm wie früher. Diese Dame [Blandine Olivier] merkt aber, daß ich nicht mit ihr verkehren will und unterläßt doch seit einiger Zeit die häufigen Besuche, die sie meinem Mann machte. Lieber soll er zu ihr gehen, ich will nichts wieder mit solchen Geschöpfen zu tun haben, sie nicht wieder bedienen, so steht es. Ich bin hier nicht Frau, was mir auch recht ist, dazu fehlt die Liebe und müßten nicht solche Rohheiten von meinem Mann mir angetan worden sein. Haushälterin bin ich auch nicht, dazu fehlt mir der Gehalt. Freundin aber auch nicht, dazu fehlt das Vertrauen, welches mir unwürdige Personen geraubt haben. Was also habe ich für Grund, daß es mir gefallen soll? Wegen dem seidenen Kleid, welches ich als die Frau des berühmten R. W. tragen muß, dazu fehlt mir die Eitelkeit, die ich wohl auch schwerlich auf meine alten Tage erlangen werde, ich war es in meinen jungen Jahren nicht. Warum bin ich auch hier, warum hörte ich nicht auf das Abbraten der guten einsichtsvollen L. oder meinem inneren Widerstreben. Mein Heimweh ist noch keineswegs zu Ende. Nichts hat sich geändert. . . .

Sehen Sie, gute Mathilde, das Wort gemütlich existiert nicht einmal in der französischen Sprache, viel weniger die Wirklichkeit davon. Alles ist auf auswärtige Vergnügen gerichtet als Fahren, Reiten, Theater, Maitressen, Soiréen usw. Die Sprache kann ich auch garnicht mehr leiden, will lieber den ohnehin oberflächlichen französischen Umgang meiden. Ich lerne deshalb auch nichts, liebe nur deutsch zu sprechen. . . .

Der «Hofton» und das Schweigen wurden aber doch wohl oft unterbrochen. Dann kam es zu Auseinandersetzungen, deren tieferen Sinn Minna allerdings nicht verstand.

Ein andermal klagte sie:

22. Juni 1861

. . . Richard, wie ich Ihnen schon früher geschrieben, sehe ich meistens nur beim Essen, sonst den ganzen Tag nicht. Dennoch beklagt er sich in letzter Zeit sehr, ich sitze ihm immer auf dem Nacken. Unsere Zimmer nämlich sind durch einen großen Salon dazwischen ge-

trennt. — . . . Ich vermeide auch, mich vor ihm sehen zu lassen, weiche aus, wo ich kann, weiß aber nicht, wohin ich wieder einmal verschwinden soll. Nun will ich Ihnen nicht so viel von mir vorlamen-tieren, will schweigen und tragen, so viel ich kann. Soll ich mich aber unter solchen Bewandnissen freuen, wieder eine Übersiedlung mitmachen zu sollen? Gewiß nicht. Unser Zusammenleben kann nur noch bestehen, wenn er ein halbes Jahr hier ist, ich dort. Kommt er zurück, so müßte ich hier sein, da meine Gegenwart ihm überall im Wege und zu viel ist. — So, meine liebe Freundin, geht es endlich einer alten viel und hartgeprüften Frau und dumme Menschen beneiden mich noch um mein Los . . .

Besonders wenn der Name Mathilde Wesendonk fiel, wurden die alten Wunden wieder aufgerissen. In der Erinnerung an die Pariser Zeit schrieb Minna von Weimar aus an ihre Schwägerin Cécilie Abenarius:

30. September 1861

Meine gute Cécilie!

Nun zuerst meinen innigen Dank für Deinen lieben, herzlichen Brief, worin Du mir so unbeschreiblich durch Deine Teilnahme für mich wohltest! Solche Beweise sind für mein krankes Herz, glaube mir, die beste Medizin.

Wollte Gott, daß Richard in den letzten 4 Jahren mir nur ein wenig mild geschrieben, mich etwas menschlich während unseres Zusammen-seins behandelt, dann wäre ich auch noch gesund, denn nur durch heftige Gemütsbewegungen, Kummer und durch fortgesetzten Ärger bilden sich solche Herzleiden, wie das Meinige. Das ist lange schon ärztlich erwiesen und hätte ich nicht von meiner eisernen Gesundheit soviel Kräfte zuzusetzen gehabt, wäre ich lange unter der Erde. Das ist auch gewiß. Ich danke Dir auch, meine liebe Cécilie, für Deine liebevolle Einladung nach Berlin, bei Dir zunächst wohnen zu dürfen! So einladend und verlockend dies auch ist, so könnte ich es doch nicht annehmen, weil ich wieder auf ein paar Monate nach Dresden gehe, um mich unter die Behandlung meines vortrefflichen Arztes Pusinelli zu begeben. Seit mehreren Monaten ist zu dem qualvollen Herzklopfen eine neue Erscheinung hinzugekommen.

Ich leide nämlich auch fast unausgesetzt an heftigen Halsschmerzen. Das scheint den Ärzten denn doch bedenklicher als das Klopfen allein. Auch ist die Atemlosigkeit jetzt bei Weitem peinlicher als früher. Ich muß alles sehr langsam tun, kann nur kleine Spaziergänge machen. . . . Ja, wenn ich nur eine angenehme Erinnerung aus meinem letztvergangenen Leben hätte. Gott weiß es, Richard scheint es garnicht erwarten zu können, mich unter die Erde zu bekommen, und doch lasse ich ihn in Allem gewähren, frug nie: Wo gehst Du hin, wo kommst Du her? Überreichte ihm gewissenhaft, ohne eine Miene zu verziehen, viel weniger ein Wort zu sagen, die Briefe von der W. und dafür brüllte er mich auf das roheste an und packte mich so heftig am Arm, daß ich die blauen Flecken seiner 5 Finger noch in Geden hatte. Ich muß gestehen, nachdem ich mir nie etwas zu schulden habe kommen lassen und mir alten franken Frau auch noch das dafür, — daß ich mich in seinen Liebhaftsgeschichten so nobel benommen, daß ich nie ein Wort verloren, er mochte machen, was er wollte, ich kannte ja das abscheuliche Wort Eifersucht nur dem Namen nach, hat mich auch dieses herzlose Benehmen auf eine Weise verletzt, daß es mir nicht mehr aus dem Kopfe will. Ich habe R. kein Wort darüber gesagt, noch geschrieben, aber es kostet mich große Überwindung, ihm freundlich zu schreiben, herzlich könnte ich es aber nicht mehr. Seit den letzten 4 Jahren also hat mir mein Mann so viele schöne Erklärungen gemacht, daß ich fortmüsse, er habe eine Leidenschaft für die W., sie liebten sich, sie könne mich nicht ausstehen, sei eifersüchtig auf mich, kurz, dulde nicht, daß wir noch ferner zusammen seien usw., fügte er noch in der letzten Zeit meines Aufenthaltes in Paris hinzu, als ich ihm auf seine Rohheit erwiderte, «Wie ist das nur möglich, jemandem, den man einstens geliebt hat, das antun zu können?», ich habe Dich nur aus Verliebtheit geheiratet. Ein so junger Mann, wie ich damals war, kannte keine Liebe. Diese habe ich erst in gereiften Jahren kennenlernen pp. Ich weiß nicht, ob er damit die einstige Bordeaux-Geschichte oder die letzte mit der W. meinte. Mich degutierte solche schöne Erklärung so sehr, daß ich mich schweigend mit meinem Hund und Vogel in mein Stübchen zurückzog, worin ich auch blieb, wenn er zum Essen nach Hause kam, nur dann erst erschien, wenn die Suppe auf dem Tisch stand und von

Manne (Schmerz) - Marie ist fast schon tot - in Paris

Dear General Knox!

[illegible]

Ein Brief Minnas an Dr. Pusinelli (s. Seite 313).

Momms. 25^{te} Juli.

Allenbeden Querspaten!

Es ist nun fast, dass die die
Brief-Confusion auch noch vor-
mehret. Erst veranlaßte die
mir, die auch vom Brief auf den
Belebung zu wirken, wo die die gym-
18ten blüthen vollst; dann auf die
gehört die finken fort. Danach ist
denn nun ankommen, dass die den
Hauptpunkt wegen der Gänze der die
den 18ten auf den Brief auf
kommen der mir, selbst nach den
Empfangen waren. Der Brief war die die
nach der die einmal ankommen hat,
Nun wurde die mir, dass die die
Brief vom prinzipiellen kleinen
Fraktionen nach verlagert ist
worden. Ist, denn es ist die die wahrhaft
unangenehm, dasselbe nach einmal
zu bekommen. Die die die gang des Tempels

und freies finken die die gesehen
-- so hat die mir auch wohl abge-
weist, was die wegen Klare und
Mallikien haben. Dann man
mehr Confusion annehmen?
Was die die von Lütters' Freund,
die die und dem Bedenken abge-
kangt die alle ist. In die die
gleichzeitig ersten Brief der die
dies die genau aus der die
dies die von allem auf die die
die die ~~ersten~~ Bedenken die
König war die die zu alt sind,
um mir auch wohl die was den
zu lassen, jedoch wurde die die durch,
aus etwas die die die die
Wahr, wo man dann wohl Bedenken
anwenden, und die neuen Bedenken
sehen lassen kann. Ist die die die
auf das die die die der die
Lied, oder auf die die die die
auf die die die die die die
die die die die die die die
selbst dem die die, da es die
auf die die die die die die die

den gleichgültigsten Alltagsgeschichten sprach. Ich bin heimatlos, und das ist keine Kleinigkeit, wenn man 25 Jahre verheiratet, alt und krank ist. Mein Mann kann mir keine Heimat geben und demnach fühle ich mich darüber nicht unglücklich. Im Gegentheil, ich wünsche, daß die Verhältnisse ihn noch recht lange fernhalten. Ich habe nur noch Furcht vor ihm und entschieße mich nur der Leute wegen und in der Aussicht, daß er recht oft von Hause verreist sein wird, zu einer einstigen Niederlassung. Wo die aber sein wird, ist mir ebenso unbekannt, als Dir, meine liebe Cécilie. Dann habe ich den einzigen Wunsch nach R.'s letzten schönen Erklärungen, den 25. Hochzeitstag nicht mit ihm zu verbringen. Es würde mir ein zu schmerzlicher Tag sein, den ich kaum überleben würde. Ich will ihn allein vertrauern. —

Die Besendonks sind beide zur Aufführung des Tristan eingeladen. Sie allein würde nicht nach Wien gehen dürfen. Ihr ist es auch garnicht ernst, dieser kalten Frau macht es nur Spaß, daß R. recht zappelt. Ihrem Mann, der gute Mensch, verschweigt sie die Wahrheit gewiß nicht. Das Geld gab er, nicht sie, doch wüßte dieser Mann von mir, was ich schriftlich und mündlich erfahren mußte, er würde sein Geld besser verwendet haben. Genug von all den Herzlosigkeiten und Gemeinheiten. Ich will Dich nie mehr mit den Geschichten belästigen. Man kommt unwillkürlich darauf zurück. Es tut mir aber wohl, mich gegen Euch, d. h. gegen Dich und Elärchen aussprechen zu dürfen. Behaltet es für Euch wie ich und liebt Richard deshalb nicht weniger als vordem. Du mußt es ihm nicht anrechnen, wenn er nicht nach Berlin kam. Er war hier im vollen Trubel und mußte hier viel Kämmerchenvermieteten spielen, wovon er angegriffen war. Wenn ich wollte, könnte ich täglich in Gesellschaft sein. Aber ich kanns nicht vertragen, mache mir nichts daraus. Ich verkehre nur mit solchen Leuten, die nur um meinetwillen mit mir umgehen, nicht aber als die Frau von dem berühmten R. Wagner. Mir genügt nur bescheiden von seinem Gelde zu zehren, nicht aber von seinem Ruhm, zu dem ich einstens, — wenn auch nur indirekt — doch auch etwas beitrug. . . .

In Dresden werde ich wahrscheinlich bei der Tichatschek wohnen, sie ist mir eine treubewährte Freundin geworden. Sie hat auch ihre liebe Noth mit ihrem Mann. Doch behandelt er sie deshalb nicht ge-

mein und roh und das ist es, was ich auch möchte. Mehr verlange ich nicht und weniger kann ich nicht wollen. — . . .

Deinen Mann grüße ich respektvoll, weil er gewiß der bravste unter allen ist. Es küßt Dich

Deine treue Minna.

Wenn Wagners gute Absichten solchen Haß in Minna auslösten, dann mußte jede Hoffnung aufgegeben werden. Das Mitgefühl für Minnas tragische Lage, das sich bei manchen ihrer Worte in uns regt, empfand auch Wagner. Aber was änderte das?

Noch wußten sie das Ende nicht, und in Wagner blieb bei etwas heiterer Stimmung eine winzig schmale Hoffnung für irgendwann und — wo einmal in späterer Zeit. Aber der rechte Mut war ihnen geschwunden. Beide wußten nun, daß sie sich rettungslos auseinandergelebt hatten. Darum war nur folgerichtig, wenn sie jetzt ihr Heim einrissen, um nie wieder eines zusammen aufzubauen. Ihre Gemeinschaft hatte nun auch äußerlich ein Ende gefunden.

Die Pariser Zeit war von brausender Unruhe erfüllt gewesen. Nur eines hatte ihr Festigkeit gegeben: das Ziel der «Tannhäuser»-Aufführung. Die nächsten Jahre wurden für Wagner nicht weniger unruhig. Aber nun fehlte das feste Ziel. Eine vielleicht zu ermöglichende Aufführung des «Tristans» in Wien bot noch die besten Aussichten. Wagners haltloseste Jahre brachen an.

Minna verbrachte in Godesburg einige Wochen mit ihrer besten Freundin Mathilde Schiffner aus Dresden. Welch narrenhaftes Spiel, daß der Vorname «Mathilde» hier noch einmal und nicht zum letzten Male erschien. Daß die Schiffner seinerzeit im gleichen Hause wie Minnas Eltern wohnte, war zur Brücke der Freundschaft geworden. Sie hatte den hilflosen alten Leuten manches Gute getan, und Minna dankte ihr das. Mathilde Schiffner war Schneiderin. Minnas heftige Briefe aus Paris, die wir zum Teil kennengelernt haben, endeten darum nach Klagen über Richard bisweilen mit einer Beschreibung der neusten Pariser Moden. Sie nahm diesen Teil ihrer Briefe recht ernst und beruhigte sich dabei über das ihr angetane Unrecht. Wagner wiederum hatte das Gefühl, daß Mathilde Schiffner Minna tyrannisiere, und hielt sie zudem für eine der übelsten unter den Dresdner Klatschbasen. Nach seinem endgültigen Abschied von Paris besuchte er Minna für zwei Tage in Godesburg und empfand das Zusammensein mit ihr und der Freundin als höchst ungemütlich.

In Frankfurt trennten sich die Ehegatten. Wieder stand Tod zwischen ihnen. Schopenhauer, der große Lehrmeister Wagners, war soeben gestorben. Eine persönliche Begegnung der beiden gewaltigen Geister hatte das Schicksal anscheinend nicht gewollt.

Minna reiste nach Dresden und Chemnitz. Bei dem ewigen Hin- und Herziehen blieb sie auf den guten Willen von Freunden und Verwandten angewiesen. Dennoch fehlte ihr ohne eigene Wohnung das, wofür sie geschaffen war.

Als Wagner wieder allein war, mehrten sich in seinen Briefen die Versicherungen, auf eine neue gemeinsame Niederlassung bedacht sein zu wollen. Jetzt waren sie schon so alt und hoffentlich so vernünftig, daß sich ein gutes Auskommen miteinander endlich finden lassen müsse. Es war also immer das alte Spiel. Was meine sie denn zu Karlsruhe? Die Leute seien freundlich und aufgeweckt. Außerdem solle es dort herrliches Trinkwasser und schöne frische Butter geben. So kindlich schrieb Wagner bisweilen seiner Gattin, um ihr gute Laune zu machen.

Karlsruhe lag ihm am Herzen, weil er dort eine «Tristan»-Aufführung erhoffte. Vielleicht würde ihm der Großherzog sogar ein festes Gehalt anbieten. Als sich diese Pläne endgültig zerschlagen hatten, urteilte Wagner über Karlsruhe natürlich weit weniger günstig. Eine Niederlassung kam dort nicht mehr in Frage. Überhaupt wollte er mit einer neuen gemeinsamen Wohnung nicht mehr so voreilig sein wie in Paris und früher schon mehrmals. Erst mußte ein regelmäßiges Einkommen Sicherheit gewährleisten. Bei dieser ewigen Jagd nach dem Geld konnte sich nie Ruhe und Gemütlichkeit zwischen ihnen einstellen. Minna möge als gewiß nehmen, daß all sein Sinnen und Trachten auf diese endgültige Niederlassung gerichtet sei.

Leider besserten sich die Aussichten dazu nicht. Darum tauchten die Pläne zu einer gemeinsamen Wohnung in Weimar, Wiesbaden oder Bamberg ebenso schnell wieder unter, wie sie erdacht worden waren. Fürs erste blieb am besten jeder von ihnen allein. Wagner wohnte zwischen seinen vielen Reisen wegen der «Tristan»-Aufführung meist in Wien.

Allmählich rückte der November 1861 heran. Am 24. war ihre silberne Hochzeit. Wagner wußte, welchen Wert Minna auf die festliche Begehung dieses Jubeltags legte, wenn sie ihrer Schwägerin Cäcilie gegenüber auch das Gegenteil versichert hatte. Ihm aber stand nicht der Sinn danach, sich in dem Klatschneest Dresden befeiern zu lassen. Was mußte seine Ehe nochmals eingesegnet wer-

den, wo sie doch schon seit Jahren innerlich gelöst war? Er fuhr also nicht nach Dresden. Was ihn schließlich davon abhielt, zeigt uns wieder einmal die tragischen Spannungen in seiner Seele. Ein Glück, daß Minna die wahren Gründe nie erfuhr. Diesmal hätte es wirklich ihr Tod sein können.

In der ersten Hälfte des Novembers reisten Wesendonks nach Italien. Es lag nahe, sich in Venedig mit Wagner zu treffen. Ihre Einladung nahm er dankbar an, waren doch seine Wiener Angelegenheiten wieder einmal auf ein totes Gleis geraten. Dem Wiedersehen mit Mathilde träumte Wagner voll seliger Erwartungen entgegen. Aber es endete mit einer großen Ernüchterung. Wagner merkte sofort, daß Otto und Mathilde Wesendonk wieder ganz zueinander gefunden hatten. Sie sprachen wohl auch offen von Mathildens neuer Mutterschaft. Erst jetzt erkannte Wagner, daß auch sein letzter Hoffnungsschimmer erlöschen mußte. Mathilde war ihm für immer verloren. Sie gehörte wieder ganz dem anderen.

Für die Kunstunternehmungen des Wesendonkschen Ehepaares hatte Wagner nun keinen rechten Sinn. Aber wieder bewährte sich seine Gabe des Vergessen- und Überwindenkönnens. Ihn drückte nicht mehr Verzweiflung nieder. Nein, sein Verzicht kam aus heiterem Gemüt. Mathilde brachte nur den Funken zur Entzündung, der wohl schon vorher in ihm geglimmt hatte. Sie erinnerte ihn an den Entwurf zu den «Meistersingern von Nürnberg», den er ihr einmal vorgelesen hatte. Sofort beschloß Wagner die Ausführung dieses Werkes, das seinen Schmerz vollends zum gütigen Lächeln wandelte.

Die «Tristan»-Aufführung rückte damit in die zweite Linie. Denn schon auf der Rückreise kamen ihm die ersten musikalischen Einfälle für sein neues Werk. Jetzt hatte er wieder ein Ziel: seine «Meistersinger»! Tragisches Spiel seines Lebens, daß dieses heiter-harmonische Werk unter den schwärzesten Lebensumständen geboren werden mußte.

Die Gedanken und Einfälle zu den «Meistersingern» überströmten ihn. Natürlich konnte er jetzt erst recht nicht zur Silberhochzeit nach Dresden fahren. Seine Reise nach Venedig gestand er Minna ein. Aber die Begegnung mit Mathilde verschwieg er. Sein Freund Dr. Standhartner sei zu einer Beratung bei der österreichischen

Kaiserin nach Venedig gerufen worden. Auf dieser Reise habe er ihn begleitet, um sich ein wenig von den Wiener Anstrengungen zu erholen. Wie schlimm für den genialen Meister, daß er zu so billigen Notlügen greifen mußte!

Minna verbrachte den Tag ihrer silbernen Hochzeit wirklich allein. Am Morgen erhielt sie einen Brief von Richard. Er hatte beim Schreiben wohl nur an das Elend mit dem «Tristan» und an das Glück der «Meistersinger» gedacht, die ihm jetzt in der Seele brannten. Um dieses große Werk vollenden zu können, brauchte er vor allem Ruhe. Darum floß ihm gerade in diesem Glückwunschbrief zum erstenmal die Anweisung in die Feder, Minna möge sich in Dresden eine eigene Wohnung einrichten, denn von einem Zusammenleben wolle er zunächst Abstand nehmen. Seine Zukunft liege dunkler denn je vor ihm. Übers Jahr könnten sich aber die Aussichten bessern. Dann hätte er vielleicht auch die nötigen Sicherheiten für ihr gemeinsames Leben gewonnen. Beim Einzug in die allerletzte Wohnung wollten sie silberne und goldene Hochzeit zugleich feiern.

Das war natürlich ein böser Schlag für Minna. Gerade an diesem Tag stieß er sie endgültig von sich. Wie wenig konnten diese trüben Eindrücke von seinen Geschenken, einem goldenen Armband und anderem, verscheuht werden. Bis an ihr Ende hat sie den Schmerz dieser Stunden nicht vergessen und immer wieder darüber geklagt.

Minna saß an ihrem Ehrentag mit schwärmenden Freundinnen allein. Sie überreichten ihr einen silbernen Lorbeerkranz. Ein Blatt davon schickte Minna an Wagner, damit er sähe, wie gut es andere Leute mit ihr meinten. Außer diesem sinnigen Geschenk brachten die teuren Freundinnen Geschwätz und Lästereien aller Art mit. Sie wußten nur zu gut, wie empfänglich Minna dafür war.

Nach einigen Wochen schrieb Minna von diesem Tag verhältnismäßig milde:

30. Dezember 1861

... Meine silberne Hochzeit wäre nun auch glücklich überstanden. Ich danke Dir für Deine guten Wünsche! Lieb wäre es mir, wenn ich diese 25 Jahre ganz aus meinem Leben streichen könnte. Sie haben mir nur Sorgen, Kummer, Kränkungen und Gott weiß was alles Schöne gebracht. Von Richard erhielt ich an diesem Tage ein goldenes Armband aus Wien mit dem Congé auf ein Jahr. Dann

würden wir uns vielleicht am Rhein oder in München einmal wiedersehen. Nun, ich bin und muß es zufrieden sein. Ich gedeihe am besten, wenn ich allein bin. Doch muß ich Dir gestehen, daß ich das Herumwandern, wie ich es seit fünf Monaten tun mußte, recht herzlich satt habe. Ein altes Dorf, wenn es mir eine bleibende Statt böte, wäre mir angenehm und beruhigend auf meine alten Tage. Gott weiß, wohin mich mein Schicksal noch führt . . .

Vier Jahre später dachte sie ungleich schmerzlicher an den Tag ihrer silbernen Hochzeit!

17. März 1865

. . . Gott, die Zeit fliegt so unglaublich schnell an uns vorüber, daß es mir eben erst einige Jahre zu sein dünkt, als ich so glücklich war, für Euch junges Paar das blaue Himmelbett einrichten zu dürfen. Ebenso ist es mir wie im Traum, daß ich im nächsten Jahr schon meinen Dreißigjährigen Krieg feiern kann.

Nun, den will ich gern solo verbringen. Daß ich aber meinen Silberhochzeitstag, den ersten wichtigen Lebensabschnitt meiner Ehe allein verleben mußte, schmerzt mich heute noch tief. — Daß ich überhaupt einen Mann habe, rückt mir immer ferner, trotzdem ich meine besten Jahre unter Sorgen, Schrecken und Aufregungen mit diesem eitel herzlosen Menschen vergeudete. . . .

Wagner versuchte, seine Ungeschicklichkeit wegen der festen Niederlassung Minnas in Dresden gutzumachen. Er gestand ihr jetzt seinen Plan mit den «Meistersingern». Daß er wieder ein großes Werk schrieb, und diesmal sogar ein heiteres, mußte sie doch freuen. Sie sollte es aber ganz für sich behalten. «Keinem Menschen ein Wort davon!» Mit dieser fragwürdigen Anweisung wollte er wohl ihre Anteilnahme an dem neuen Werk und seinem Schicksal erregen.

Auch einige seltsame Träume erzählte er, um sie zu trösten. Zwei Nächte vor dem Hochzeitstag gewann er überraschend siebentausend Gulden, die er schnell in Franken umrechnete. Außerdem empfing Minna ihn wieder in der behaglichen Wohnung mit den lieben alten Möbeln. Er sagte ihr dabei: «Siehst du, wie gut es war, daß ich nichts verkaufen lassen wollte. Jetzt macht's doch Freude.» Ihm hätte das gute Laune gemacht. Möge es ihr ebenso gehen. Aber der

Stachel saß zu fest. All seine Liebenswürdigkeiten konnten Minna nicht über den Schmerz ihrer verfehlten Silberhochzeit hinwegbringen.

Jedenfalls blieb es dabei, daß sie in Dresden eine eigene Wohnung nehmen solle. Er würde sich dann von Zeit zu Zeit bei ihr einstellen. Um diesen Plan schmachhaft zu machen, war in seinen Briefen bisweilen auch von der kommenden gemeinsamen Niederlassung die Rede. Ob ihr wohl der Rhein zusage? Wagner selbst war wieder nach Paris gezogen, um in einem Hotel hoch über den winkligen Dächern der Weltstadt seine «Meistersinger von Nürnberg» zu dichten.

Dagegen wollte er ihre strahlende C-dur-Musik am Rhein schaffen. In Biebrich, das ihn schon lange lockte, fand sich die geeignete Wohnung. Hierher kamen die Pariser Möbel. Einen kleinen Teil behielt Wagner. Das meiste sollte für Minnas Einrichtung nach Dresden gehen.

Daß Wagner diese Teilung allein vornahm, war ihr nicht recht. Sie ängstigte sich, daß er bei seiner verbürgten Ungeschicklichkeit alles zerschlagen werde. Hatte Richard außerdem nicht von einer gemeinsamen Wohnung geschrieben? Angeblich plagte ihn doch das Alleinsein so fürchterlich? Warum jetzt diese Heimlichkeit und Eigenwilligkeit? Sollte da wieder eine Jessie, eine Mathilde oder Blandine dahinterstecken? Tausend Fragen und Zweifel stürmten auf Minna ein. Ihre ängstliche Seele brauchte Klarheit. Kurz entschlossen packte sie die Koffer und fuhr nach Biebrich.

Hier erschien Minna im wütesten Durcheinander überraschend auf der Bildfläche. Wagner war glücklich. Er freute sich von Herzen über ihr gutes Aussehen, war selig, daß ihm die Last der Frauenarbeit abgenommen wurde, und dachte daran, ob es nicht das beste wäre, wenn sie überhaupt hierbliebe. Er mußte dann allerdings viel widerlichen Dresdner Stadtklatsch anhören und in dem kindlichen, fast kindischen Ton zu ihr reden, den sie allein noch verstand. Aber wenn auch immer: wenigstens brauchte er die Abende nicht allein zu verbringen. Mitleid, Heimatgefühl, Gewohnheit, Liebe — alles erwachte wieder in ihm. Sie war eben doch seine Gattin.

Aber diesmal ließ das Verhängnis nicht lange auf sich warten. Vor drei Monaten hatte Mathilde Wesendonk ein Weihnachtspaket mit netten Kleinigkeiten nach Wien gesandt. Wagner war

aber in Paris. Das liebevoll hergerichtete Paketchen ging nach Zürich zurück. Jetzt hatte Mathilde Wagners Viebricher Anschrift erhalten und schickte das Päckchen noch einmal dorthin.

Unglücklicherweise lieferte der Postbote dieses Paket an Minna ab. Sofort brach der ganze Wahnsinn des Wesendonkzwistes wieder aus. Minna wiederholte dieselben Unsinnigkeiten und Beleidigungen, behauptete die gleichen Verdächtigungen und überschüttete Richard und Mathilde Wesendonk mit derselben Flut niedrigster Schmähungen. Sie schrie und tobte. Alles, was ihr Wagner in den letzten vier Jahren unendlich oft in der zartesten Weise klarzumachen versucht hatte, war wie ausgelöscht. Wagner glaubte über dieser Höllenszene den Verstand zu verlieren.

Nun kamen entsetzliche Tage. Jedes Vertrauen war geschwunden. Über sein Schaffen sprach Wagner schon lange nicht mehr mit seiner Frau. In der That hatte sie wenig Verständnis für die Nürnberger Welt der Meistersinger, die ihn so innig bewegte. Als er die Dichtung vorlas, benahm sie sich recht albern. Aus jeder ihrer Mienen, aus jedem Wort sprach gallige Bitterkeit. Auch meldeten sich wieder ihre Herzanfälle, die Wagner in Angst und Schrecken versetzten. Minnas Aussehen verschlechterte sich zusehends.

So saßen sich die beiden an den langen Vorfrühlingsabenden gegenüber, meist schweigend. Wenn er ein Buch las, war sie beleidigt. Wie zwei Feinde auf Tod und Leben belauerten sich die Ehegatten. Wagner litt entsetzlich darunter.

Nur noch einige lichte Stunden waren ihnen zusammen beschieden. In Darmstadt sahen sie den «Rienzi» mit Albert Niemann. Minna träumte sich noch einmal an Richards Seite ... Dresden ... nach den Hungerjahren der Glanz der Königlichen Kapellmeisterschaft ... Sieg und Jubel nach der ersten Aufführung ... Tichatschef in der silbernen Rüstung ... das Lorbeerblatt in Richards Bett ... Hofuniform ...

Wagner schrieb sich die Qual dieser zehn Tage mit Minna in einem Brief an Peter Cornelius vom Herzen:

4. März 1862

... Ich bin recht unglücklich und möcht' es jemand klagen! ... Da fiel mir's wie eine Himmelsfügung bei, daß ich nun Dich gefunden habe! Du wirst mich verstehen, und an Dich kann ich meine Herzensnot in etwas loswerden. —

Liebster, es steht nun fest, ich kann unmöglich mehr mit meiner Frau zusammenleben! Du glaubst nicht, was ich mit diesen wenigen Worten alles sage. Mir blutet das Herz: und doch erkenne ich, daß ich alle Herzensweichheit gewaltsam bekämpfen muß, da durch Festigkeit und Offenheit einzige Rettung möglich ist . . .

Nach der Schilderung aller Geschehnisse brach Wagner noch einmal in die Klage aus:

. . . Ich habe so schrecklich viel Bedauern in mir. Es ist mir grauenvoll, jemand durch mich leiden zu wissen! . . . Seit ich gestern die unglückliche, immer aber nur zürnend um sich besorgte Frau in Frankfurt verlassen, nagt es immer in mir, und nur das bestimmte Innewerden, daß ich durch Weichheit beiderseits die Qual verlängere, kann mich endlich zur — Resignation bringen. — Ach Gott! Nun kommt es dann mit Tränen über mich, und ich sage: jetzt ein freundliches weibliches Wesen, das mich sanft in sich aufnahm!! Das verschließ' ich mir nun! Und so denke ich wohl, sind alle Leiden meiner Frau gerächt! . . .

Aber auch Minna hat die Vorgänge in Biebrich später einmal geschildert, und zwar in einem Brief an Cäcilie Abenarius. Wie anders klingt es aus ihrem Munde! Ihre Worte beweisen nur, daß Richard und Minna Wagner nun in zwei völlig getrennten Welten lebten:

25. Januar 1864

. . . Was ich Dir über unsere traurigen Verhältnisse sagte und schreibe, ist, so wahr ich einstens selig zu werden hoffe, die reinste Wahrheit. Ich will auch von ihm nichts als Wahrheit und Gerechtigkeit . . .

Nächsten Monat wird es 2 Jahre, als sich Richard in Biebrich am Rhein niederließ. Er schrieb mir, daß eine Einrichtung herzustellen sehr lästig sei. Anderseits hätte er eine Frau, wäre das freilich anders. Ich setzte mich sofort auf und fuhr zu ihm, um ihm nach besten Kräften zu helfen. Er freute sich ganz unsäglich, als er mich sah, riß mir beinahe den Kopf ab und vergoß sogar Tränen. Gott, ich sah mich schon um, wo ich wohnen würde. Mein ungünstlicher Wohnort sollte aber nicht lange dauern. — Den ersten Morgen, als wir beim

Frühstück saßen, mein guter Mann teilte mir soeben seine nächsten Pläne und Aussichten mit, da kam ein Brief von Frau Wesendonk an ihn. Ich war im Wege, aus war es! — Die traulichen Mitteilungen verwandelten sich sofort in Toben und Schreien gegen mich, daß ich mir völlig vorkam, als ob ich etwas Böses begangen hätte und kaum von meiner kleinen Arbeit, die ich mir gesucht hatte, aufzublicken wagte. Ach und wie gleichgültig war mir im Grunde genommen diese Korrespondenz. Wenn ich nur etwas weniger darunter zu leiden gehabt hätte. — ... Als wir nun den zweiten Tag nach unserer Zurückkunft [aus Darmstadt] wieder beim Frühstück uns befanden, kam abermals ein Brief von ihr. — Ich erschrak fürchterlich, denn ich wußte, was mir bevorstand. — Es war gräßlich! Ich wurde angefallen, trotz meinen Beteuerungen, daß mir ja alles recht sei, er solle nur ruhig lesen, antworten, was er wolle, nur Erbarmen mit mir haben, die ich ja nicht dafür könne! — Das war alles vergebens. Das Toben und Rasen dauerte fort. — Ein dritter Brief mit Staunen — und einige Tage [später] ein Kästchen mit einem gestickten Kissen, Eau de Cologne u. d. m. folgte. —

Ach Gott, ich war so abgespannt von diesem sinnlosen Geschrei, daß ich am zehnten Tag anfang, mein Bündel zu schnüren, was auch Richard recht gern sah. Recht tief betrübt, doch trockenen Auges, mit heftigen Schmerzen reiste ich wieder ab, sehr erkältet, aufs neue verletzt, in meiner friedlichen Zelle angekommen, wo ich mich nun ungestört recht herzlich ausweinte.

30

Minna lebte nach diesem völlig mißlungenen Versuch einer Wiedervereinigung in Dresden. Wagner blieb in der Viebricher Wohnung allein. Daß sich ihr Zusammenleben als unmöglicher denn je zuvor herausgestellt hatte, lag an verschiedenem. Minnas Herz war die Ursache, denn ihr körperliches Leiden, das sich beständig verschlimmerte, war zweifellos die Hauptquelle ihrer seelischen Drungen.

Aber gerechterweise müssen wir sagen: Wagners Herz war die andere Ursache ihrer wachsenden Entfremdung. Wenn er Minna nach so vielen Wirrnissen, Kämpfen und Entzweiungen doch immer

wieder an seine Seite gerufen hatte, so war vor allem das bestimmend, was sein Wesen mit dem ihren verband: Dank, Anerkennung für frühere Leiden, Mildthätigkeit, Achtung vor dem Band der Ehe, Vertrautheit mit ihren Gewohnheiten, Wertschätzung ihrer Hausfrauentugenden und noch manches andere.

Aber es sprach auch mit, daß Wagner keine andere Frau in seinem Lebensumkreis sah, die bereit gewesen wäre, ihr Schicksal mit dem seinen zu verbinden. In dem Augenblick, als er seine Erlöserin gefunden glaubte, drängte es ihn sofort zur ewigen Trennung von Minna. Während der Jessie Lauffot-Wirrnis nahm er in aller Form von ihr Abschied. Hätte sich die «nur denkbare» Vereinigung mit Mathilde doch ermöglichen lassen, so wäre er sicher bereit gewesen, Minna zu opfern. Aber Jessie war nicht zu ihm gekommen, und Mathilde konnte es noch weniger. So stieß zu den Kräften, die ihn an seine Frau banden, die bittere Erfahrung, daß keine andere Frau den Lebenskampf mit ihm wagte. Darum blieb er immer bei Minna.

Auch in der Biebricher Zeit lockte eine Frau, seltsamerweise wieder eine Mathilde: Mathilde Maier aus Mainz. Ihr Vater war ein angesehener Rechtsanwalt gewesen. Nun lebte sie in traulicher Bürgerlichkeit mit der Mutter zusammen. Mathilde war schön und geistvoll. Sie bezauberte als prächtige Hausfrau und wurde geadelt durch ihre Freundschaft mit hervorragenden Menschen. Wagner mußte in ihr eine ideale Ehegefährtin sehen. Ohne es zu ahnen oder gar zu wollen, führte Mathilde Maier die zum Teil entscheidenden Wandlungen herbei.

Minnas Haupt Sorge in Dresden war, die volle Begnadigung Wagners durchzusetzen. Lüttichau kam ihr wieder freundlich entgegen und stellte ihr sogar einen Freiplatz in der Oper zur Verfügung. Außerdem riet er Frau Wagner, sich an den Ministerpräsidenten von Preußen zu wenden. Dies tat Minna anscheinend mit recht glücklichem Erfolg.

Wagner wußte um diese Schritte und billigte sie, weil ihm an der vollen Begnadigung gelegen sein mußte. Allerdings merkte er wohl auch, daß Minna so emsig in der Verfolgung dieser Angelegenheit war, weil — außer allen anderen Gründen — ihm damit der Vorwand zerschlagen wurde, sie nicht in Dresden besuchen zu können.

Dies nahm ihm einen Teil seiner Befriedigung über den Fortgang der Begnadigungsverhandlungen.

Minna drängte so lange, bis Wagner das letzte Gnadengesuch schrieb und abschickte. Sie merkte allzu gut, daß er es nicht gern tat. Der sächsische König und die Ministerien warteten indessen nur auf seinen letzten Kniefall, denn die Scherereien mit den Umstürzern von 1848 waren ihnen schon seit einiger Zeit lästig. Die Begnadigung mußte doch einmal ausgesprochen werden; je früher, desto besser. Wagner führte bei seinem Gnadengesuch aber noch eine besonders wirksame Begründung ins Feld: Minnas Gesundheit. Businelli zeichnete von ihren Leiden ein schauriges Bild, das sicher in keiner Silbe übertrieb. War es nicht tragisch, daß Minna, die so lange um Wagners Begnadigung gekämpft hatte, nun mit ihrer elenden Gesundheit wirklich den letzten Stein zur Seite räumte? In Businellis Gutachten lautete es unter anderem:

«Von Frau Kapellmeister Wagner aufgefordert, ein Gutachten über ihren Gesundheitszustand abzugeben, tue ich dies in Folgendem pflicht- und wahrheitsgetreu.

In den Jahren 1843 bis 1849 hatte ich als Hausarzt der Wagner'schen Familie Gelegenheit gehabt, die vortreffliche Gesundheit und kräftige Konstitution der Frau Wagner bis zu ihrem Weggange von Dresden zu beobachten. Während ihres nun folgenden Aufenthaltes in Zürich gelangten wohl dann und wann unbestimmte Gerüchte über deren Kränklichkeit zu mir, doch konnte ich erst im Jahre 1858 bei einer zeitweiligen Anwesenheit derselben in Dresden, wohin sie um ihre Gesundheit wiederherzustellen gekommen war, mich von der Wahrheit jener Gerüchte überzeugen. Ich gestehe, daß mich der erste Anblick der sonst so gesunden und kräftigen Frau aufs Tiefste erschütterte. Eine so auffallende Veränderung der ganzen äußeren Erscheinung, einen so grellen Ausdruck schweren inneren Leidens hatte ich nicht erwartet. Die angestellte Untersuchung bestätigte leider die Wahrheit der auf den ersten Blick geahnten Zerrüttung. Ich fand ein organisches Herzleiden, eine hochgradige Vergrößerung desselben, vorzugsweise der linken Hälfte mit gleichzeitiger Verdickung der Wandungen. Die Vorwölbung der dem Herzen naheliegenden Brustwand, der gewaltige, den Brustkorb erschüt-

ternde Herzstoß, der stürmische, harte, ganz unregelmäßige Puls, die fortwährende Atemnot, die zitternde, bebende Stimme, der ängstliche, gleichsam erschrockene Ausdruck des bleichen Gesichtes, die stete, nicht zu verbergende Unruhe, dies und anderes bestätigten die Diagnose. Dazu gesellten sich Stauungen im Pfortadersystem, oedematöse Anschwellungen unterer Gliedmaßen, nächtliche Schweiß u. a. m.; sodaß der damalige Zustand ein fast hoffnungsloser zu sein schien. . . . Mit Sorgen und gegen meinen Willen sah ich daher die Kranke im Herbst 1859, dem Rufe ihres Gatten folgend, wieder von hier scheiden und die wohlthätige Ruhe des hiesigen Aufenthaltes mit den Aufregungen des Pariser Lebens vertauschen. Die befürchteten Folgen blieben denn auch nicht aus. Die Nachrichten, die ich seitdem erhielt, lauteten nicht tröstlich und ließen die tiefe Sehnsucht nach der Heimat allenthalben durchblicken. Nach zwei leidensvollen Sommern kehrte die Kranke endlich im Herbst 1861 hierher zurück. Die guten Wirkungen des früheren Aufenthaltes in Dresden waren beinahe gänzlich verwischt, und es bedurfte eines raschen Eingreifens und strengen Verfahrens, um wieder zu dem erträglichen Zustande von 1858 zu gelangen. Das Übel ist seitdem nicht fortgeschritten. Die Vergrößerung des Herzens hat nicht zugenommen und hiermit ist erreicht, was überhaupt erreicht werden konnte: einen Stillstand der Krankheit herbei zu führen, da eine vollkommene Heilung nicht gehofft werden darf. Aber auch dazu, daß dieser Stillstand ein dauernder sei, ist es erforderlich, daß die Kranke in Verhältnissen lebe, die dem günstig sind und daß sie alle Schädlichkeiten meide, welche das Übel veranlaßt haben. Unter den letzteren nehmen Gemüthsbewegungen die erste Stelle ein . . . »

Wagners Gesuch mit dem Gutachten Pusinellis ging am 26. März 1862 in der Kabinettskanzlei ein. Schon am 27. März schrieb der König mit Bleistift auf dieses Gesuch: «Wagner ist die straffreie Rückkehr zu gestatten.» Am 1. April erhielt Minna die freudige Nachricht, etwas später auch Wagner. Das Dankschreiben in aller Form, zu dem er sich aufraffen mußte, kostete ihn viel Schweiß. Denn was konnte ihm jetzt diese Begnadigung helfen? Nun hatte sie eigentlich gar keinen Wert mehr für ihn. In Dresden wurden seine Opern schon lange wieder gespielt. Den «Tristan» aber, der ihm so am Herzen lag, würden sie doch nicht aufführen, weil

ihnen die rechten Sänger fehlten. Natürlich hatte in Dresden auch niemand die mindeste Absicht, ihm sonst eine Lebenssicherheit in irgendwelcher Form zu bieten. Eine Anstellung hätte Wagner nicht angenommen, und nur Unterhaltsgelder zu zahlen, fiel keinem ein. So empfand Wagner diese Begnadigung, um die er vor Jahren und noch bis vor kurzem heiß gerungen hatte, fast nur als Belästigung. So rascher Sinneswandel war seinem Wesen eigen. Daß er mit Minna darüber nicht einer Meinung werden konnte, bildete den ersten Streitpunkt.

Natürlich erwartete sie ihn nun zu seinem neunundvierzigsten Geburtstag am 22. Mai 1862 in Dresden. Und es gab eigentlich keinen Grund, ihr diese Bitte abzuschlagen. Aber es reizte ihn nicht im geringsten, diesen Tag im Spießernest Dresden zu verbringen. Bis zum letzten Augenblick blieb Minna über sein Kommen im ungewissen. Am 20. Mai brachte ein Telegramm seine Absage. Er habe die große Szene des David in seinen «Meistersingern» noch fertig machen wollen und sich dabei überanstrengt, erkältet, den Magen verdorben, Fieber sei dazu gekommen, der Gebrauch eines falschen Mineralwassers habe das Übel noch verschlimmert usw. Unter diesen Umständen könne er zu seinem größten Bedauern natürlich nicht reisen. Wie immer vergaß er beim Schmerzbereiten aber auch den Trost nicht. Minna solle auf eine Zusammenkunft am 5. September oder am 24. November, ihrem Geburtstag und ihrem Hochzeitstag, hoffen. Ubrigens möge sie ja nicht denken, daß es eine schlimme Krankheit sei. Zum Ängstigen bestehe kein Anlaß.

Wirklich konnte Wagner am Tag vor seinem Geburtstag wieder ausgehen. Am Festtag selber lud er sich eine Gesellschaft in sein Haus. Sozusagen als Hausfrau wurde — wegen ihrer Geschicklichkeit, mit dem wenigen Geschirr alles recht stattlich hergerichtet zu haben — Mathilde Maier bewundert, am meisten vom Hausherrn selbst! Wer könnte nicht begreifen, daß er sich lieber von der schätzenswerten Mathilde bemuttern ließ, als sich an seinem Geburtstag bei Minna noch einmal all den widerlichen Tratsch anzuhören, der in den letzten leidensvollen Jahren schon so oft durchgelaufen worden war? Die Nachrichten über sein Leiden entsprachen gewiß der Wahrheit. Aber ihre Ursachen waren sicherlich weniger körperlicher als seelischer Art. Der Gedanke an die Pein in Dresden machte ihn wirklich krank.

Jedenfalls wurde die Tatsache, daß er ihr auch an diesem Tage fernblieb, zum zweiten Streitpunkt. Minna kochte vor Wut. Nicht genug Giftigkeiten konnte sie in ihre Briefe hineinpacken. Das waren keine Einwände, über die man sprechen konnte, sondern Rasereien einer Wahnsinnigen. Jeder Versuch, ihr diese Tollheiten auszureden, machte das Übel nur noch schlimmer. Mathilde Wesendonk bildete immer wieder den Mittelpunkt ihrer stöhnenden Klagen. Wagner setzte wieder einmal den Zwischenfall mit dem Paket in Biebrich auseinander und schrieb dabei:

12. Juni 1862

... Jetzt bitte ich Dich, laß Madame Wesendonk ruhig niederkommen, und laß' Dir doch nur um Gottes willen nach dieser Seite hin ferner keine grauen Haare wachsen. — Es ist mir wirklich fast zum lachen, wenn ich Dich in solchem wahnsinnigen Irrtum sehe: da dieser Wahn Dich aber so furchtbar leiden macht, so vergeht mir das Lachen, und — wie Du wiederholt erfahren hast — faßt mich vielmehr wahre Verzweiflung, wenn nichts Dich über den wahren Bestand der Dinge belehren kann. —

Dies sei gesagt, — und nun — bitte! bitte! kein Wort mehr hierüber: denn es bringt Einen um! — ...

Aber im nächsten Briefe Minnas kamen neue Schauermärchen zutage. Manchmal wurde Wagner bestimmter in seiner Sprache:

23. Juli 1862

... An und für sich glaube ich gut zu tun, Deine Briefe, so bald sie nicht dringende Geschäfte, sondern — wie Du immer noch fortfährst — beklagenswerte allgemeine Punkte unserer Beziehungen betreffen, nicht sogleich zu beantworten. Wie sehr auch mich dieses endlose, auf diese Weise nie zu entwirrende Gewirr von unrichtigen und übertriebenen Vorstellungen und Auffassungen angreift, habe ich Dir wiederholt zu Gemüte zu führen gesucht: wollte ich aber auch nach meiner Ruhe gar nicht fragen, so weiß ich doch nie, wie ich die Ausdrücke wählen soll, um Dir nicht zu neuen quälenden Mißverständnissen Veranlassung zu geben. Auch Dein letzter Brief bezeugte mir dies wieder, und bestärkte mich in dem — glaube es! — unerschütterlichen Vorsatz, auf jene Punkte in keiner Weise mehr einzugehen.

SÄCHE
LANDES-
MUSEUM

Minna Wagner, vermutlich während des Aufenthaltes in Paris 1859.

Minna Wagners Grab auf dem Annenfriedhof in Dresden. Früher war der Grabstein noch mit einem eisernen Kreuz geschmückt.

gelassen

Was soll ich von Neuem sagen, wenn Du wirklich der Meinung bleibst, ich habe Dir gedroht, durch Fr. Huber Dich «züchtigen» zu lassen? — Ich kann zu solchem Unsinn ferner nur schweigen . . .
Nochmals, liebe Minna! Nimm es nicht zu schwer, — nimm es aber auch nicht zu leicht. . . .

Mit solchen Worten wurde er wieder sanfter und versuchte es doch mit gütigem Zureden. Aber weder so noch so ließ sich Minna umstimmen.

Wagner geriet schließlich in einen Zustand der Verzweiflung, aus der er keinen Ausweg mehr sah. Jetzt geleitete er seinen strahlenden Junker Stolzing vor die Meister, um ihn dort sein erstes Preislied singen zu lassen, und nun, da Lust und Liebe, Heiterkeit und fröhlicher Sinn die Arbeit fördern sollten, mußte er sich fortwährend mit den giftigen Anwürfen seiner Frau auseinandersetzen.

Das war bei allem Willen zur Rücksicht nicht mehr zu ertragen.

Wagner war ratlos, was er tun sollte. Jeder Brief Minnas nahm ihm für Tage die Lust zum Arbeiten. So schüttete er am 14. Juni 1862 dem alten Freund Businelli in Dresden sein Herz wieder einmal aus. Was sei wohl für Minna das Beste? Eine Kur in Reichenhall? Oder werde sie es aushalten, wenn er ihr mitteile, daß sie nun für immer getrennt leben und auch nicht mehr Briefe miteinander wechseln wollten? Businelli möge sich doch mit seiner Schwester Luise Brockhaus in Dresden beraten, was am besten geschehen solle.

Es ist zweifelhaft, ob Businelli dies getan hat; vermutlich nicht. Vielmehr entschied er sich für eine stärkere Arznei. Noch am gleichen Tage teilte er Minna mit, daß die gesetzliche Scheidung zwischen ihr und Richard nötig geworden sei.

Dies wirkte wie ein Donnerschlag auf Minna. Sofort antwortete sie Businelli mit zitteriger und hastiger Schrift, die ihren Zustand ahnen läßt:

Chemnitz, 16. Juni 1862

Mein teurer Freund!

Zuerst nehmen Sie meinen besten Dank für Ihre lieben Zeilen. . . . Sie können wohl denken, daß mich Ihr wohlgemeinter Brief, den ich soeben erhielt, nicht in geringe Aufregung versetzte. Mein Herz

schlug im Galopp, daß ich lange brauchte, ehe ich wieder etwas ruhig wurde. Sie werden mich gewiß entschuldigen, wenn ich nicht nach Dresden komme, was ich vor acht Tagen noch verhiess. Ich bin noch immer nicht kräftig genug, diese kleine Reise jetzt schon wieder zu unternehmen, am allerwenigsten aber eine Besprechung oder Beratung in bezug Richards, was er über mich verhängt haben mag, zu pflegen. Deshalb will ich heut' Ihnen meine Ansicht über diesen kritischen Punkt in aller Kürze mitteilen. Ich schrieb Richard von Dresden aus und bat ihn wiederholt, mir nicht auf meinen freundlichen Brief so abscheulich herzlos und weh zu schreiben, wie er es z. B. am 8. Mai getan. Sie selbst, geehrter Freund, wissen, wie mich solche gehässigen Briefe kränken und welche Rückschritte ich in meinem Befinden sofort machte. — Statt daß mir R. auf meine Bitte um Milde gesagt hätte, es ist mir in der Heftigkeit aus der Feder geflossen, fügte er womöglich noch einige Unarten hinzu und so seit Jahren fortgesetzt durch die wiederholte Behauptung von R., der immer auf Dresden schimpfte, daß ich es sei, die sich durchaus in D. niederlassen wollte und er meinem Willen mit dem größten Widerwillen nachgäbe, hatte er mich gereizt, daß ich ihm allerdings einmal die Wahrheit schrieb, die mein guter Mann allerdings nicht mehr vertragen kann. Ich hatte nämlich erklärt, daß ich dort noch nicht niedergelassen sei und es vielleicht nach seinen Behauptungen nun auch nicht tun würde (um ihn auch einmal zu ärgern). Ferner hatte ich noch geschrieben, daß ich an sein Kommen dort, um seinen Geburtstag mit mir zu verbringen, nicht geglaubt, ebenso wenig wie er an sein Kommen nach Reichenhall und selbst später Dresden, da mir seine eigenen Worte ins Gedächtnis zurückgekommen seien, daß jene Frau es nicht leidet, daß wir noch ferner zusammensein dürften, ich fort müsse, weil sie mich nicht ausstehen könne und eifersüchtig auf mich sei. Kurz daß er nicht zu mir kommen dürfe. Vielleicht, daß er, um meiner Sehnsucht nach ihm zu genügen aus Rücksicht für mich, auf ein paar Wochen kommen würde und dann wieder eiligst fortreisen, um auch der Anderen jeden Willen zu tun, damit allerdings, könnte ich nicht zufrieden sein. Ich habe Richard wiederholt schon vor Jahren gebeten, er soll machen, was er will, korrespondieren, mit wem er will, er soll mich nur nicht kränken und menschlich behandeln. Mehr verlange ich nicht und weniger kann ich nicht

verlangen. Findet nun Richard, daß ich zu viel verbrochen, ihn damit stets und immer zu viel beleidigt, aufgeregt u.s.w., daß er seine Freunde auf seine Weise nach meiner Abreise von dort um Rat fragt, wie und auf welche Art er mich beruhigen soll, so bedaure ich von ganzer Seele, daß er Sie, mein teurer Freund, damit beunruhigen konnte, da Sie ohnehin so vielseitig in Anspruch genommen sind. Meine Antwort auf Richards mögliche Anträge sind diese: Will er eine gänzliche Scheidung, so sage ich: Nein. Er soll sich gedulden, bis Gott uns scheidet. Trennung? — er hat sich ja schon getrennt, da ich seit Jahren allein in der Welt herumgestoßen werde. Er kann nach Dresden kommen, wann er will, er soll dann stets sein Asyl finden. Daß ich alles über mich ergehen lasse, bei seinen Zornesausbrüchen schweigen, habe ich bewiesen. Folglich soll es bei der Abmachung bleiben, daß er zeitweise zu mir nach Dresden kommen soll und das kann, wenn er will. —

Sie, teurer Freund, bitte ich, falls Sie R. anders berichtet haben sollte und alles nur einer fixen Idee meinerseits zuschieben wollte, da es seine Gewohnheit stets war, sich aller Schuld, in welcher Sache es auch war, freizusprechen, ihm meine Meinung mitzuteilen und etwas Milde gegen seine alte Lebensgefährtin anzuraten, die ich wohl auch verdient habe. Leben Sie wohl, tausend herzliche Grüße Ihnen und den lieben Ihrigen, besonders Ihrer Frau von Ihrer

dankbar ergebenden Freundin
M. Wagner.

Entschuldigen Sie meine Schrift. Ich zittere und die Spanische Fliege, die ich heute in der Frühe legte, schmerzt mich sehr. . . .

Immer wieder spukte in ihr die Vorstellung eines Fluches der Mathilde Wesendonk. Die nächsten vierzehn Tage lag Minna krank zu Bett. Dann schüttete sie noch einmal bei Dr. Businelli ihr Herz aus und kam auch dabei wieder in einem weit hergeholten Zusammenhang auf Mathilde Wesendonk zu sprechen:

Berehrtester Freund!

Zwickau, den 30. Juni 1862

Nehmen Sie meinen besten Dank für Ihr wertest Schreiben und den darin wohlgemeinten Rat, den Sie mir als Arzt erteilen! Die

Alternative über das Wort Scheidung, vor dem ich stets eine unüberwindliche Abneigung hatte, war mir in den Unterleib getreten, daß ich an den heftigsten Krämpfen und Fieber litt. Erst heute habe ich das Bett verlassen, sehe und fühle mich sehr schlecht. Darum müssen Sie mir erlauben, noch einige Zeilen an Sie richten zu dürfen. Sie hörten oft mein Klagen geduldig an, was mein Herz erleichterte, denn nicht jedem kann man seine Leiden klagen, als eben nur seinem Arzt, seinem Freund. . . . Meine Bitten an R. gingen schon früher dahin, daß keiner Vergangenheit gedacht werden sollte, die Gegenwart unbeachtet bleiben müsse. — Aber R. selbst läßt es keine Ruhe, mir von seiner Leidenschaft Dinge zu schreiben, die er füglich für sich behalten könnte. — Jetzt schreibt er seiner Schwester in Chemnitz, desgleichen an eine Freundin in Berlin, daß er nichts als den Tod wünsche usw. und endlich warum? Weil jene Frau in allen Ehren ihrer Entbindung am 2. d. M. entgegenseht. Es ist mir völlig unbekannt, ob von R. aus der Scheidungsantrag gegangen ist oder von Ihnen als wohlbesorgter Arzt. Egoismus kannte ich nie und obgleich ich weiß, daß ich sowieso verloren bin, wenn ich mit R. zusammen oder geschieden allein lebe, dennoch habe ich ein gleichgültiges Nebeneinandergehen schon Jahre lang ertragen und soll darum auch ferner noch bestehen, sobald R. es wünscht. Will er kommen, so mag er in der Heimat, wo ich meine Freundinnen habe, wo ich manchen Druck weniger fühlen werde, kommen, wenn nicht, so muß mich das Bewußtsein trösten, daß ich mich unter jeden Verhältnissen meines Lebens nur nobel gegen R. benommen habe. Unbegreiflich bleibt es mir von meiner Schwägerin Brockhaus, die freilich nur vom Glück durch das Leben getragen wurde, daß sie so unverantwortlich leicht in den Scheidungsvorschlag beistimmt, da ihr noch recht gut rememberlich sein mußte, in welchem Verhältnis ich damals, wo ich sehr glücklich gestellt war, ihrem Bruder, der als talentlos, leichtsinnig pp. von der ganzen Familie verstoßen war, meine Hand reichte. Ich führte ihr Richard als den Componisten des Rienzi und Holländer wieder zurück und alle dankten es mir. Nicht die verschiedensten Schicksalsschläge hätten vermocht, mich von Richard zu trennen. Ich arbeitete, half ihm nach Kräften, während ich bequem in meinem eigenen Wagen hätte fahren können. Not und Elend band mich nur umso fester an den Mann, der ohne mich

damals nicht leben mochte. Seitdem sind nun beinahe 26 Jahre verflossen, 26 vielbewegte Jahre! — Fast ein ganzes Menschenleben. Und ich hätte wirklich nicht ein besseres Ende von Allem verdient, als schließlich eine schmachvolle Ehescheidung? Nein, verehrter Freund, diese könnte ich nicht ertragen, lieber will ich sterben. Ich bat Sie R. gelegentlich begreiflich zu machen, nicht zu sehr auf das robuste Aussehen meiner Gesundheit zu pochen, vielleicht geschah dies schon, wofür ich Ihnen bestens danke. Wie sehr wünsche ich nach all den bitteren Erfahrungen, so viel leichtes Blut in meinen Adern zu haben, vielleicht R.'s Wunsch zu erfüllen. . . .

Verzeihen Sie, geehrter Freund, wenn ich Sie nicht nur als meinen Leib-, sondern auch als meinen Seelenarzt mit Dingen behelligt, die Ihnen doch wohl noch unbekannt. — . . .

Als Minna Wagner nach Wochen die Kur in Reichenhall gebraucht hatte, war sie etwas ruhiger geworden, aber dennoch fest bei ihrem Standpunkt geblieben:

Reichenhall, den 6. August 1862

Geehrter Freund!

Verzeihen Sie, daß ich trotz der vier Wochen, die ich schon hier bin, meinem Versprechen, Ihnen einen Bericht von hier zu geben, so spät erst nachkomme. Allein, ich wollte zuvor gesünder werden, um Ihnen auch zugleich von der guten Wirkung des hiesigen Aufenthalts einiges mitteilen zu können . . . Schließlich, geehrter Freund, müssen Sie mir noch ein paar Worte über Richard erlauben. Ich hatte ihm keine Silbe von Ihrem wohlgemeinten Rat einer Scheidung geschrieben, weil ich hoffte, Sie hätten mir allein dazu geraten. Da schrieb er mir, daß er von Ihnen ebenfalls dazu beraten worden sei, was mir sehr bedauerlich sein mußte. R. versicherte mir, daß von ihm dieser Plan nicht ausgegangen sei und er auch in Zukunft nicht daran dächte, ihn auszuführen. Was nun Wagner auch Ihnen über mich berichtet haben mag, um sich dadurch weiß zu waschen — so kann ich Ihnen versichern, daß das, was ich Ihnen öfter mündlich klagte, um mein Herz zu erleichtern, die reinste Wahrheit war, und daß nie ein Vorwurf oder Disput von mir ausgegangen, und daß ich in den langen Jahren unseres Zusammenseins wohl erfahren hatte; was eine Frau einem aufgeregten Künst-

ler, wie R. alles nachsehen muß. Dies habe ich treulich getan, glauben Sie mir, deshalb aber läßt man sich nicht mehr im 26. Jahre der Ehe scheiden. Auch hierüber hoffe ich Ihnen mündlich mehr Aufschluß geben zu können. . . .

Wer den Gedanken einer Scheidung eigentlich aufgebracht hatte, war damals schon nicht ganz klar, und wir Heutigen tappen erst recht im Dunkeln.

Möglicherweise hatte Pusinelli Wagners leidenschaftliche Worte allzu streng aufgefaßt. Als wahrhaft großer Mensch bekannte er Minna gegenüber, daß dieser Gedanke einer Scheidung allein von ihm stamme. Wagner schrieb dasselbe an Minna, obwohl es ihm später, als er «Mein Leben» diktierte, so schien, als wenn Schwester Klara ihm den Gedanken der Scheidung nahegelegt hätte und er an Pusinelli wegen der Durchführung herangetreten wäre.

Aber es war ja auch völlig gleich, wo dieser furchtbare Gedanke zum erstenmal aufgetaucht war. Er wirkte in Minna jedenfalls wie ein Geschwür an ihrer Seele. Zuerst duckte sie sich und war eine Zeitlang still. Dann aber brachen Angst und Qual um so gräßlicher hervor. Schon 1850, beim Jessie Laussot-Abenteuer, hatte Wagner das Wort Scheidung einmal ausgesprochen, wenn auch nicht zu Minna. Jetzt aber gab es für die leidende Frau keinen Zweifel, worum es ging.

Wagner schrieb über diese Bitternisse an seine Schwester Klara:

11. Juli 1862

. . . Ich habe es bisher ertragen, niemand einzumischen und mit der unglücklichen Frau, die sich und mich unnütz zu Tode quält, allein auszukommen gesucht. Es ist aber des Wahnsinns kein Ende zu finden. . . . Einzig legte mir die quälende Krankheit Minnas die Pflicht der Schonung auf: ihr trauriger Charakter, der alles mit Neid und Haß verfolgt, was mir anhängt, konnte dies bereits lange nicht mehr. Nun sehe ich aber, daß ich auch unmöglich dazu gemacht sein kann, auf ihr Herzleiden vorteilhaft zu wirken. Die Fortdauer oder Wiederanknüpfung unseres Zusammenlebens ist somit das Törichteste und Widersinnigste, was geschehen könnte. Es kann sich daher nur um die Art handeln, wie es aufgehoben wird; und dies hängt

davon ab, was endlich Minnas Klugheit über sie vermag. Ich habe ihr eine kleinere Niederlassung für sie in Dresden angeboten: sie soll ein Zimmer für mich bereit halten: ich werde es versuchen, sie dort zu sehen; benimmt sie sich vernünftig (was ich leider durchaus bezweifeln muß!) so kann ich sie öfter besuchen, und indem ich mir anderswo ein stilles Asyl zum Arbeiten offen halte, so kann ich noch, ohne große Beschämung für sie, vor der Welt den Bruch verbergen. Dies ist die letzte Anstrengung meines guten Willens. Doch bezweifle ich, daß sie von Erfolg sein wird. Der Gedanke einer Scheidung ist nicht von mir ausgegangen, so nahe er auch liegt, und so verzeihlich es auch mir sein müßte, dem Wunsche nachzuhängen, meine Jahre noch an der Seite eines mir sympathischen Wesens gewinnreich für meine Arbeiten zu pflegen. Doch will ich kein Glück, sondern nur Befreiung von einem Drucke, der mich elend macht. Der rechte Zeitpunkt hierzu ist längst verfehlt; meine Gutmütigkeit sowie mein Gerechtigkeitsgefühl haben mich verleitet, ein unheilbares Übel bis zum Zustand der Unerträglichkeit anwachsen zu lassen. Jetzt könnte ich als Scheidungsgrund menschlicherweise nichts anderes vorbringen, als die gegenseitige Ersprößlichkeit einer vollständigen Trennung. . . .

Das «sympathische Wesen» war natürlich Mathilde Maier. Wie begreiflich erscheint sein Wunsch nach einer zweiten Ehe! Nun stand Richard Wagner an der Grenze der Fünfzigerjahre, und noch waren seine besten Manneswünsche unerfüllt. Bisher hatte er all seine Liebe zu Kindern an — Hunde und Papageien hingeben müssen.

Daß Minna unter keinen Umständen der Scheidung zustimmen wollte, schmerzte ihn nicht allzusehr, denn auch Mathilde Maier versagte sich seinem Antrag. Sie krankte an einem ererbten Ohrenleiden. Welch grausames Geschick, als Schwerhörige oder gar Taube die Gattin dieses Meisters der Töne sein zu müssen! Außerdem glaubte sie, ihre Mutter nicht allein lassen zu dürfen. So stand nach diesen neuerlichen Stürmen Wagner genau wieder so allein wie vorher. Auch diesmal hatte ihm die Vorsehung keine Senta beschieden. Darum blieb Frida weiterhin seine Gefährtin, zumindest dem Gesetze nach.

Seine Gedanken an Minna gewannen wieder Weichheit und Zart-

sinn. Sie hatte viel ausgestanden. Wie gern tat er ihr da etwas Liebes an. Wirklich spielte ihm der Zufall im gegebenen Augenblick das Passende in die Hände. Dabei ergab sich zum letztenmal ein wahrhaft phantastisches Zusammentreffen der drei wichtigen Frauen in seinem Leben.

Besondons hatten, wahrscheinlich auf Anregung von Frau Mathilde, einen Künstler namens Willich beauftragt, Wagner in Ol zu malen. Die langen Sitzungen wären dem Meister, der jetzt mit seinen Gedanken bei Hans Sachs in Nürnberg weilte, zu Stunden der Verzweiflung geworden. Glücklicherweise war das junge Ehepaar von Bülow bei ihm zu Besuch. Gern belebte Cosima die Sitzungen mit ihren Unterhaltungen. Das feine Auge der Liszttochter konnte dem Maler außerdem wertvolle Anregungen geben. Trotz dessen Bemühungen fand Wagner das Bild entsetzlich. Es sei nicht im geringsten ähnlich.

Aber Willich fertigte ihm gern ein Zweitbild an. Dies sandte Wagner an Minna, und zwar mit dem Bemerken, daß es doch ein sehr gut gelungenes Bild sei — «immerhin das beste», schrieb er ihr sogar. Es werde sich in ihrer Wohnung nicht übel ausnehmen. Also fand er das mißlungene Gemälde für Minna noch immer gut genug. Von Mathilde beauftragt, im Beisein Cosimas gemalt und an Minna verschenkt!

Ende Oktober reiste Wagner nach Leipzig zu einem großen Konzert, das einer seiner jungen Freunde veranstaltete. Es gab wie so oft bei Wagners Konzerten einen entsetzlichen Fehlschlag, denn die Leipziger begrüßten den großen Sohn ihrer Stadt mit völliger Abwesenheit. Da Wagner nun Dresden so nahe war, ließ sich ein Besuch bei Minna nicht vermeiden. Hatte er ihr diesen Gefallen getan, dann gab sie vielleicht Ruhe. Allerdings kam es zu dieser lange besprochenen Zusammenkunft weder an Minnas Geburtstag noch an ihrem Hochzeitstag, sondern zu einer festlosen Zeit Anfang November.

Minna holte ihn am Bahnhof ab. Vieles hatte sich in Dresden verändert. Minnas Wohnung lag auf der Walpurgisstraße, die es noch gar nicht gab, als Wagner aus Dresden floh. Mit aller Liebe, die in ihr lebte, hatte Minna die Wohnung eingerichtet. Nun war sie wirklich Penelope geworden. An langen und einsamen Abenden

hatten ihre fleißigen Finger einen Teppich gewirkt und mit großen Buchstaben «SALVE» eingestickt. Über den schritt Wagner, als er die Wohnung betrat. Der Teppich war wohl nicht ganz nach seinem Geschmack. Er liebte mehr zarte und weiche Damaststoffe oder Girlanden aus seidenen Rosen. Aber als Zeichen ihres guten Willens freute ihn die liebevolle Arbeit.

Die beiden großen Zimmer dienten Wagner als Arbeitsraum und Schlafgemach. Minna hatte ein kleines Kämmerchen, das zum Hof hinaus ging. In dem einen Zimmer hingen die rotseidenen Vorhänge aus Paris. Dort standen Möbel aus der Schweiz, und hier grüßte der alte Dresdener Mahagonischreibtisch. Familie Ritter hatte ihn bei Wagners Flucht aus Dresden gekauft und jetzt für seinen Besuch ausgeliehen. Minna hätte ihn gern für sechzig Taler zurückgekauft. An diesem Schreibtisch hing für sie ein Stück alter Dresdner Zeit. Aber Wagner haßte dieses ewige Rückwärtsblicken und schlug ihr den Wunsch ab. Das verbitterte gleich die ersten Stunden des Zusammenseins.

Wahrscheinlich wären die nächsten Tage überaus peinlich geworden. Was hatten sich Richard und Minna Wagner noch zu sagen? Wagner schwieg, weil er fürchtete, daß alles in den letzten Jahren reichlich Durchgelaute noch einmal ans Tageslicht kommen würde. Minna mied jede Auseinandersetzung, weil sie entweder nichts oder alles sagen wollte. Ihre Vorwürfe der letzten Jahre waren also offensichtlich nur ein Teil ihrer Anklage. So schwiegen beide und waren froh, wenn der andere nicht mit Reden begann. Jedes Wort wäre nur Feuer auf die alten Wunden gewesen. Minna hatte zudem das Gefühl, daß Richard nur nach Dresden gekommen war, um irgendwo Geld für seine Abenteuer mit Friederike Meyer, einer Frankfurter Schauspielerin, aufzutreiben. Sie wußte über diese in der That etwas zweifelhafte Person anscheinend besser Bescheid als Wagner bis dahin selbst. Daß sein Aufenthalt in Dresden ihrer Meinung nach nur ein kurzes Zwischenspiel auf der Liebesreise mit dieser Venus war, schloß Minna vollends den Mund.

So besserte Wagner auch mit diesem Besuch nicht das geringste. Minna war hinterher fast noch verdrossener, und ihre Anklagen hatten noch mehr an Schärfe gewonnen.

An den Vormittagen ging Wagner zum Justizminister Behr und

zum Minister von Beust, um sich in aller Form für seine Begnadigung zu bedanken. Einmal fuhr Wagner wohl auch nach Pötschappel hinaus, um in dem Gasthof «Zum Steiger» eine kleine Schuld zu begleichen, die er 1849 bei seiner Flucht aus Dresden gemacht hatte. Am Nachmittag half Schwester Klara, die aus Chemnitz herübergekommen war, den Unterhaltungen über gefährliche Klippen hinweg. Abends fanden größere Gesellschaften statt. Einmal las Wagner seine «Meistersinger»-Dichtung vor. Zu einer Aussprache mit Minna blieb also auch gar keine Zeit.

Am Morgen des vierten Tages begleitete Minna ihren Gatten auf die Bahn. Ihr Herz war schwer. Zum Sprechen fand sie nicht den Mut. Noch einmal gaben sich die beiden zum Abschied die Hände.

Wagner und ebenso Minna hatten das bestimmte Gefühl, daß sie sich nie wiedersehen würden.

Ihre Ahnung trog nicht.

31

Minna lebte seitdem fern von ihrem Gatten. Ein Kreis treuer Freundinnen umgab sie. Mit ihrer lieben Mathilde Schiffner erneuerte sich der alte Verkehr. Aus der Dresdner Glanzzeit waren Frau Heine und Frau Tichatschek geblieben. Dr. Businelli übernahm auch weiterhin die Sorge für das körperliche und seelische Wohl. Im übrigen war Minna Wagner im Umgang mit Männern befangen. Um so mehr sehnte sich ihr Herz nach liebevollen Freundinnen. Sich mit ihnen bis auf den Grund «aussprechen» zu können, war ihr Trost und Stärkung.

Immer fester wurden die Bande mit Cäcilie Abenarius, ihrer Schwägerin. Seit 1842 standen die beiden Frauen in lockerem Briefwechsel. Jetzt fanden sich ihre Herzen in treuester Freundschaft. Den zahlreichen Briefen Minnas an Cäcilie danken wir die genaue Kenntnis der bitteren Seelenzerrüttung, die schließlich in der Lebensgefährtin Richard Wagners wütete. Vielleicht zeichnen diese Briefe ein zu schwarzes Bild, weil sie in besonders einsamen Stunden geschrieben wurden. Diese furchtbare Einsamkeit war ja Minnas schlimmster Feind. Im persönlichen Umgang erfreute sie noch immer durch ihr herzliches Wesen. Wer zu ihr kam, wurde lebenswürdig aufgenommen. Gern beherbergte sie in ihrer kleinen

Wohnung Gäste für kürzere oder längere Zeit. In den allerdings immer seltener werdenden guten Stunden gab sie sich heiter und sprühend. Eine Familienüberlieferung rühmt ihren Mutterwitz und nennt sie «liebevoll ohne Phantasie und gleichzeitig gern zur Leidenschaft erregt». Minna Wagner war überall gern gesehen.

Aber im Verkehr mit Freundinnen und Bekannten offenbarte sich, wie gesagt, ihr Inneres wahrscheinlich nicht so ohne Scheu wie in den Briefen. Das Bild, das wir hier gewinnen, ist erschütternd. Beim letzten Abschied von Wagner in Dresden war Minna erst 53 Jahre alt. Und doch trug sie, von wenigen freundlichen Stunden abgesehen, die Züge einer sterbenskranken und greisenhaften Matrone.

Jeder ihrer Briefe mußte von neuen Krankheiten berichten. Ihr Herzleiden blieb nicht auf dem alten Stand, wie Businelli gehofft hatte, sondern verschlimmerte sich dauernd. Dazu kamen Erkältungen, Lungenhusten, Reizen, Kopfschmerzen, Magenbeschwerden, Blasen- und Nierenleiden usw. Minna war in den letzten Jahren immer krank. Digitalis, Chinin und Morphinum nahm sie anscheinend oft. Viele Briefe erzählen von aufgelegten Spanischen Fliegen, die heftige Schmerzen bereiteten, und von Eisbeuteln auf dem Herzen. Nur die alljährliche Erholungsreise im Sommer brachte zeitweiliges Wohlbefinden. Besonders litt Minna an schlaflosen Nächten, in denen ihr Herz tobte und rastete. Auch heiße Bettflaschen konnten ihre stets eiskalten Füße nicht mehr erwärmen.

Aber schlimmer noch, wenn auch gewiß zum Teil eine Folge der körperlichen Leiden, waren die seelischen Verwüstungen. Jahr für Jahr verengerte sich Minnas Gesichtskreis. Wagner hatte von Anfang an darunter gelitten, daß ihr Möglichkeiten der inneren Entwicklung versagt waren. Mit den Jahren verarmte ihre Seele immer mehr, bis sie schließlich in der letzten Zeit nur noch wenige Dinge um sich sah. An die Stelle der lebendigen Wirklichkeit trat ein Wahngebäude. Es war keineswegs alles Unsinn darin. Vielmehr steckte in manchem ein Körnchen Wahrheit. Aber jede ihrer haßerfüllten Behauptungen wiederholte sie unendlich oft in ihren Briefen, durchgrübelte sie in kummervollen Nächten und verlor sich dabei vom Wirklichen oft bis zum Sinnlosen. Alltagskram und letzte Fragen waren ihr dabei gleich wichtig.

So kam Minna zum Beispiel in fast jedem Brief auf die Dienst-

mädchen zu sprechen. Sie waren ihr eines der großen Argernisse dieser Welt, mit denen sie sich nicht zurecht fand. Alle Mädchen waren faul, schmutzig, frech, aßen ihr nur die Küche leer und steckten mit der trägen und nichtsnußigen Natalie unter einer Decke. Ein paarmal fand Frau Wagner das Mädchen am Morgen mit den Kleidern im Bett. Diese Schlampe war also zu faul gewesen, sich vor dem Schlafengehen auszuziehen. Wenn Minna von einer Reise zurückkam, lag in allen Winkeln Schmutz. War sie bettlägrig, so kümmerte sich niemand um ihre Pflege. Die Mädchen saßen dann mit Natalie in der Küche und trieben Unsinn. Um nicht zu verhungern, mußte eine Freundin etwas Essen bringen. Alle Suppen versalzten die Mädchen oder ließen sie anbrennen. Ebenso ein Huhn oder das Wildbret. Nicht einmal Feuermachen konnten sie. Diese Dienstboten brachten also keine Hilfe, sondern nur neue Anstrengungen und endlosen Ärger. In den Briefen an Cäcilie Avenarius wurden die Erfahrungen über die Dienstboten eingehend ausgetauscht. Minna wünschte ihrer Schwägerin Glück zu einem neuen Mädchen, als wenn es sich um einen neuen Lebensabschnitt handelte.

Mit den Dienstmädchen standen die Schwägerinnen im stillen Wettbewerb. Cäcilie war eine geborene Geher und somit Wagners Stiefschwester. Klara Wolfram in Chemnitz, Ottilie und Luise Brockhaus waren echte Schwestern. Diese drei und Minna standen gegenseitig in einem ewig gespannten Verhältnis. Cäcilie war böse, wenn Minna Klärchen besucht oder ihr nur geschrieben hatte. Minna versicherte dann entschuldigend, daß sie dem falschen Klärchen beileibe nicht traue. Das solle Cäcilie um Gottes willen nicht von ihr denken. Sie habe in Chemnitz nur gerade Zahnschmerzen bekommen und sich dort behandeln lassen müssen. Übrigens seien die Chemnitzer Zahnärzte um das Vielfache billiger als die Dresdner. Nur darum habe sie Klärchens Haus betreten trotz ihres Schwures, es nie wieder zu tun. Aber Klärchen nach Dresden einzuladen, sei ihr nicht eingefallen. Auch deren Töchter Röschen und Marie seien falsche und verdorbene Geschöpfe. Ein andermal war Klärchen von Cäcilie beleidigt worden und verlangte, daß diese die ersten Schritte zur Versöhnung tat. Minna zürnte wieder Ottilie und Luise, weil sie sich zu wenig um die treulos verlassene Schwägerin kümmerten. So

ging das häßliche Spiel ewig im Kreise herum. Klatsch und Tratsch nahmen kein Ende, und einer versicherte immer dem anderen, daß der dritte ihn ständig neu aufrühre. Die Erklärungen und Richtigstellungen hörten nie auf.

Der Argwohn gegen Klärchen hatte seinen Grund. Sie war die einzige von Wagners Schwestern, die über die Jahrzehnte hinweg treu zu ihrem großen Bruder hielt. In vielen schwierigen Fragen war sie seine beste Vertraute. Sie handelte aus eigener Güte, aber auch in Wagners Auftrag, wenn sie sich immer wieder freundschaftlich um Minna mühte. Gerade das wurde ihr aber als bodenlose Falschheit ausgelegt. Wie konnte es ein Mensch gut mit ihr meinen, folgerte Minna, wenn er ihren Mann nicht haßte? Das undurchdringliche Gewirr von kleinlichem Verwandtentratsch sah Wagner. Kein Wunder, wenn er sich bisweilen so kühl über die einst heißgeliebten Schwestern aussprach und wenn er, mitten in einem erbarmungslosen Ringen, den Umgang mit diesem Kreis möglichst mied.

Einen beträchtlichen Lebensinhalt bildete für Minna auch das Vermieten. Sie war von Wagner nicht schlecht gestellt. Tausend Taler hatte er ihr jährlich zugesagt und hat sein Wort gehalten, wenn auch manchmal die Zahlungen nicht pünktlich eingingen oder eine Zeitlang von Businelli vorgestreckt werden mußten. Diese Summe war für die damalige Zeit ein überaus stattliches Unterhaltsgeld. Aber Minna litt unter dieser Abhängigkeit. Der alte Wille zur Selbstständigkeit brach immer wieder durch. Oft dachte sie daran, eine Stellung, vielleicht bei einem älteren Herrn, anzunehmen. Jahrzehntelang spielte Minna in der Lotterie; in ihrer Alterszeit tat sie es vor allem deshalb, um nicht mehr Wagners Geld annehmen zu müssen. Bitter klingt ihre Behauptung, daß Wagner sich jedesmal ärgere, wenn er ihr Geld schicken müsse. Wagner dagegen hat die Zahlungen an seine Frau stets allen anderen Verpflichtungen vorangestellt. Minna hatte trotzdem das bedrückende Gefühl, er könne sie einst dem Hunger und Elend überlassen. Davor sollte sie das Vermieten schützen. Es muß in der That ein leidlich einträgliches Geschäft gewesen sein. Vor allem schrieb sie mit Betonung davon, wie gut es allen Mietern bei ihr gefiel. Stets blieben sie länger, als ursprünglich beabsichtigt. Das sollte wohl heißen: nicht

alle Menschen verachteten sie als dumme und beschränkte Frau, mit der man nichts anfangen konnte. Daß Minna Wagner geldlich nicht ohne Schutz dastand, verrät ein Brief aus Paris an Mathilde Schiffner. Urgendwo besaß sie ein kleines Guthaben, von dem Wagner nichts wußte, denn sie schreibt:

22. Juni 1861

... Natalien werde ich schreiben, daß sie Ihnen oder der Tichatschef die Coupons schickt, damit Sie mir ein paar Interessen mitbringen. Aber ja nichts den R. merken lassen, sonst wären sie in einem Tag hin. Fast möchte ich einen Hunderttaler-Schein verkaufen. Ich will es noch etwas abwarten, dann der Tichatschef schreiben ...

Aber der eigentliche Inhalt all ihrer Briefe aus diesen Jahren, der Mittelpunkt ihres ärmlichen Lebens war und blieb Richard Wagner. Mochte von sonst etwas die Rede sein, von Ehe, Heirat, Reisen, Begegnungen, Musik, Wohnungen, Kindern, Kleidern, Briefen usw., immer gab es ihr Anlaß, von Richard zu sprechen. Über ihn zu sprechen, hieß bei ihr, über ihn klagen, wettern, schimpfen und ihn verfluchen. Ihr ganzes Leben schien ihr jetzt wie eine Kette erlittener Mißhandlungen. Niemals habe sie Schönes erlebt. Nie hatte ihr Mann ihr Gutes getan. Daß er sie betrogen, konnte sie noch verzeihen. Übrigens auch nur verzeihen, aber nie vergessen. Daß Verzeihen ohne Vergessen kein echtes Verzeihen ist, spürte sie nicht. Wagners Selbstsucht, seine Mißhandlungen und Roheiten hatten seine brave Frau zerbrochen, die ihm fünfundzwanzig Jahre lang zur Seite stets alles zu Willen getan hatte, so wiederholte Minna ohne Ende.

Er war eben böse und schlecht geworden. «Mein eitler Mann, mein herzloser Mann, mein böser Mann, mein schlechter Mann, mein eitler Mann, mein herzloser Mann, mein böser Mann, mein schlechter...» so ging es immer weiter in endlosem Kreislauf. Ihr ganzes Denken, Fühlen und Empfinden war auf ein festes Geleis geraten, das weder sie noch sonst jemand lockern konnte. Fiel das Wort Richard, so folgte wie von selbst die Antwort: «Seitdem mein eitler Mann böse und schlecht geworden ist usw. ...»

Darum waren seine Briefe mit wenigen Ausnahmen Beschimpfungen, Beleidigungen, Roheiten usw. Oft hatte Minna ihn um

etwas Milde und Freundlichkeit gebeten. Ein guter Brief von ihm brachte ihr für Wochen leidliche Gesundheit. Allerdings war diesen wohltuenden Briefen auch nicht recht zu trauen. Weiß Gott, was Richard mit ihnen Böses im Sinn hatte. Ihre Bitte um Güte und Schonung erfüllte Wagner so gut wie nie. Sein einziges Ziel war, ihr das Lebenslicht so bald wie möglich auszublasen. Erst wenn sie unter der Erde sei, habe sich sein Wunsch erfüllt. Schrieb Wagner ausführlich über Seiten hinweg, wie er es gern tat, so wollte er sie dumm machen. Als er einmal kurz schrieb, sprach sie von einem Wisch und von einem Zettel. Minna selber hatte natürlich immer freundlich geschrieben und war bisweilen über Streitfragen «mild darüber hinweg geschlüpft». Damit meinte sie vermutlich jene Briefe, die Wagner nicht wie die andern als Ausbrüche einer Wahnsinnigen erschienen.

In den letzten Jahren konnte Minna ihrem Mann allerdings so gut wie nie mehr schreiben. Sie brachte es nicht übers Herz, ihm ein freundliches Wort zu sagen. Wenn das Geld eintraf und zu den Festen und Geburtstagen drahtete sie knappe und farblose Dankesworte. Mehr konnte sie ihrem verharschten Gemüt nicht abringen. Auch Wagners Briefe verloren immer mehr die alte Herzlichkeit. In der allerschlimmsten Sturmzeit beantwortete er Minnas gallige Briefe mit völligem Schweigen, oder zog vor, die Antwort an Natalie gelangen zu lassen. So tragisch hatten sich alle Dinge seiner Ehe umgekehrt.

Aber Minna hatte nicht nur über die Roheiten in seinen Briefen zu klagen. Beim Überdenken ihres vergangenen Lebens tauchten aus allen Ecken und Winkeln neue Schändlichkeiten Wagners auf. In Paris hatte sie doch einmal gewagt, zu widersprechen. Das straste Wagner, wie wir aus einem früheren Brief erfahren haben, mit einem solchen Kniff in den Arm, daß man seine fünf Finger noch wochenlang als blaue Flecken in ihrem Fleisch sah. Als Minna diese gräßliche Geschichte drei Jahre später noch einmal beschrieb, waren zehn Finger daraus geworden. Diese nichtige Außerlichkeit zeigt, wie sich ihre Seele immer mehr verdüsterte. Denn wie hier bei läppischen Kleinigkeiten, ging es auch bei schwereren Fragen. Einmal hatten Richard und Minna in Paris zusammen aus dem Fenster geschaut. Dabei kam zufälligerweise ihr Kleid mit ihm in Berüh-

zung. Sofort hatte er sich abgewischt, als wenn er eine Vergiftete berührt hätte. Auf ihre Fragen wurde sie hart angefahren, oder Wagner rupfte und zupfte an sich herum, schnitt Gesichter usw., ehe er ihr kurz und unwillig antwortete.

Mit seltsamer Verbohrtheit sprach Minna von Wagners Geschenken oder vielmehr, daß er ihr oft nichts schenkte, während sie ein andermal über seine Verschwendung beim Schenken wetterte. Weihnachten gab es für sie nicht, da Richard vergaß, ihr mit kleinen Gaben Freude zu machen. Schon in Paris hatte er ihren Geburtstag verdorben. Auf dem Frühstückstisch stand ein schöner Blumenstrauß. Minna freute sich über seine Aufmerksamkeit und wollte ihm danken. Da erfuhr sie, daß der Strauß von Therese, dem Mädchen, stammte. Wagner sagte, er habe alles Geld mit ihr verreiselt und besäße keines, um ihr Geschenke zu kaufen. Dabei kostete so ein Blumenstrauß nur einen Franc. Minna kündigte daraufhin der Freundin an, daß sie ihren nächsten Geburtstag in Dresden verbringen werde, denn es sei ja nicht notwendig, ihn wieder öde und traurig in Paris zu begehen.

Umgekehrt stand es mit ihren Geschenken an ihn. Eine Notenmappe, die sie gestickt hatte, wurde nicht beachtet, weil Wagner nicht allzu lange vorher in Zürich bei Wesendonks war. Da dachte er noch zu sehr an seine Geliebte. Ein andermal behauptete Minna, Richard werfe ihre Geschenke immer in den Kehrriech. Hebe sie diese schweigend wieder auf, dann nenne er sie verrückt. Ein Paar von ihr gestricke Strümpfe gingen erst an Cäcilie. Die sollte Wagner erzählen, daß sie aus Frankfurt seien, und ihm den Verdacht ausreden, daß Minna sie etwa gestricke habe, weil er sie sonst bestimmt nicht tragen würde.

Wie grauenhaft die Erinnerung an Mathilde Wesendonk in ihr wühlte, beweist eine Erzählung, warum Wagner in Paris mit ihr, seiner rechtmäßigen Gemahlin, zusammenleben wollte. Mißtrauen und Verdächtigungen erreichen hier wohl den Höhepunkt.

25. Januar 1864

... Den Zweck, warum man mich eigentlich nach Paris damals hatte kommen lassen, erfuhr ich leider zu spät. — Die vortrefflichen Schweizer und Deutschen kannten das Verhältniß zwischen Frau W.

und meinem Mann und mir besser. Sie waren empört über das, was mir angetan wurde. Sie wußten auch, daß unsere Trennung eine ewige sein sollte. Diese prächtige Villa mit ihrem Luxus und der Menge Dienstboten wurde von allen gemieden und verödete bis zu der Zeit, als ich meinen Einzug in Richards Haus hielt. Was natürlich der hübschen aber langweiligen Frau noch langweiliger wurde. Wie gesagt, die guten Schweizer, durch mein Zusammensein mit ihm in Paris getäuscht, fanden sich auch wirklich von da an wieder im Hause Wesendonk ein und nun war ich wieder überflüssig geworden . . .

Der Haß auf jene Frau brach immer wieder auf und riß sie zu leidenschaftlichsten Äußerungen hin:

25. Januar 1864

. . . Der schwache, blinde Mann, der, als ich nichts Böses, nichts von seiner Liebe zu jener Frau merken wollte, wurde durch seine Eitelkeit zur Rohheit gegen mich getrieben . . . Was aber konnte ich dafür, daß jene Frau meinen Mann so schön, so interessant fand, daß sie unsere alte, beinahe 22jährige glückliche Ehe trennte und er mich als die Behinderin seines Glückes haßte und mich noch haßt? Ich habe es ihm und ihr angeboten, daß ich ihnen nicht hinderlich sein wollte, daß sie sich angehören mußten. Doch sie zog es vor, die reiche Kaufmannsfrau zu bleiben und mochte nicht die Frau eines armen Künstlers werden. Warum haben diese beiden Menschen mein Anerbieten damals nicht angenommen? . . .

Derlei ließ sich Minna trotz aller Bemühungen nicht ausreden. Mathilde Wesendonk geisterte auch fernerhin als wahres Gespenst in ihrer Seele. Dabei verlachte sie ihren Mann, weil sich jenes berechnende Weib nur einen Spaß daraus mache, ihn im Ungewissen zu lassen.

Glühende Eifersucht war der Rehrreim in allen Klagen der bedauerndswerten Frau. Gewiß wuchsen seit dem Jessie Laussot-Erlebnis die Kräfte in Wagner, die zur Trennung von Minna trieben. Minna vergaß jedoch — außer allem andern —, daß sie am Anfang ihrer Ehe viel berechtigteren Grund zur Eifersucht gegeben hatte. In den stürmischen Magdeburger Jahren war Richard Wagner der Eifer-

süchtige gewesen. Jetzt hatte sich das Spiel um die eigene Achse gedreht. Nur war ihre Eifersucht noch gefährlicher, weil sie von zweierlei unterbaut war: zum ersten von dem immer weiter glimmenden Gefühl, daß sie seinerzeit wirklich beinahe unverzeihliche Fehltritte begangen hatte, und zum andern von der ohnmächtigen Ahnung derjenigen, die unrettbar ihre geistige Unterlegenheit spürt, ohne sie zugeben zu dürfen.

Minna machte sich über Wagners Liebesdrang höchst einfache Gedanken. Am besten tröstete sie sich mit dieser Feststellung: «Wenn mein Mann unglücklich liebte, wünschte er sich stets den Tod, wollte sich erschießen, in eine Gletscherspalte versinken oder auf einem hohen Berge in einer Einsiedlerhütte elend unterkommen u. d. g. m. Verzeihe mir daher, wenn mir sein Wunsch zu sterben jetzt nicht mehr recht imponieren will. Ein Mann, der sich wirklich den Tod wünscht, spricht es weniger aus und hängt nicht mehr an lächerlichen Äußerlichkeiten.»

Im übrigen war sie der Meinung, daß man ihn nicht zu ernst nehmen dürfe: «Jugend muß austoben. So mag denn mein Mann es tun. Ist dies in vollem Maße geschehen, so wird er vielleicht auch einmal fromm.»

Hiermit schien ihr das Tristanfeuer hinreichend erklärt. Übrigens verschmolzen sich ihr Mathilde Wesendonk und Tristan zu einem einzigen Begriff. Von ihrem Elend behauptete sie: «Das alles dankt man den Tristans.» Ein andermal nannte sie Tristan und Isolde ein «gar zu eekliges und schlüpfriges Liebespaar». Mit dem «Tristan» hatte sich Richard «seine Liebesbrunst von der Seele schreiben müssen» usw.

Außer Mathilde Wesendonk haßte Minna vor allem Hans und Cosima von Bülow. Sie waren: Gesindel, Lumpengesellschaft, eine schofle Rasse, gemeine, giftige Menschen, Kreaturen usw. Hatte August Röckel ihren Gatten einst in die Bahn der Politik gerissen, so verführten ihn Bülows zu dem maßlosen Luxus, der ihn entnervte und in dem er umkam. Über diesen Luxus erzählte Minna alles nach, was damals Tagesgespräch war. Vor allem schaffe Wagner nichts mehr. In sieben Wochen hatte er den herrlichen «Holländer» geschrieben. Damals lebte er aber auch noch an ihrer Seite. Mit dem «Tristan» sei er dagegen jahrelang nicht zustande

gekommen, und bei den «Meistersingern» wäre es anscheinend noch schlimmer. Wie sich Minna das emsige Schaffen eines Tonschöpfers vorstellte, offenbart ein Satz, der alles Elend ihrer Seele umreißt. Nur mit tiefem Erschauern können wir ihn lesen:

14. Oktober 1864

... Demnach wird nicht viel Genießbares von ihm zu erwarten sein, wenn er jetzt schon auskomponiert hat und nur noch gequälte Arbeiten zu Tage fördert. Sehr schlimm – was dagegen ein Meherbeer geschaffen hat, jeder in seiner Art, ganze Kisten hat er hinterlassen, dessen Inhalt die Welt noch nicht kennt ...

Die Werke eines Tondichters vom Range Richard Wagners nach dem Inhalt von Kisten berechnet, und dies von seiner eigenen Frau! Minna behauptete oft, daß Wagner überall herumlaufe und sie schlecht mache. Sogar vor seinen jungen Freunden, die Minna «Buben» nannte, habe er sie bloßgestellt. Aber auch hier schloß sie wohl von sich auf andere. Denn alle ihre Briefe an Cäcilie wollten nichts anderes, als eine neue Kampfgenossin werben. Cäcilie war in der Kindheit Wagners liebste Gespielin. Daß sie ihn im Schweizer Asyl nicht besucht hatte, konnte er kaum verwinden. Jetzt wurde die Schwägerin von Minna mit einem Netz schauriger, wenn auch selbstgeglaubter Geschichten umspinnen. Sie solle ja nicht seiner Liebenswürdigkeit erliegen, wenn er demnächst nach Berlin komme. Schon früher sei er bei jedem ankommenden Besuch zu ihr gelaufen und habe gegen die Eindringlinge geschimpft. Dann war er doch hineingegangen und hatte liebenswürdig mit dem Besuch geplaudert. Auch Klärchen und alle andern ließen sich immer wieder von seiner freundlichen Art einfangen. Aber das sei nicht sein wahres Gesicht. Darum müsse man vor seiner Liebenswürdigkeit auf der Hut sein. Cäcilie solle ja nicht schwach werden: «... Sieh, meine gute Cécilie, wenn Du mir, der Entfernten, durch unwahre Überredung, die ich nicht verteidigen kann, ach, wenn ich das doch in Gegenwart würdiger Menschen dürfte – wieder entfremdet werden könntest, zum ersten Male in meinem Leben würde ich Eifersucht empfinden und das unglaublichste, unzugänglichste, verschlossendste Geschöpf werden. Was das Gesindel in Berlin und Leipzig, ... welche mein ehrenwerter Mann auf eine conise Art von unserm

Zerwürfnis unterrichtete, sagt, ist mir gleichgültig, aber die, welche ich achte und liebe, sollen mir Glauben schenken.»

Cäcilie solle fest und sicher bei dem bleiben, was Minna ihr schrieb, denn: «... Was ich Dir über unsere traurigen Verhältnisse sagte und schreibe, ist, so wahr ich einstens selig zu werden hoffe, die reinste Wahrheit. Ich will auch von ihm nichts als Wahrheit und Gerechtigkeit...»

Tatsächlich schilderte sie in einem endlos langen Brief nochmals all ihre Zwistigkeiten und beschrieb die verschiedenen Versuche der Wiederannäherung, um zu beweisen, daß es Wagner damit niemals Ernst gewesen sei. Hier verriet sie auch, worum es ihr eigentlich ging: «... Es ist mir um Deine kostbare Zeit leid, meine liebe Cécilie, wenn ich etwas ausführlich werden mußte. Ich versichere Dir aber zugleich, daß dies heute zum letzten Male geschehen sein soll, denn noch ferner viel über Richard zu sprechen, wird mir nicht gut mehr möglich sein. Hebe Dir daher dieses Geschreibe auf und lies es noch einmal aufmerksam, kurz vor seiner Ankunft bei Dir durch und mache dann beliebigen Gebrauch davon, verhehle ihm nichts, denn es ist Wahrheit, die ich verantworten kann...»

Das ist noch einmal jene unheilvolle Nachtszene zwischen Ortrud und Elsa. Und Minnas Samen ging nicht minder gut auf als der Ortruds. Nach Minnas Tode schrieb Cäcilie an eine Freundin Minnas:

29. Januar 1866

... Wie könnte ich anders als tief im Herzen darüber trauern, daß sie so unveröhnt mit dem Geschick ohne jede ersehnte Befriedigung ihres wunden Herzens von dieser unvollkommenen Welt hat scheiden müssen. Sollte ich jemals Richard zu sehen bekommen, so werde ich ihm ein furchtbares Bild vor Augen halten. Das verspreche ich feierlich meiner verklärten Minna...

Ob es zu dieser Aussprache je gekommen ist, wissen wir nicht. Wahrscheinlich vergaß Cäcilie nach Minnas Tod den Groll gegen ihren Bruder. Sie trat wieder in Briefwechsel mit ihm, und als Wagner im Januar 1873 mit seiner Familie in Dresden weilte, erneuerte sich der herzliche Verkehr zwischen den Stiefgeschwistern.

Eine andere Auswirkung der Klagen Minnas waren Cäciliens liebevolle Bemühungen, das Ehepaar wieder zu versöhnen und zu vereinigen. Minna stellte dafür harte Bedingungen:

9. Dezember 1864

... Eine gründliche Aussprache zwischen mir und Richard und was er mir getan, könnte garnicht stattfinden. Er müßte sein Unrecht in Bausch und Bogen zugestehen und ich ihm so verzeihen können. Sein Benehmen gegen mich müßte offen und ehrlich ohne Winkelzüge sein, denn mich so an der Nase herumführen, wie er es jetzt getan — dazu käme ich mir wirklich zu gut oder zu respektabel vor. Es sind mir alle Heimlichkeiten entschieden zuwider. Nur ein reines, edles, freundschaftliches Verhalten, (womöglich ohne einen Kuß, vor dem ich mich jetzt nur ekeln muß), kann zwischen uns bestehen. Eine anständige Behandlung müßte ich mir ausbedingen und mein Haus müßte auch von einer gewissen Sorte, mir verächtlicher Geschöpfe gesäubert bleiben. ...

Auf dieser Grundlage war natürlich keine Verständigung möglich. Einige Male fragte Minna in ihren Briefen an Cäcilie auch nach deren Kindern. Das lag nahe, denn Cäcilie war glückliche Mutter. Ferdinand, ihr Lieblingssohn, wurde später der bekannte Herausgeber des Kunstwartes. Im Angesicht des traulichen Familienlebens im Hause der Cäcilie Avenarius fragte sich Minna, was ihr die Mutterschaft bedeutet haben würde. Daß sie ja Mutter war, verrät keines ihrer Worte. Auch läßt sich in keinem Satz echte Sehnsucht nach dem Mutterglück erkennen. Kinder zu haben, lockte sie nicht. Was hatte man schon von ihnen? Nach ein paar Jahren gingen sie ja doch aus dem Haus. Wenn Kinder Sinn haben sollten, mußte man sie nie von sich lassen. Wenn Gott ihr Kinder geschenkt hätte, so wäre doch nichts Gutes daraus geworden, bei «all den anerzogenen Unkonsequenzen, die dem Vater eigen sind». Auch huldigte Wagner gar zu tollen Erziehungsgrundsätzen:

23. April 1863

... Außerdem hätten wir uns bei unserer verschiedenartigen Ansicht über die Erziehung der Kinder, was ich garnicht für so leicht halte, gewiß sehr oft gestritten. R. nämlich meinte, man müsse die Kinder garnicht erziehen, ganz revolutionär, wie's liebe Vieh aufwachsen

lassen und ihnen statt Gott die Bäume anbeten lassen. Das wäre vielleicht recht gut, wenn eben Kinder mit dem Verstande eines Erwachsenen auf die Welt kommen würden . . .

Sie tröstete sich darum mit dem Gedanken:

Nein, mein liebes Cécilchen, Richards Kinder sind seine Werke. Diese sollte er noch viele schaffen und ich wollte ihn gern dabei wie einstens pflegen . . .

Was Minna sonst noch berichtete, beweist immer wieder ihre Einsicht, daß alles Leiden und Opfern dieser Ehe umsonst gewesen war. Wagner stimmte ihr darin zutiefst bei. Er sah, daß die Natur sie nicht füreinander geschaffen hatte und daß alles Trennende zwischen ihnen weder durch Liebe, Fürsorge, Mitfühlen noch durch irgend sonst etwas überbrückt werden konnte. Deshalb kamen ihm bisweilen Selbstvorwürfe, warum er das Unheil bis zu dieser Verwirrung hatte wuchern lassen, anstatt dem Elend beizukommen, wenn auch schmerzliches, Ende zu machen. Minna sah ihr ganzes Leben weggeworfen an einen Undankbaren, der sie zertreten hatte und nun mit blutendem Herzen liegenließ. Die Erkenntnis der Sinnlosigkeit ihres gemeinsamen Lebens war für beide die ärgste Qual. Dennoch mühte sich Wagner immer wieder um Minna. Der Satz: «Was mich die arme unglückliche Frau jammert, kann ich nicht sagen» — kennzeichnet sein Verhalten. Er kehrte während der letzten Lebensjahre Minnas in vielen Abwandlungen wieder. Konnte er ihre Not auch nicht ändern, so war er doch mit dem Herzen und der Gesinnung bei ihr. Sein Verhalten wurde getragen von der Einsicht, daß er es vor Jahrzehnten gewesen war, der diese Ehe mit aller Gewalt ertrozt hatte. Alle Folgen bis zum bitteren Ende zu tragen, war ihm selbstverständliche Pflicht.

Minna dagegen äußerte sich in diesen Jahren über ihren Gatten unter anderem so:

29. Mai 1862

. . . Richard war wirklich in Berlin und hätte wohl, wenn er ein Herz im Leibe hätte, statt diese Bülow's Dich besuchen können. Seine Handlungsweise in diesem Bezug kann Dir nur ein Beleg seiner gänzlichen Herzlosigkeit sein und wüßte man nichts, so würde

dies, sich die Seinigen so hübsch vom Halse zu halten und sie zu vermeiden, die volle Bestätigung sein, was man fast allgemein von ihm erzählt. Alle die ihm angehören, wir genießen ihn nur noch, sind ihm im Wege. So ist es, mein Kind. Richard hat durch den schlechten Umgang allen Charakter verloren, denkt an keine Vergangenheit noch Zukunft, genießt nur in vollen Zügen die Gegenwart. . . .

Hätt' ich aber das größte Verbrechen wirklich begangen, da hätte ich es auch durch seine Grausamkeit, Unmenschlichkeit, o Gott, ich finde keinen Ausdruck stark genug, tausend und tausendmal gebüßt. Daß Gott alles das, was dieser Mensch mir seit Jahren zufügt, ruhig mit ansehen kann und nicht Zeichen und Wunder geschehen, läßt mich fast an einer Vorsehung verzweifeln. . . .

9. Dezember 1864

. . . Ich möchte in der Tat eine Frau kennen, die so in Gegenwart der Buben mit Füßen getreten wurde und unter solchen greulichen Rohheiten, wie er mir zuteil werden ließ, während er in seiner greulichen Leidenschaft, die ihn in der Tat zur wilden Bestie gegen mich armes, harmloses Weib machte, nicht endlich in seiner Art, nicht gelegentlich ein paar Worte entschlüpfen sollten wie es mir z. B. bei Luise . . . geschah, die mich auch sogleich gereuten. Glaube mir, wenn ein Mann sich einmal so weit gegen seine Frau vergessen konnte, kann er dann auch in den besten, harmlosesten Worte etwas finden, wie es mein guter Mann leider nur zu oft getan. . . .

14. Februar 1865

. . . Es ist leider wahr, Richard hat mehr Feinde, aber sein größter Feind ist er selbst. Du glaubst nicht, wie eitel er durch die albernen Weiber geworden und wie schlecht und böse er gegen mich dadurch geworden. Ach Gott, ein solch Leben könnte ich nicht noch einmal durchmachen, lieber wollte ich sterben. . . .

25. Dezember 1865

. . . Meinen sonst guten Mann habe ich lange schon begraben, obgleich mir das Herz dabei gebrochen, werde ich doch, solange ich lebe, um ihn trauern. Wie groß steht Richard als Künstler da. Als solcher wird er unvergeßlich bleiben und man kann nur schmerzlich bedauern, daß er als solcher den göttlichen Genius, den ihm Gott gegeben, nicht besser verwertete, sich durch elende Genüsse — Dinge

abringen ließ und durch unwürdige, äußerliche Fadhheiten zum ganz gewöhnlichen Gecken herabsank. . . .

Kann haßerfüllter von dem Gefährten des Lebens gesprochen werden? Es ist bezeichnend für die unglückliche, kranke Frau, daß sie nach ihren leidenschaftlichen Ausbrüchen meist zu diesem letzten Schluß kam: «Ich will nur noch Frieden, mäßige Gesundheit und – trockene Kartoffeln!»

Jene Mischung von kleinlichsten Allerweltsorgen mit den ständig wiederkehrenden Schmerzensschreien über ihr verlorenes Leben und der immer stärker werdenden Gewißheit ihres nahen Todes machte den Inhalt der letzten Lebensjahre Minna Wagners aus.

32

Nach der Trennung in Dresden nahm Wagner den Kampf wieder auf. Zunächst wandte er sich noch einmal nach Wien. Vielleicht kam die «Tristan»-Aufführung doch zustande. Außerdem wollte er seine «Meistersinger» vollenden. Dies war allerdings nur in der Geborgenheit eines eigenen Heimes möglich. Darum schuf er sich in Penzing bei Wien prunkvoll ausgestattete Räume, die ihm jetzt noch viel mehr eine Voraussetzung zum Schaffen waren. Die Niederlassung verschlang ungeheure Summen. Womit konnte sie Wagner verdienen? Konzerte zu dirigieren, schien ihm der einzige Ausweg. Aus Rußland erhielt er die erlösenden Anträge. Zwölftausend Mark brachte die Reise ein. Aber wie schnell zerschmolzen sie in der Hand dieses Mannes.

Wagner steuerte jetzt einem Abgrund entgegen, ohne das Verhängnis aufhalten zu können. Wieder machte er Businelli zum Vertrauten seiner quälenden Sorgen. Sein Brief vom 21. März 1864 an den altbewährten Freund ist eines der erschütterndsten Bekenntnisse seines ganzen Lebens. Er gab später selber zu, daß er den Kopf verloren habe und daß diese Wirren der letzte Kampf und die letzte Anfechtung gewesen seien.

In seiner gräßlichen Lebensnot war Wagner auf die seltsamsten Gedanken verfallen. Da er keine Möglichkeit mehr sah, das Unterhaltsgeld für Minna aufzubringen, hatte er sich an die russische

Großfürstin Helene gewandt. Sie sollte ihm wenigstens die Sorge für Minna abnehmen. Natürlich wurde ihm dieser Wunsch nicht erfüllt. Dann hatte er daran gedacht, ob sich nicht seine vermögenden Freunde in Dresden zusammentun könnten, um ihn mit einer laufenden Rente zu unterstützen. Businelli sollte diese Sammlung einleiten. Als Minna davon hörte, erhob sie sofort schärfsten Widerspruch und erstickte damit den Versuch im Keime. Ihr erschien das als eine elende Bettelei, die sich mit ihrem Ehrgefühl nicht vereinen ließ.

Dann kam Wagner auf den seltsamen Gedanken, ob er nicht seine echte Heimat bei seinen Verwandten suchen müßte. Seine Schwester Luise in Dresden hatte ihm Freundlichkeiten erwiesen. In ihrer stattlichen Wohnung wäre gewiß noch ein Zimmer für ihn frei. Mit der Zeit würden sie den «Onkel» gewiß lieb gewinnen. Was würde freilich Minna sagen, wenn er in Dresden wohne, aber nicht bei ihr? Alle diese Pläne erwog er in der Hitze der Verzweiflung, wahrscheinlich ohne selber recht daran zu glauben.

Die einzige wirkliche Aussicht bot der Gedanke, in dem dieser Bekenntnisbrief gipfelte: Zu seinem Gedeihen fehlte ihm zweierlei: Familie und Vermögen. Familie könne er am besten in seiner Familie, also in den Familien seiner Schwestern, finden. Zu einem Vermögen führe der Weg aber nur über eine reiche Heirat! Auch die Freunde hatten ihm das geraten. Es frage sich allerdings, ob Minna in die Scheidung nunmehr einwilligen werde und ob ihre Gesundheit diesen Schlag aushalten könne. Aber wenn man ihr sage, daß ihn ja nicht Liebe zu einer neuen Heirat dränge, sondern nur die Notwendigkeit, seine wirtschaftliche Lage zu verbessern, und daß ja auch sie nur dadurch gewinnen könne, dann werde sie sich vielleicht doch umstimmen lassen. Businelli möge sich mit Luise darüber beraten. Diesmal wäre jede Beteuerung vergebens gewesen, daß der Gedanke einer Scheidung nicht von ihm ausging. Zum dritten Male, nach 1850 und 1862, wurde jetzt, 1864, von Scheidung gesprochen.

Zum andern sei natürlich nötig, eine Frau, «eine gute Partie» für ihn zu wissen. Gewiß gäbe es sie, aber er kenne sie nicht.

So schrieb er wenigstens an Businelli. In «Mein Leben» dagegen berichtete uns Wagner, daß er an Henriette Bissing dachte, die

Schwester seiner Freundin Eliza Wille in der Schweiz. Das beträchtliche Vermögen, über das sie verfügte, stand ihr als Glied der Hamburger Reeder-Familie Gloman zu. Henriette von Bissing hatte sich Wagner selbst zur «Erlösung» angeboten. Seine Lage war so verzweifelt, daß er diesen Ausweg nicht ganz von sich weisen wollte.

Sein Plan wurde aus zwei Gründen nicht weiter verfolgt. Luise kam, als sie durch Businelli dieses tragische Schriftstück Wagners kennengelernt hatte, zu der Überzeugung, daß ihr Bruder — krank sei. Auch Businelli fand begreiflicherweise nicht den Mut, noch einmal an Minna wegen der Scheidung heranzutreten. So bekam Wagner aus Dresden nur Worte des Bedauerns zu hören. Minna erfuhr diesmal von diesem gefährlichen Spiel um sie wahrscheinlich gar nichts. Wer weiß, ob sie es überlebt hätte.

Auch Henriette von Bissing bekam Angst vor ihrem Mut. Erst wurde Wagner eine Zeitlang im ungewissen von ihr gehalten. Als er die bestimmte Frage stellte, ob sie ihm helfen könne und helfen wolle, antwortete die «Erlöserin» mit einem glatten: Nein! Sie wolle nicht! Damit erledigte sich der Plan der Geldheirat vollends. Nur solche Erbärmlichkeiten retteten in diesen gefährlichen Jahren den Bestand der Wagnerschen Ehe. Henriette reihte sich mit dieser Zagheit in den Kreis der Frauen ein, die Wagner im entscheidenden Augenblick doch nicht zu folgen vermochten. Jessie, Mathilde, nochmals Mathilde, Henriette — es war immer dasselbe. Nur konnte sich Henriette Bissing an innerem Rang mit jenen anderen Frauen wohl nicht messen.

Wagners Lage wurde immer verzweifelter. Wieder drohte die Schuldhast. Im Grunde stand es mit ihm noch genau so wie vor rund fünfundzwanzig Jahren in Paris. Schleunigste Flucht aus Wien war der einzige Ausweg. Am 2. Mai 1864 erreichte Wagners Lebenskurve den Tiefpunkt. Von Stuttgart aus wollte er irgendwohin in die raue Alb verschwinden, um keinen Menschen zu sehen und vor allem, um von keinem erreicht werden zu können. Nur noch die «Meistersinger» vollenden, dann endlich unter diese sinnlosen Qualen einen Schlußstrich ziehen, irgendwo verlöschen . . .

In diesen Tagen fand ihn nach vielem Suchen der Abgesandte Ludwigs II. Wagners Ruf nach einem deutschen Fürsten war endlich

gehört worden. Größer und reicher, als er je zu denken gewagt hatte, führte ihn nun das Schicksal in die Höhe. Die niedrigsten Lebenssorgen waren von diesem Augenblick an für alle Zeit von ihm genommen.

Drei Wochen später berichtete er sein Glück an Minna und schrieb von nun an öfter einen freundlich ermunternden Brief. Auch im Sonnenglanz des Glückes vergaß er seine alte Lebenskameradin nicht.

Wagner hatte aber nicht nur den Fürsten gefunden, der ihn mit seiner Macht schützte. Auch der Wunschtraum nach Senta war endlich Wirklichkeit geworden. Cosima von Bülow, vierundzwanzig Jahre jünger als er, Gattin Hans von Bülows und Mutter seiner zwei Kinder, warf alle Bindungen ihres bisherigen Lebens von sich und ging mit Wagner jene Gemeinschaft ein, aus der es keine Lösung gibt.

Diesmal tauchte der Gedanke einer Scheidung von Minna nicht auf. Da Cosima noch gebunden war, hätte eine solche den Liebenden nichts genützt, sondern eher geschadet, denn ihre Verbindung mußte so geheim gehalten werden, wie es nur irgend ging. Aber natürlich wurde nun an eine gemeinsame Niederlassung mit Minna nicht einmal mehr gedacht. Wagner ging sogar einem Wiedersehen mit seiner Frau aus dem Weg.

Trotz vieler Vertuschungsversuche wurde in München doch überall erzählt, daß Cosima die Geliebte Wagners geworden sei. Nichts lag näher, als daß diese Nachricht auch nach Dresden zu Minna drang. Überall saßen alte Freunde und Bekannte, die Wagner nicht mehr gut gesinnt waren. Sie hielten sich an Minna und trugen ihr alle Neuigkeiten zu. So wußte sie über seine Erlebnisse viel besser Bescheid, als er ahnte.

Minna trug die Münchener Neuigkeit ohne viel Erschütterung. Für sie war Cosima eine der vielen Frauenzimmer, mit denen sich Wagner schon seit Jahren herumtrieb. Wie eine Vorahnung hatte Minnas giftiger Haß gegen Cosima gesprochen, die ihr von allem Anfang an als verabscheuungswürdiges Geschöpf erschien. Daß die Verbindung mit Cosima etwas anderes und Höheres war als etwa seine Wiener Liebeleien, dieser Gedanke kam ihr gar nicht. Für sie war Cosima nur ein Fall in Wagners langem Sündenregister.

Und doch schien es, als wenn ihr weibliches Ahnungsvermögen die größere hier lauernde Gefahr erkannt hätte. Am 10. April 1865 schenkte Cosima ihrem Geliebten das erste Kind, die Tochter Isolda. Wahrscheinlich wußte Minna dies nicht. Wie vielen, kamen ihr keine Zweifel an der Vaterschaft Bülow's. Aber in den gleichen Tagen ahnte sie, daß ihre Lebensuhr abgelaufen war. Darum raffte sich Minna vier Wochen nach diesem für Wagner so freudigen Ereignis, mit dem sein Leben erst recht begann, zu dem schmerzlichsten Entschluß auf, der den Abschluß ihres Lebens bedeutete: sie verfaßte ihren letzten Willen. Nicht Friede sollte zwischen ihr und ihrem Gatten sein. Auch in diesem Augenblick sprach sie als Feindin und bestätigte erneut den Widersinn dieser Ehe. Allerdings hatte ihr Wagner in diesem Jahr alles gemeinsame Hab und Gut in Dresden überschrieben, um sie vor dem Zugriff seiner Gläubiger zu schützen. Trotzdem hätte es doch nahegelegen, wenigstens ein Erinnerungsstück für ihn zu bestimmen. Aber das wollte Minna gerade nicht! So mußte Wagner z. B. einen Lampenschirm, den sie ihm einst gearbeitet hatte und an dem er hing, nach Jahr und Tag von Natalie — ablaufen!

Ihr Wille war also kurz und bündig: Richard sollte nicht das geringste erhalten, Natalie außer einigen Vermächtnissen an Verwandte und Freundinnen — alles! Dabei wurde Natalie selbstverständlich wieder als ihre Schwester bezeichnet. Auch jetzt, im Hinblick des Todes, durfte Minna ihr Kind nicht offen in die Arme schließen. Die Komödie der jüngeren Schwester wurde selbst im letzten Willen bekräftigt und — mit ins Grab genommen.

Minna dachte in diesen Tagen viel über Wagner nach. Noch einmal wollte sie ihm alles schreiben. Aber Übereilung schien ihr jetzt die größte Gefahr. Jedes Wort sollte gut abgewogen werden. Darum ordnete sie ihre Gedanken in einem Entwurf. Der letzte Sinn dieser Gedanken war ungefähr: «Dein Herz ist gut. Aber Dein Kopf, in dem so viele schöne Dinge entstanden sind, macht es den Menschen schwer, die mit Dir leben müssen.»

Vielleicht fand ihr einfacher Sinn in diesen Worten das, was viele dachten und für der Weisheit letzten Schluß hielten. Abgesandt hat sie diesen Brief wohl nicht mehr.

Wagners Leben näherte sich jetzt einem Höhepunkt. Die Einstudie-

zung des «Tristan» in München, Mai 1865, wurde eine der großen Kunsttaten seines Lebens. Er lud Freunde und Bekannte aus allen Gegenden Europas dazu ein. Seiner Verwandtschaft gegenüber zögerte er allerdings. Jetzt war der Augenblick gekommen, wo er den Schmerz zu erkennen gab, den ihr geringer Glaube an seine Größe ihm bereitet hatte. Auch Minna wollte er unter keinen Umständen in München haben. Um ihr Aufregungen zu ersparen, sollte sie von dieser künstlerischen Großtat nicht einmal erfahren. Gerade, weil es der «Tristan» war, den ihre krausen Gedanken für sein und ihr Verhängnis hielten. Natürlich erfuhr Minna doch von dem festlichen Ereignis in München, und ebenso, daß sie nach Richards Willen nichts davon erfahren sollte. Sich so ausgeschlossen fühlen zu müssen, zerriß ihr beinahe das Herz.

Das Schicksal rächte sich schnell. In den Tagen der spannend erwarteten «Tristan»-Aufführung erkrankte Minna auf den Tod. Busi-nelli mußte nach München drahten, daß es wohl zu Ende gehen werde. Sollte Wagner nun alles im Stich lassen und an ihr Totenbett eilen, am Tage der «Tristan»-Aufführung, die er jahrelang ersehnt hatte und die ihm nun herrlicher bereitet wurde, als er je zu hoffen wagen durfte?

Aber Minnas Lebensuhr war noch nicht abgelaufen. Ihr Zustand besserte sich, so daß günstige Nachrichten an Wagner gesandt werden konnten. Auch der «Tristan» mußte noch einmal auf Juni verschoben werden.

Dem leuchtenden Höhepunkt dieser Kunstfeier folgte tiefer Schmerz. Schnorr von Carolsfeld, Wagners herrlicher Tristan, starb nach kurzer Krankheit. Wagner zerbrach fast unter der Wucht dieses Leides. Alle Hände wiesen auf ihn. Den Tristan zu singen, ging eben doch über Menschenkraft. An diesem Tristan war Schnorr gestorben, so wurde tausendfach behauptet.

Wagner wollte mit Bülow in Dresden an der Beerdigung teilnehmen. Aber wegen eines großen Sängersfestes hatten die Züge Verspätung. Als sie endlich ankamen, war Schnorr schon bestattet. Wagner war erschüttert. Ohne rechtes Bewußtsein stand er ratlos herum. Kein Wort kam über seine Lippen. Dann wankte er müde zum Bahnhof. Mit dem nächsten Zug fuhren die Freunde nach Prag. Auf den Gedanken, Minna zu besuchen, kam Wagner nicht. Viel-

leicht hatte er nach ihr gefragt und erfahren, daß sie in Tharandt Erholung von ihrer letzten Krankheit suchte. Dann war ihm diese Fügung wahrscheinlich nicht unangenehm. Er dachte nur an seinen Sänger, der den Tristan endlich zum Leben erweckt hatte. Daß er dieses Werk vielleicht nie wieder hören würde und jedenfalls nicht noch einmal in solcher Vollendung, griff ihm ans Herz. Dagegen verblaßte die Sorge, ob er seine alte Lebenskameradin noch einmal sehen würde. Für sie war nur Mitleid geblieben. Daß er ihre Not nicht lindern konnte, hatten unzählige Bemühungen nur allzu deutlich gelehrt. Nach Tharandt wäre es nur eine Stunde Weg gewesen. Dann hätte er Minna noch einmal die Hand drücken können. Aber diese Stunde hätte in jedem Falle ein Aufwühlen des Vergangenen gebracht. Sein Zukunftssinn wehrte sich dagegen. Darum erwog er den Plan, nach Tharandt zu fahren, nicht, sondern fühlte sich beinahe ein wenig erleichtert, als er Dresden, die Stadt vieler bitterer Schmerzen, hinter sich wußte.

Von ferne nahm Minna an seinem märchenhaften Aufstieg in München teil. Die schwere Krise Wagners im Februar 1865, die seinen Sturz herbeiführen sollte, wurde ihr natürlich in allen Einzelheiten zugetragen. Schmähende Zeitungsartikel verbreitete sie unter Freunden und Verwandten, wie anderseits allerdings auch Zeitungsentgegnungen zu Wagners Gunsten auf ihren Einsatz zurückgingen. Dennoch benützte Minna diese schweren Februartage zu allerlei dunklen Voraussetzungen über Wagners Zukunft.

Im Herbst 1865 schrieb er ihr das letztemal. Aber wie tragisch war dieser Abschied! Den Brief, den er soeben von ihr erhalten habe, werde er ungeöffnet liegenlassen. Ihr letzter Brief im Frühjahr habe ihn zu sehr verbittert. Er wolle lieber gar keine Briefe mehr von ihr lesen, um sich das Andenken an früher nicht zerstören zu lassen. Dies war Wagners letztes Wort an Minna . . .

Zwei Monate später erlebte Minna auch noch seinen Sturz. Im Dezember 1865 mußte Wagner auf Wunsch seines königlichen Beschützers München verlassen. Wieder einmal floh er an den Genfer See. Sein mächtiger Freund und die Frau seines Herzens konnten ihn also auch nicht schützen. Dies nahm Minna wohl als Rechtfertigung für sich selbst. Aber die Vorwürfe, daß Wagner wieder grenzenlos undankbar gewesen war, überwogen in ihr.

In diesem Winter begann der Meister, sein ganzes Leben zu erzählen, und Cosima schrieb nach. Nur für wenige Eingeweihte war dieser Bericht bestimmt. Von den Jugendjahren und Jugenderinnerungen konnte Wagner in heiterem Ton plaudern. Beim Weitererzählen wurde seine Stimmung düsterer. Er schrieb darüber an seine Schwester Luise:

3. Januar 1866

... von da — ab — (und dies ist mir ferner vorbehalten!) wird mein Leben ernst und bitter, und ich fürchte, der heitre Ton wird mich nun verlassen — es kommt meine Heirat! Von ihr weiß kein Mensch, was ich durch sie gelitten habe! — ...

In den Tagen, da Luise dies las, kam es zu einer letzten Berührung zwischen Richard und Minna Wagner. Wagners Feinde in München wurden immer mächtiger und benützten nach seiner Abreise die Gelegenheit reichlich, dem Stürzenden Steine nachzuwerfen.

Unter anderem hatten sie folgendes ausgeheckt: Während Wagner in München das Geld der guten Bayern in Saus und Braus verjubelt habe, lasse er seine Frau in Dresden darben. Als Waschfrau müsse sie kümmerlich ihr Brot verdienen. Das brauchte nur einmal erzählt zu werden, um am nächsten Tage in der Wagner feindlichen Presse groß aufgemacht zu erscheinen.

Wagner konnte von Genf aus wenig unternehmen. Aber Cosima griff den Fall auf. Wie Wagner an Ludwig II. schrieb, «besorgte» Frau von Bülow eine Erklärung von Minna Wagner, daß sie von ihrem Mann stets in sorgenfreier Lage erhalten worden sei. Diese Erklärung mußte Hans von Bülow dem «Volksboten für den Bürger und Landmann» zur Veröffentlichung übergeben. Sie lautete:

Veranlaßt durch ein in gewissen Münchener und Wiener Blättern kursierendes Gerücht, erkläre ich hiermit der Wahrheit getreu, daß ich bis jetzt von meinem abwesenden Manne Richard Wagner eine Sustentation erhielt, die mir eine sorgenfreie Existenz gewährt. Es gereicht mir zur besonderen Befriedigung, durch diese meine Erklärung wenigstens eine der vielfachen Verleumdungen, die gegen meinen Mann gemacht werden, zum Schweigen bringen zu können.

Dresden, 9. Januar 1866

Minna Wagner geb. Planer.

Damit war die schmutzige Angelegenheit aber noch nicht beendet. Drei Wochen später fiel dieser Zeitung ein, zu behaupten, daß jene Erklärung von Frau Wagner erpreßt oder mit einer augenblicklichen Unterstützung entlockt worden sei. Sie habe tatsächlich im höchsten Elend gelebt und von städtischer Unterstützung ihr Dasein gefristet. Dies habe eine höhergestellte Persönlichkeit in Dresden versichert. Es ist uns nichts bekannt, was diese Verleumdung rechtfertigt. Ein Bericht von G. A. Kieß, dem alten Freund Wagners, spricht klar dagegen. Kieß erzählt, er habe Minna gerade besucht, als ihr über die Schmach dieser Münchener Zeitungsangriffe Tränen aus den Augen rannen. Schluchzend habe sie gestanden: «Und das sollte mein Mann tun, der lieber alles entbehren würde, als daß er mich in Not kommen ließ, der trotz seiner schweren Bedrängnis nie versäumt hat, meine armen Eltern zu unterstützen. Sieht es hier aus wie Elend?»

Vielleicht war jetzt milder Abendglanz über Minna gekommen, daß sie mit so warmen Worten von Wagner sprach, denn allerdings ist wahr, daß sie in den letzten Jahren nur über ihren eiteln, bösen, schlechten und rohen Mann in den gröbsten Ausdrücken sich beklagt hat. Vielleicht sprach aus ihren guten Worten nun doch ein stiller Wunsch nach Friede und Versöhnung.

Der Münchner Volksbote hatte noch betont, daß nur der ihren Behauptungen entgentreten dürfe, der Zeugnisse der einschlägigen Dresdner Behörden beibringen könnte. Diese besorgte wieder Hans von Bülow, wahrscheinlich auf Cosimas Betreiben. Die Bescheinigung lautet:

Von der Armenversorgungsbehörde der k. Residenz- und Hauptstadt Dresden wird auf Ansuchen hiermit bezeugt, daß die am 25. Januar dieses Jahres hierselbst verstorbene Frau Wilhelmine Wagner, geb. Planer, Ehegattin des Hrn. Kapellmeisters Richard Wagner, zu keiner Zeit Unterstützung hier beansprucht, noch hierseits gewährt erhalten, dieselbe auch, wie aus glaubwürdigen Quellen anher bekannt geworden ist, sich bei ihren Lebzeiten hier in keinesweges bedrängten Existenzverhältnissen befunden hat. Hierüber ist dieses Zeugnis unter amtlicher Vollziehung ausgefertigt worden.

Dresden, am 14. Februar 1866

Die Armenversorgungsbehörden

Königlich Sächsisches Ministerium des Innern

Schließlich wandte sich noch Dr. Businelli an den Münchener Volksboten. Auch er wies die Vorwürfe zurück und betonte, daß Minna jene Erklärungen vom 9. Januar selbst verfaßt habe. Damit mußte sich das Münchner Schandblatt endlich geschlagen bekennen. Minna hatte ihrem Mann in einer besonders bloßstellenden Schmutzgeschichte einen letzten Dienst erweisen können.

In diesen Wochen fühlte sie sich besonders elend. Ausgehen konnte sie nach der letzten Krankheit im Dezember kaum noch. Von der Walpurgisstraße schleppte sie sich auf den Altmarkt. Aber dort mußte sie umkehren. Ihre Füße waren so schwer, daß sie auf der ersten Treppenstufe ihres Hauses stolperte. Alle Glieder zitterten ihr.

Am 24. Januar 1866 schrieb Minna wieder einmal an ihre geliebte Schwägerin Cécilie:

Mein geliebtes Cécilchen!

Millionenmal herzlichen Dank für Dein liebes Briefchen vom 31. vorigen Monats. Von Dir Briefe zu empfangen, ist mir stets eine unsägliche Freude. Sobald ich Deine lieben Schriftzüge erblicke, so ergreife ich hastig denselben und eiligst wird er zunächst verschlungen. Dann ein zweites Mal mit Ruhe gelesen, so erst genieße ich mein volles Glück. Fahre auch in diesem Jahr so fort, mein Cécilchen. Du glaubst nicht, wie wohltuend mir Deine Briefe sind. Sie sind ein wahrhaft lindernder Balsam für mein noch immer wundes Herz. Könnt' ich als Dank dafür all Deine Schmerzen, die Deiner armen Hände nicht ausgenommen, wegzaubern für alle Zeiten, wie gern täte ich dieses. Nun warte nur, wenn wir erst in Tharandt sein werden, will ich meine Kunst, welche ich nur deshalb erlernte, um Dir zu helfen, durch ein bewährtes Sympathiemittel an Dir anwenden, daß Du mir aus lauter Bonnegefühl über die Berge fliegen wirst. Ich bin nun recht gespannt, wie es Dir gehen wird, hoffentlich und wie ich von Herzen wünsche, bei diesem milden Wetter recht gut. Sei mir nur nicht böse, meine gute Cécilie, daß mein Dank und Antwort so spät erst erfolgt. Aber mir erscheint, uns bekommt eben diese schlechte Witterung, die zu dieser Jahreszeit immer unnatürlich ist, nicht gut. Ich hänge die Flügel, kann mich noch gar nicht erheben. Kaum, daß ich die Energie habe, einen Brief zu schreiben, wenn auch etwas spät, ich baue auf Deine mir bekannte Nach-

sicht. Mit der Arbeit geht es mir ebenso. Ich kann jetzt Stunden sitzen und nichts tun, was mir sonst immer unmöglich gewesen wäre, kaum daß ich lese. Dieses Nichtstun macht mich recht traurig. Nur der Gedanke und mein Arzt tröstet mich auf Besserwerden. Spaziergehen kann ich seit voriger Woche, aber höchstens eine halbe Stunde. Dann bin ich ganz erschöpft und sehe sehr elend aus. Vorigen Sonntag war ich nach Monaten zum ersten Mal im Theater. Es wurde Cortez gegeben, eine Oper, die ich ihrer eigentümlich charakteristischen Musik wegen liebe. Ich sehnte mich nach so langer Zeit nach anderer Luft und nach etwas Kunst. Natürlich mußte ich zurückfahren. Darum wird zunächst dieser Genuß bei meiner sonstigen veränderten Lebensweise etwas kostspielig. Du mußt nämlich wissen, mein liebes Kind, daß ich auch Austern, überhaupt sehr kräftig essen muß, was mir jetzt bei meinem anwachsenden Appetit gerade kein Ärgernis ist. Wenn ich mich nur nicht selbst darum kümmern müßte. Das allerdings schmälert mir den Genuß . . .

Wie ein Sinnbild ihres ganzen Lebens kommt uns jener Satz vor, daß sie ihre Sehnsucht nach «etwas Kunst» in der Spektakeloper «Cortez» befriedigte. Die Frau Richard Wagners nahm also bei dem Italiener Spontini Abschied von der Kunst, bei jenem Komponisten, über den in jeder Beziehung hoch hinauszuwachsen der Sinn des ganzen Lebenswerkes Richard Wagners war! Minna wollte den Brief am nächsten Tag vollenden und hatte darum schon den 25. Januar 1866 als Datum darübergeschrieben. Aber in der Nacht starb sie.

Ihr einsames Ende beschrieb Businelli in einem Brief an Wagner:

Dresden d. 29. Januar 66

Lieber Freund,

Du erwartest von mir einen Bericht über den Tod Deiner Gattin, der Dich, mich u. alle aufs schmerzlichste überrascht u. erschüttert hat — ich will Dir ihn in Kürze geben.

Deine Frau erkrankte im Dezember v. J. nicht unbedeutend an einer katarrh. Halsentzündung zu der sich bald ihr altes Nierenleiden gesellte. Die Krankheit zog sich in die Länge führte aber doch, wiewohl nur zögernd, zur Genesung, d. h. zu dem früheren,

ebenfalls erträglichen Zustande, an den sich dieselbe nun schon gewöhnt hatte. Begünstigt von dem milden Wetter des Monates Januar begann sie in der Mitte desselben wieder auszugehen; doch war ihr Aussehen übel, verfallen, fahl. Mittwoch den 24 d. besuchte ich sie Vormittags, ohne eine besondere Veränderung an ihr wahrzunehmen u. ohne daß sie besonders geklagt hätte. Ich besprach eine kleine Kur mit ihr u. sie theilte mir mit, daß sie Tags darauf nach Tharand fahren wolle, um wegen ihres Sommeraufenthaltes daselbst Vorbereitungen zu treffen. Den Tag über u. auch Abends ist sie, wie ich von der Schwester Natalie, die sie bei sich hatte, erfahren habe, munter, selbst heiter gewesen. Zur gewöhnlichen Zeit hat sie sich zur Ruhe begeben u. Niemand hat etwas Urges geahnt. Am Morgen kommt das Mädchen gegen 7 Uhr in ihr Zimmer u. findet die Fenster geöffnet, die Bettvorhänge zurückgeschlagen, ihre Gebieterin aber zu ihrem Entsetzen in bloßem Hemde halb außer dem Bette, mit dem Oberkörper quer über dasselbe rücklings liegend, die Beine herunterhängend, todt, bereits kalt, Schaum vor dem Munde. Sie ruft Natalien u. andere Leute u. auch diese bestätigen den Befund. Es wird sofort nach Aerzten ausgesendet, zunächst zu mir. Ich war leider bereits ausgegangen u. komme erst später hin; fand aber auch, daß der Tod bereits tief in der Nacht, mindestens 5 Stunden vor der Entdeckung eingetreten sein mußte; jedenfalls ein ziemlich rascher durch einen Herzschlag — Herzlähmung — bedingter, den ich immer gefürchtet hatte. Das Nächste, was zu thun, war, da von Belebungsversuchen gar keine Rede sein konnte, den entseelten Körper in eine entsprechende Lage zu bringen u. Dich u. die Verwandten zu benachrichtigen. Ersteres übernahm ich. Da mir jedoch Deine Adresse unbekannt war, ich aber wußte, daß Frau Schnorr wenigstens Bülow's Aufenthalt kannte, so wendete ich mich zunächst an sie u. erfuhr die Adresse Bülow's, zugleich aber, daß nur Frau B. in München sei. Ich telegraphierte nun an sie, meldete den Tod Deiner Gattin, bat sie, da ich voraussetzte, daß sie Deinen Aufenthalt kannte, daß sie Dich von demselben in Kenntniß setzen u. mir Deine Adresse senden möge. Ich erhielt auch die telegraphische Antwort, daß sie außer Stande sei, Dich zu benachrichtigen, da Du von Genf abwesend seiest u. sie nicht wisse, wo Du gerade Dich befändest. Doch sandte sie Deine Genfer Adresse. Nun setzte ich mich

mit Deiner Schwester, Frau Brockhaus in Verbindung u. wir beschlossen, Dir nach Genf telegraphisch Nachricht zu geben, in der Hoffnung, daß man daselbst Deinen jetzigen Aufenthalt kennen werde. Dies ist nun die Depesche gewesen, die Du in Marseille erhalten hast u. die Dich wegen des Todestages in Zweifel ließ — freilich hatte ich das Datum nicht angegeben, voraussetzend, daß das Datum der Aufgabe der Depesche auch den Todestag bezeichne —. Darauf erhielt ich Dein Telegramm aus Marseille. Inzwischen hatte ich unter Zustimmung der Angehörigen die Section machen lassen. Sie bestätigte die Diagnose vollständig; enorme Vergrößerung u. Entartung des Herzens u. in Folge dessen plötzliche Unterbrechung seiner Lebensthätigkeit in jener verhängnißvollen Nacht. Wahrscheinlich hat die Verewigte bis nach Mitternacht geschlafen. Da mag sie unter einem ungeheuren Angstgefühl u. mit Erstickung bedroht erwacht, aus dem Bette gesprungen u. nach den Fenstern geeilt sein, um diese zu öffnen u. sich Luft zu schaffen. Raum hat sie aber Zeit gehabt sich wieder ins Bett zu legen u. nicht soviel Zeit, um zu schellen, denn die Lage, in der sie am Morgen aufgefunden wurde, beweist, daß sie beim Niederlegen von dem tödtlichen Schlage befallen u. wohl nach kurzem, unbewußtem Kampfe verschieden sei. Die Beerdigung hat unter großer, ehrenvoller Theilnahme, gestern Sonntag Nachmittag um 3 Uhr bei schönem, mildem, sonnigem Wetter stattgefunden, einfach, aber anständig, würdig. Reiche Palmen- und Blumenspende deckte die entseelte Hülle u. den Sarg. Fünf Wagen folgten demselben. Im ersten saß der Pastor Pfeilschmidt von der Annenkirche, Natalie, Deine Schwester Brockhaus u. ich mit meinem Sohne Karl, dem die Verstorbene recht freundlich gesinnt war u. erst zu Weihnachten ein hübsches Buch geschenkt hatte, ihrem Adoptivpathen, nach dem Tode unseres unvergeßlichen Erich, ihres wirklichen Pathen. Dann folgten in den anderen Wagen Freunde u. Freundinnen, Heine, Polizeirath Müller, Bildhauer Kiez, Kummer, Concertmeister Schubert, Frau Tichatsched, Kriete, Hänel u. a. Auf dem neuen Annenfriedhof war ihre letzte Stätte bereitet, die Grube mit grünem Reißig verkleidet. Als der lange Zug sich näherte, ertönte eine würdige Trauermusik durch die Bläser der k. Kapelle, u. ein Gesangsverein trug einen Choral vor. Würdig u. nicht ohne Begeisterung sprach der begabte Redner, wiederum er-

tönt die Klänge der Choralmusik u. des Männerchores u. unter dem Scheidegruße der den Frühling verheißenden Sonne streuten wir als letzte Liebesspende Blumen auf den bereits in den Schooß der Erde gesenkten Sarg.

Was nun weiter geschehen soll, darüber erwarthe ich Deine Mittheilung. Minna hat ein Testament errichtet u. es bei der Behörde niedergelegt. Du u. ihre Schwestern sind die Erben. Hast Du von dem Testamente Kenntniß u. bist Du mit dessen Bestimmungen einverstanden? Willst Du eine Abschrift haben, so sende ich sie Dir. Der Wille der Abgeschiedenen wird Dir gewiß heilig sein.

Ich schließe diesen Bericht mit dem Wunsche, daß er zu Deiner Beruhigung beitragen möge u. erwarte Nachricht von Dir.

Mit treuer Liebe

Dein Pusinelli.

Der Wille der Abgeschiedenen war Wagner in der That heilig. Er erkannte ihre lektwillige Verfügung an, wenn sie auch den gegentheiligen Sinn hatte, als Pusinelli hier schrieb.

Um Wagner von dem Tode seiner Frau zu benachrichtigen, drahtete Pusinelli zunächst an Cosima von Bülow: «Frau Wagner heute plötzlich gestorben. Benachrichtigen Sie Richard. Bitte um seine Adresse. Dr. Pusinelli.»

Noch am gleichen Tage sandte er ein Telegramm an Wagner nach Marseille, dessen Entwurf so lautete: «Ton épouse morte la nuit passée sans maladie précédente ni agonie, que faire?»

Auch Cosima drahtete an Wagner:

«Meine Seele umschwebt Dich in der schweren Stunde. Wenn möglich bitte Nachricht.
Cosima.»

Wagner antwortete Pusinelli am 26. Januar 1866 drahtlich:

Deine Depesche, deren Datum mir unbekannt, erhielt ich diese Nacht hier, wo ich durch Unwohlsein zurückgehalten wurde und jedenfalls zu weit entfernt bin, um an der traurigen Angelegenheit persönlich zu helfen. Ich bitte Dich daher, als edel bewährter Freund mich in allem Nöthigen zu vertreten. Ich schreibe Dir und erwarte

einen Brief von Dir nach Genf, wohin ich bis Dienstag zurückgekehrt sein werde. Bitte in allen Anordnungen meinen schmerzlichen Gefühlen vollen Ausdruck zu geben, Wagner.

An Cosima drahtete er:

Brief erhalten. Morgen Abend wieder Genf. Depesche Businelli erhalten, telegraphisch und brieflich Alles angeordnet. Bleibe ruhig. Bin gefaßt, bedarf nur Ruhe. Gestriger Brief meine Stimmung. Bald Wiedersehen. Alles klärt sich. Nur betäubt, doch stark. Wagner.

Wagner hatte vor ein paar Tagen vom Genfer See aus den Frühling des Südens gesucht. Die Provence lockte ihn. Irgendwo hoffte er einen passenden Platz für seine feste Niederlassung zu finden. Er scheint nicht lange mit sich gerungen zu haben, ob er nach Dresden fahren solle, um seiner alten Lebenskameradin das letzte Geleit zu geben. Vor einem halben Jahr, bei Schnorrs Tod, war er sofort aufgebrochen. Jetzt beim Tode seiner Frau fiel der Entschluß nach der anderen Seite. Vielleicht fürchtete er, wieder zu spät zu kommen. Auch plagte ihn ein böser Finger. Gewiegte Köpfe haben ausgerechnet, daß er diesmal sicher zur Zeit gekommen wäre, und haben bewiesen, daß wohl auch sein böser Finger kein rechtes Hindernis war. Dies alles mag wahr sein. Dennoch sind solche Grübeleien abwegig. Wagner hatte die kurze Strecke von Dresden nach Tharandt gescheut, um die Lebende zu sehen. Was sollte der Riesentweg von Marseille nach Dresden für einen Sinn haben, wenn dort nur die Tote auf ihn wartete?

Gewiß war sein Blick auch jetzt allein in die Zukunft gerichtet. Vielleicht dachte er aber trotzdem daran, daß er einst von Marseille aus vor Minna in den Orient hatte fliehen wollen. Nun erreichte ihn im gleichen Marseille die Nachricht, daß sie für immer vor ihm geflohen war.

Es ist bisweilen geschrieben worden, daß Cosima nach Minnas Tode bei Wagner angefragt habe, ob sie zu ihm kommen dürfe. Wagner habe um Aufschub gebeten. Der tiefere Sinn dieser Anfrage wäre nicht mißzuverstehen. Das eine Hindernis für ihre eheliche Verbindung hatte Minnas Tod beseitigt. Das andere Hindernis, Hans von

Bülow, wäre vielleicht auch zu überwinden. Doch ist dies eine Verleumdung Cosimas. Jener Telegrammwechsel hat sich in Wahrheit eine Woche vor Minnas Hinscheiden abgespielt.

Ohnehin darf ein solcher Mangel an Zartsinn Cosima von Bülow nicht zugetraut werden. Ebenso töricht war ein Gerücht, das in München aufgebracht wurde. Am Todestag der Frau Wagner habe sie sich in einer glänzenden Toilette im Theater gezeigt. Eine Augsburger Zeitung ließ darüber sogar eine Glosse erscheinen. Wieder trat Hans von Bülow mit ritterlichem Mute für seine Gattin ein. Er ließ den Schriftleiter jenes Schmäbblattes zum Zweikampf fordern. Allerdings entpuppte sich der Ränkeschmied als geistlicher Herr, der eine Herausforderung natürlich nicht annehmen konnte, im übrigen aber wenigstens Wiedergutmachung versprach.

So niedrige und häßliche Dinge umspielten den Tod Minna Wagners, die sich schon im Leben so sehr nach Frieden gesehnt hatte.

Einige Zeit später vollzog sich noch einmal ein rechtes Narrenspiel. Für Wagner war es ein unangenehmer Gedanke, seine Briefe an Minna in fremden Händen zu wissen. Wahrscheinlich stand dabei Cosima im Hintergrund, die schon damals begann, alle schriftlichen Äußerungen Wagners zu sammeln. Er schrieb an Natalie und bat um Rückgabe seiner Briefe. Natalie bewies bei dieser Gelegenheit, daß sie nicht so schwerfällig und beschränkt war, wie viele von ihr behaupteten. Jetzt ging sie sogar recht listig vor. Zwar erhielt Wagner endlich einen großen Stoß seiner Briefe an Minna, zweihundertneunundsechzig insgesamt. Natalie versicherte, es seien alle. Aber das war gelogen. Die aufschlußreichsten Briefe und jene, die ihn in einem weniger günstigen Licht zeigen konnten, behielt sie zurück. Natalie fürchtete angeblich, daß Wagner oder Cosima diese Briefe vernichten wollten. Feinde des Meisters werden ihr das eingeflüstert haben.

Es ergab sich bald bessere Verwendung. Natalie verkaufte diese Briefe an eine Engländerin, die wie der Teufel hinter allen Handschriften Wagners her war. Natürlich hielt sie diesen Verkauf geheim, so daß er erst nach Jahrzehnten bekannt wurde.

Natalie glaubte sich nach Minnas letztem Willen zu dieser List berechtigt. Mit dem übrigen Erbgut war sie auch Eigentümerin der an Minna gerichteten Briefe geworden. Außerdem wollte Natalie

die ältere Schwester noch im Tode verteidigen. Der Gedanke, daß sie dabei als Tochter für die Mutter Partei ergriff, kam ihr nicht einmal.

Dennoch wurde gerade Natalie zu der Brücke, die über das unselige Leiden der Wagnerschen Ehe den Bogen der Versöhnung spannte. Denn trotz all der bitteren Kämpfe war jetzt endlich die Stunde des Friedens gekommen. Wagner schuf ihn durch seinen menschlich schönen Einsatz für Natalie. Sie fand sich auch jetzt noch nicht im Leben zurecht. Darum ließ ihr Wagner eine laufende Unterstützung von einhundertzwanzig Talern im Jahr zukommen, die sie vor dem völligen Untergang schützten. Natalie heiratete sogar noch, und zwar einen gewissen Bilz. Aber bald wurde sie Witwe, und nun trat Wagner nochmals großzügig für sie ein. Aber Bürgermeister Munter in Bahreuth wandte er sich an das Versorghaus in Leisnig in Sachsen, wo Natalie zuletzt gelebt hatte. Er bat, sie aufzunehmen, und hinterlegte dafür durch das Bankhaus seines Freundes Friedrich Feustel eine Einkaufssumme von dreitausend Mark. Am 2. Januar 1882 zog Natalie wirklich in das Leisniger Versorghaus ein. Ebenso dankerfüllt, wie sie sich zu Verwandten und Bekannten äußerte, besonders gegen Cäcilie Avenarius, trug sie ihren heißen Dank auch nach Bahreuth. Die fast überquellende Sprache, durch die aufrichtige Dankbarkeit und herzliche Verehrung hindurchzuleuchten schien, war echter Ausdruck ihres seltsam aufgeschwemmten Wesens:

Mein lieber guter Richard!

Erfüllt von der innigsten Dankbarkeit, sei mir gütigst gestattet, auch Dir heute, mein lieber, guter Richard zu Deinem Geburtstag meine heißesten und innigsten Glückwünsche von Grunde meines Herzens darbringen zu dürfen. Möge Dich Gott der Allmächtige in seinen ganz besonderen Schutz nehmen und es Dir mein gütiger, lieber Richard noch recht, recht wohl gehen lassen. Vor allem schenke er Dir Gesundheit, und ein noch recht langes Leben. Dann aber möge das Glück die ganze Fülle ihres Reichthums auf Dein liebes Haupt ausgießen, und Deine Stirn mit immer neuer unvergänglicher Lorbeer schmücken, Du guter, guter, lieber Richard. Nur schüchtern wag ich an Dein liebes reiches Herz die innige Bitte beifolgendes klei-

nes Angebinde gütigst von mir, als einen schwachen Beweis meiner innigsten Dankbarkeit und Verehrung gütigst anzunehmen. Da ich in der Zeitung gelesen, daß Du mein guter, lieber Richard Deinen Geburtstag in Bahreuth feiern würdest, so erlaube ich mir, es dahin zu senden. Gott segne Dich noch tausend Mal, mein lieber Richard mit allem, was den Menschen beglücken, und die Erde schon jetzt zu dem uns verheißnen, einst zu erwartenden Paradies machen kann. So lebe denn recht wohl und glücklich. Bittend Deine Gattin von mir zu begrüßen verbleibe ich von ganzem Herzen.

Deine
Dich in heißer Dankbarkeit
und innigster Verehrung
verbleibend ergebene
Natalie Bilz.

Leisnig, im Stift, durch Deine
freundliche Güte
den 17. Mai 1882.

hoffe, daß es pünktlich zum 22. dieses in Deinen lieben Händen ist.

Natalie blieb zehn Jahre im Leisniger Stift. Auch später wurde sie von Cosima Wagner unterstützt.

Leider drängen sich uns hier die Beweise für hinterhältige Unehrllichkeit Nataliens auf. Während sie nach Bahreuth in demütigen Dankesbezeugungen fast verging, konnte sie sich anderswo in krassen Schmähungen nicht genug tun. Als sie wegen Wagners altem Flügel mit Breitkopf und Härtel in brieflichen Verkehr trat, schrieb sie am 2. Februar 1880 unter anderem:

... dann aber ist mir dieser herrliche Flügel, ... testamentarisch ... vermacht worden, als meine gute Schwester, nach einer länger als dreißigjährigen Ehe mit Richard, welche früher eine so glückliche gewesen und nur durch die Cosima Liszt Bülow gestört wurde, weil dieses Weib sich gewaltsam dazwischen drängte, worüber meine Schwester auch aus Gram darüber am gebrochenen Herzen im Jahr 1866 in Dresden starb. — ...

Hätte nicht endlich einmal das Leid durchlittener Schmerzen auf allen Seiten in Milde und dankbar-freundliches Gedenken ausfließen dürfen?

Nach Minnas Tod ging Wagners Kämpfen und Ringen dem Gipfel entgegen. Noch hatte er nicht all seine Aufgaben erfüllt. Die «Meistersinger» und der «Nibelungenring» wurden vollendet. «Parsifal» folgte. Bayreuth entstand. Am tiefsten beglückt war Wagner bei der Geburt seines Sohnes.

Von Minna sprach Wagner nicht mehr oft. Tat er es doch, so zitterte das Leid der unseligen Kämpfe nach. Aber es wurde übertönt von Worten der Anerkennung und Achtung für Minna. «Sie hat in großer Liebe viel Leid und wenig Freude an meiner Seite ertragen», sagte der Herrscher von Bayreuth einem Freunde. Als die Lebensbeschreibung von Glasenapp erschien, mißbilligte er die unfreundliche Darstellung, die Minna darin erfahren hatte, und als ob er alles ausgewischt hätte, was sie ihm Schweres zugefügt, dachte er schließlich nur noch an das Beste ihres Wesens und faßte nun den Sinn ihres Lebens für ihn in dem einen großen Wort zusammen: «Sie hat sich in der schwersten Zeit meines Lebens als echte deutsche Frau bewährt.»

Nach Minnas Tod kam Wagner noch einige Male nach Dresden. Alle Erinnerungsstätten, das Marcolinische Palais, das Sommerhaus in Graupa usw. zeigte er den Seinen. Aber keine Stimme meldet uns, daß er jemals zum Annenfriedhof hinauspilgerte, wo Minna ruhte. Lange nach seinem Tode bot aber gerade dieses Grab noch einmal die Möglichkeit, das Siegel der letzten Versöhnung unter die unsäglichen Wirren vergangener Zeiten zu setzen. 1920 wäre das Grab Minnas aufgelassen worden, wenn nicht der Sohn des Bayreuther Meisters, wenn nicht Siegfried Wagner die Betreuung des Grabes für weitere vierzig Jahre übernommen hätte.

Vergessen worden ist es nie. Unbekannte Hände brachten zu allen Zeiten Blumen und anderen Schmuck. In Dresden muß also das Gedenken an Minna Wagner weitergelebt haben. Die Unmenge der Qualen, die sie bereitete und die sie erlitt, hat die Erinnerung an sie wachgehalten.

Ende

Nachwort

Eine Angabe über das in diesem Buch benutzte Wagnerschrifttum erübrigt sich wohl. Dieses Schrifttum ist so umfassend, daß selbst eine knappe Übersicht Seiten füllen würde. Zudem ist es allseits bekannt.

Als eine der wichtigsten Stoffquellen diente der Katalog der Burrell-Collection, jener Sammlung von Wagnerschriftstücken, die Frau Burrell in den letzten Jahrzehnten des vorigen Jahrhunderts mit besessener Sammlereifrigkeit zusammentrug und die unterdessen nach Amerika gewandert ist, wo sie noch lange unveröffentlicht ruhen wird. Der von dieser Sammlung erschienene Katalog enthält jedoch alle inhaltlich wichtigen Angaben. Weil es aber eben nur ein Katalog und keine wissenschaftlich durchgearbeitete Herausgabe ist, weil in diesem Katalog zudem eine deutliche Abneigung gegen Frau Cosima Wagner spürbar wird, war bei der Verwendung eine gewisse Vorsicht am Platze.

Die Briefe Wagners wurden den bekannten zuverlässigen Ausgaben entnommen. Die eigentümliche Art, wie Wagner z. B. Doppelpunkte und Gedankenstriche setzte, sind unmittelbarer Ausdruck seiner Persönlichkeit. Wagner lebt in diesen Kleinigkeiten. Darum waren sie beizubehalten. Nur in der Rechtschreibung wurden gewisse Angleichungen vorgenommen.

Anders ist es bei den Briefen von Minna Planer. Sie stand mit der Rechtschreibung nicht gerade auf so freiem Fuß wie die Gattin Goethes, aber für «physisch» schrieb sie zum Beispiel auch einmal «viehsisch». Besonders in ihren Altersjahren setzte sie beinahe nach jedem Satzteil einen Beistrich oder einen Punkt, während sie zwei Sätze ohne Zeichen nebeneinander stehen ließ. In ihrer krankhaften Aufregung schüttelte sie alle Worte durcheinander und schrieb bisweilen so von innen geheht, daß zweifelhafte und zum Teil sinnlose Stellen vorkommen, bei denen nicht mit Gewißheit gesagt werden kann, was Minna mit ihnen meinte. Ihre Briefe wurden darum einer leichten Klärung unterzogen.

Die meisten der hier angeführten Briefe Minna Planers werden zum erstenmal veröffentlicht. Ihre Besitzer stellten sie dem Verfasser lebenswürdigerweise zur Verfügung. Minna Wagners Briefe an Mathilde Schiffner spendete Fräulein Dr. Gabriele Böhme

in Dresden, die Briefe an Dr. Pusinelli Herr Hofrat Dr. Pusinelli in Rathewalde.

Besonders dankbar ist der Verfasser, daß er den ergreifenden Brief von Dr. Pusinelli an Richard Wagner vom 29. Januar 1866 (Seite 346 ff.), den Brief von Natalie Planer an Richard Wagner vom 17. Mai 1882 (Seite 352 f.) und das Telegramm von Richard Wagner an Dr. Pusinelli vom 26. Januar 1866 (Seite 349 f.), das bisher nur in einer englischen Übersetzung bekannt war, veröffentlichen kann. Diese ebenso wichtigen wie aufschlußreichen Schriftstücke übergab Frau Winifred Wagner in Bayreuth dem Verfasser zur erstmaligen Veröffentlichung.

Ihr wie den übrigen Brieff Spendern wird der ergebenste Dank zum Ausdruck gebracht.

Der Brief Dr. Pusinellis an Richard Wagner vom 29. Januar 1866 mit dem Bericht über den Tod und die Bestattung Minna Wagners hat eine Vorgeschichte. Glasenapp kannte ihn anscheinend, als er sein umfassendes Wagnerwerk schrieb, denn er sprach dort von diesem Brief (Band 4, Seite 159), wenn er ihn auch nicht abdruckte. Später war dieser Brief im Bayreuther Archiv nicht mehr aufzufinden. Als Elbert Lenrow die Briefe Richard Wagners an Dr. Pusinelli in Amerika veröffentlichte, sprach er die Vermutung aus, daß dieser Brief anscheinend nicht mehr vorhanden sei. Dr. Otto Strobel, der jetzige Leiter des Bayreuther Archivs, durchsuchte auf die Bitte des Verfassers hin die Schätze des Bayreuther Archivs noch einmal, und dabei kam dieser erschütternde Brief wieder zutage. Er kann nach zweiundsiebzigjährigem Schlummer nunmehr erstmals veröffentlicht werden. Der Verfasser ist Herrn Dr. Strobel für seine aufopferungsvolle Mühewaltung von Herzen dankbar.

Für Anregungen und Hinweise ist der Verfasser zu Dank verpflichtet: Prof. Dr. W. Altmann, Berlin; Dr. G. Böhme, Dresden; Pfarrer Bollahn, Dresden; Bürgermeisterei der Stadt Leisnig; The Curtis Institute of Music, Philadelphia; Otto August Ehlers, Berlin; Prof. Gunnar Graarud, Wien; Dr. Paul Graßmann, Stockholm; Dr. Julius Kapp, Berlin; Prof. Dr. Friedrich Kummer, Dresden; Dr. Walter Lange, Leipzig; Hofrat Dr. Karl Pusinelli, Rathewalde; Dr. Wolfgang Schmieder, Leipzig; Dr. Hans Schnoor, Dresden; Dr. Otto Strobel, Bayreuth, und Wolfgang Schumann, Breslau.

Zeittafel

Sturm und Drang

- 5. September 1809: Minna Planer wird geboren
- 22. Mai 1813: Richard Wagner wird geboren
- 22. Februar 1826: Natalie Planer wird geboren
- 4. August 1834: Wagner dirigiert in Lauchstädt zum erstenmal und hat einige Tage vorher Minna Planer kennengelernt

Herbst 1834

bis Sommer 1836: Wagner Kapellmeister in Magdeburg

Sommer 1835: Wagners Ausflug mit Minna in die Sächsische Schweiz und seine Reise nach Böhmen, Nürnberg, Würzburg und Frankfurt zur Verpflichtung geeigneter Künstler für das Magdeburger Theater

Herbst 1836: Minna geht an das Königsberger Theater

24. November 1836: Minna Planer und Richard Wagner heiraten

31. Mai 1837: Minna flieht aus Königsberg

Herbst 1837

bis Sommer 1839: Wagner Kapellmeister in Riga

Juli 1839: Wagners Flucht aus Riga über London nach Paris

Pariser Not

16. September 1839: Ankunft in Paris. Erste Wohnung im Geburtshaus Molières

15. April 1840: Umzug in die Wohnung auf der Rue de Helder

19. November 1840: «Rienzi» vollendet

Ostern bis Herbst 1841: Sommeraufenthalt in Meudon. «Der Fliegende Holländer» geschaffen

7. April 1842: Abreise nach Deutschland

In Glanz und Sonnen

12. April 1842: Ankunft in Dresden

Sommer 1842: Kuraufenthalt in Teplitz

20. Oktober 1842: Uraufführung des «Rienzi» in Dresden

2. Januar 1843: Uraufführung des «Fliegenden Holländers» in Dresden
2. Februar 1843: Wagner wird als Königlich-Preussischer Kapellmeister angestellt
- Sommer 1843: Aufenthalt in Teplitz, danach Wohnung auf der Ostra-Allee
- Sommer 1844: Aufenthalt in Loschwitz
- Dezember 1844: Überführung der Leiche Carl Maria von Webers
13. April 1845: Partitur des «Tannhäuſers» vollendet
- Sommer 1845: Aufenthalt in Böhmen
19. Oktober 1845: Uraufführung des «Tannhäuſers» in Dresden
- Sommer 1846: Aufenthalt in Großglauch
- Oſtern 1847: Wohnung im Marcoliniſchen Palais in Dresden
- Anfang Februar 1848: Reise Wagners nach Leipzig zur Beerdigung der Mutter
- März 1848: «Lohengrin» vollendet
14. Juni 1848: Wagners Rede im Vaterlandsverein. Anschließend Reise nach Wien
3. Mai 1849: Der Aufstand in Dresden beginnt
22. Mai 1849: Wagners Wiedersehen mit Minna in Thüringen
31. Mai 1849: Wagners Ankunft in Zürich

In der Verbannung

- Anfang September 1849: Minna kommt in die Schweiz
- Anfang Februar 1850: Wagners Reise nach Paris und Bordeaux
- Anfang Juli 1850: Wagner kehrt zu Minna nach Zürich zurück
28. August 1850: Uraufführung des «Lohengrins» in Weimar
- Sommer 1851: Kur in Albisbrunn
- Sommer 1852: Erholung auf dem Rinderknechtschen Gut. Anschließend große Schweizerreise, mit Minna in Lugano und Chamonix
- Mai 1853: Die drei Wagner-Musiktage in Zürich
- Sommer 1853: Reise nach Interlaken, St. Moritz und Italien
- Oktober 1853: Treffen mit Liszt in Basel. Anschließend Besuch in Paris. Auch Minna dort
- Sommer 1854: Minna zur Kur auf dem Salisberg

- Juli 1854: Musikfest in Göttingen
 Herbst 1854: Minna reist nach Deutschland
 Frühjahr 1855: Wagner in London. Anschließend auf dem
 Gelisberg
 Sommer 1856: Gemäßigte Wasserkur in Morner
 24. November 1856: Feier des zwanzigjährigen Hochzeitstages
 Wagners in St. Gallen
 Ende April 1857: Einzug ins Asyl
 7. April 1858: Minna erbricht Wagners Brief an Mathilde
 Wesendonk
 17. August 1858: Wagners Abschied vom Asyl
 Herbst u. Winter 1858/59: Wagner in Venedig
 Frühjahr 1859: Wagner in Luzern
 17. November 1859: Minna trifft in Paris ein
 Anfang Juli 1860: Minna zur Kur in Godes. Gemeinsame Rhein-
 reise
 13. März 1861: Erste Aufführung des «Tannhäuſers» in Paris
 Sommer 1861: Minna wieder in Godes, dann in Dresden

Das einsame Ende

- Februar 1862: Minnas überraschender Besuch in Biebrich
 27. März 1862: Wagners volle Begnadigung
 Anfang November 1862: Wagners Besuch in Dresden
 Anfang Mai 1864: Erste Begegnung zwischen Richard Wagner
 und Ludwig II.
 10. April 1865: Wagners Tochter Isolde wird geboren
 10. Juni 1865: Uraufführung des «Tristans» in München
 Ende Juli 1865: Wagner zur Beerdigung von Schnorr von
 Carolsfeld in Dresden
 25. Januar 1866: Minna stirbt
 25. August 1870: Trauung von Cosima und Richard Wagner
 13. Februar 1883: Richard Wagner stirbt

Verzeichnis der Personen- und geographischen Namen

Zusammengestellt von A. M. Schmidt

Ein * vor der Zahl ist der Hinweis auf einen Brief

- Albisbrunn, Kaltwasserheilanstalt westlich vom Züricher See 223
 Alpen 179, 224
 Altenburg 176
 Anders, E. G., deutscher Adliger vom Rhein, Freund Wagners in Paris 90–92, 107, 120, 158, 160, 195, 285
 Apel, Theodor, Schriftsteller, Sohn einer Leipziger Patrizierfamilie, Freund Wagners 31, 32, 35, 44, 99–101, 105, 106
 Appenzeller Land 191
 Auber, Daniel François Esprit (1782 bis 1871), französischer Opernkomponist 49
 Augusta (1811–1890), Gemahlin Wilhelms von Preußen, später Königin von Preußen und deutsche Kaiserin 160, 284
 August (II.) der Starke (1670–1733), König von Polen, als Friedrich August I. Kurfürst von Sachsen 173
 Auffig 133
 Avenarius, Cäcilie, geb. Geher (1815 bis 1893), Wagners Halbschwester, Gemahlin Eduard A.s 126–128, 219, 291, 295, 298, 304, 322, 324, 328, 331–334, *332, 345, 352
 Avenarius, Eduard, Buchhändler, Leiter der Zweigniederlassung d. Firma Brockhaus in Paris 75, 87, 93, 126, 127, 183, 184
 Avenarius, Ferdinand (1856–1923), Sohn von Wagners Schwester Cäcilie, Schriftsteller, Herausgeber d. Kunstwart 333
 Bach, Alexander Freiherr von (1813 bis 1893), österreichischer Staatsmann, Innenminister 269
 Baden-Baden 284
 Bakunin, Michail Aleksandrowitsch (1814–1876), russischer Revolutionär und Anarchist, 1849 in Dresden Mitglied der revolutionären Regierung 167, 171
 Balzac, Honoré de (1799–1850), französischer Romanschriftsteller 12
 Bamberg 298
 Baumgartner, Wilhelm, Musiker in Zürich, Freund Wagners 206
 Bahreuth 160, 245, 352–354
 Beethoven, Ludwig van (1770–1827) 27, 68, 72, 90, 152, 163, 171, 172, 222, 235, 237, 238, 243
 Behr, sächsischer Justizminister 321
 Belloni, Sekretär Liszts 186, 195, 204
 Bendemann, Eduard (1811–1889), Maler, Schüler Schadows, 1838 bis 1859 Akademieprofessor in Dresden 164
 Berlin 35–38, 41, 58, 60, 64, 120, 124, 127, 132, 139, 147, 154, 160, 167, 178, 228, 229, 257, 272, 289, 291, 295, 331, 334
 Berner Oberland 224
 Bethmann, Heinrich Ed. (1774–1857), Theaterdirektor in Magdeburg, Gemahl der Schauspielerin und Sängerin Friederike B. 17–19, 30, 38
 Beust, Friedrich Ferdinand, Graf von (1809–1886), sächsischer und österreichischer Staatsmann, 1858 Ministerpräsident 306, 322
 Biebrich, heute Stadtbezirk Wiesbadens 302–306, 310
 Bilz, Gemahl Natalie Planers 352
 Bilz, Natalie, siehe Planer, Natalie 352, 353
 Bissing, Henriette von, Freundin Wagners 337, 338
 Blasewitz, Villenvorort Dresdens 60 bis 62
 Blöde, Dresdner Advokat 168
 Bodensee 179, 191
 Böhmen 16, 31, 132, 133, 150, 162, 174
 Bois de Boulogne, Park an der Seine westlich von Paris 288
 Bordeaux 195–197, 200–202, 205, 206, 210–212, 214, 215, 250, 292
 Boröen, Insel in einem norwegischen Fjord 80

- Boulogne-sur-Mer 84, 92
 Breitkopf & Härtel, Buch-, Kunst-, Musikverlag, 1806 Pianofortefabrik errichtet 151, 158, 191, 353
 Brestenberg 254, 255
 Brix, Geschäftsreisender, Wagners Untermieter in Paris 98, 114, 115
 Brockhaus, Friedrich (1800-1865), Verleger, übernahm 1823 zusammen mit seinem Bruder Heinrich die vom Vater gegründete Verlagsbuchhandlung, verheiratet mit Wagners Schwester Luise 63, 122
 Brockhaus, Hermann (1806-1877), Orientalist, Bruder des Friedrich B., verheiratet mit Wagners Schwester Ottilie 63, 102
 Brockhaus, Luise, geb. Wagner (1805 bis 1872), Gemahlin Friedrich B.s, zweitälteste Schwester Wagners 122, 313, 316, 324, 335, 337, 338, 343
 Brockhaus, Ottilie, geb. Wagner (1811 bis 1883), Schwester Wagners, Gemahlin Hermann B.s 63, 64, 324, 348
 Brüssel 282
 Bülow, Cosima von, siehe Wagner, E.
 Bülow, Hans Guido, Freiherr von (1830-1894), Pianist und Dirigent, verheiratet mit Cosima Liszt (1857 bis 1869) 161, 164, 222, 231, 245, 256, 287, 289, 320, 330, 334, 339 bis 341, 343, 344, 347, 350, 351
 Bulwer, Edward George, Lord (1803 bis 1873), engl. Romanschriftsteller, Parlamentsmitglied 63, 64, 83
 Carlyle, Thomas (1795-1887), englischer Schriftsteller 8
 Cers, Berliner Theaterdirektor 41
 Chamberlain, Houston Stewart (1855 bis 1927), Denker und Schriftsteller, heiratet 1908 Wagners Tochter Eva 8
 Chamonix, Kurort zu Füßen des Mont-blanc 225
 Chemnitz 10, 135, 149, 173-175, 177, 191, 298, 313, 316, 322, 324
 Cornelius, Peter, Ritter von (1783 bis 1867), Maler 150, 161
 Cornelius, Peter (1824-1874), Komponist und Dichter, durch Wagners Vermittlung Lehrer an der königlichen Musikschule München 161, 303
 Cosima, siehe Wagner, Cosima
 Daguerre, Louis Jacques M. (1789 bis 1851), französischer Maler und Erfinder des nach ihm benannten photographischen Verfahrens 165
 Darmstadt 303, 305
 Delaroche, Paul (1797-1856), französischer Maler 91
 Dessau 13, 14, 30, 94
 Devrient, Emil (1803-1872), Schauspieler, 1831-1868 in Dresden 13, 14, 164
 Dietrich, reicher Kaufmann, Verehrer Minnas 57, 58, 61, 62, 65, 273
 Dietsch, R., Orchesterdirigent der Pariser Oper, vertonte Wagners «Holländer»-Entwurf 116
 Donizetti, Gaetano (1797-1848), italienischer Opernkomponist 110, 116, 122
 Dresden, fast durchgehend erwähnt
 Einsiedel, Ernst Rudolph von, Königl. Sächs. Gardehauptmann, Vater der Natalie Planer 11, 13
 Eisenach, ehemalige Sommerresidenz des Großherzogs von Sachsen-Weimar 176
 Elbing 58
 England 236
 England, Königin von (1837-1901): Viktoria (* 1819) 235
 Erard, Sébastien (1752-1831), Musikinstrumentenbauer deutscher Herkunft, gründete in Paris Pianofortefabrik 254
 Erzgebirge 9
 Feustel, Friedrich, Wagner befreundeter Bankier 352
 Fischer, Wilhelm, Chordirektor an der Dresdner Oper 158, 164, 267
 Forbach, Stadt in Lothringen an der Grenze des Saargebietes 125

- Fould, Achille (1800–1867), französischer Finanzminister (1849–1860, 1861–1867) 285
- Frankfurt 31, 230, 276, 297, 328
- Frankreich 84, 124, 279, 287
- Freiberg in Sachsen 175
- Friedrich I. Barbarossa (* um 1122), deutscher Kaiser und König (1152 bis 1190) 170
- Friedrich II. (* 1194), römisch-deutscher Kaiser (1212–1250) 122
- Friedrich August II. (* 1797), König von Sachsen (1836–1854) 123, 143, 144, 157, 169, 170, 177, 183, 185, 223, 229
- Friedrichstadt, Vorstadt Dresdens 164, 172, 174
- Frommann, Alwine († 1875), Schwester des Buchhändlers Fr. in Jena, Vorleserin der Kaiserin Augusta, Freundin Wagners 160, 255
- Galvani, Friederike, Wagners erste Liebe 16, 31
- Genf 210, 343, 347, 348, 350
- Genfer See 209, 212, 342, 350
- Geher, Cäcilie, Wagners Halbschwester, siehe Abenarius, Cäcilie
- Glasenapp, Karl Friedrich (1847–1915), Musikschriftsteller, Wagner-Biograph 354
- Gluck, Christoph Willibald, Ritter von (1714–1787), Opernkomponist 152
- Goethe, Wolfgang von (1749–1832) 8, 17, 171, 247
- Goethes Frau: Christiane Vulpius (1765–1816) 111
- Graupa (Groß-Graupa), Dorf zwischen Pillnitz und Pirna 163, 354
- Grimm, Jakob (1785–1863), gab zusammen mit seinem Bruder Wilhelm «Kinder- und Hausmärchen» und «Deutsche Sagen» heraus 150
- Groß-Graupa, siehe Graupa
- Halévy, Jacques Fromental (1799–1862), französischer Tonsetzer 121, 122
- Hamburg 147, 149, 165
- Hänel, Bildhauer 348
- Heim, Emilie, Sängerin in Zürich, Gemahlin des Musikdirektors H., musiziert mit Wagner 238
- Heine, Ferdinand, Schauspieler in Dresden 135, 164, 207, 267
- Heine, Gemahlin Ferdinand H.s 207, 322, 348
- Helene Pawlowna (1807–1873), russische Großfürstin, Tochter des Prinzen Paul von Württemberg 337
- Hérold, Louis Joseph Ferd. (1791–1833), französischer Komponist 277
- Heubner, Freiburger Kreisamtmann, Mitglied der provisorischen Regierung in Dresden 1849 167
- Hiller, Ferdinand (1811–1885), Musiker und Schriftsteller 164
- Hoffmann, E. T. A. (1776–1822), Komponist, Musikschriftsteller, Erzähler u. Zeichner 18, 117, 178, 211
- Holtei, Karl von (1798–1880), Schriftsteller und Dichter, Direktor des Nigauer Stadttheaters (1837–1839) 70, 71
- Hübner, Julius (1806–1882), Maler, Schüler Schadows, Schwager von Bendemann 164
- Hugo, Victor (1802–1885), französischer Dichter 115
- Hülßen, Botho von (1815–1886), Generalintendant des Berliner Hoftheaters 228
- Ibsen, Henrik (1828–1906), norwegischer Dichter 273
- Isolde, siehe Wagner, Isolde
- Italien 212, 226, 258, 299
- Jadin, Monsieur, Pariser Sonderling 117–119
- Jena 179
- Johann (* 1801), König von Sachsen (1854–1873), Bruder Friedrich Augusts II. 274, 284, 307, 308
- Kalergis, Gräfin, Nichte des russischen Staatskanzlers Nesselrode, Freundin Wagners 161
- Karlsruhe 176, 287, 298

- Rassel 147
 Rattegat 81
 Keller, Gottfried (1819–1890) Dichter, Begegnung mit Wagner in Zürich 225
 Kiez, Ernst Benedict, Wagner befreundeter Maler in Paris 91, 92, 98, 107, 117, 119, 120, 125, 158, 195, 206, 209, 214, 234, 280, 285
 Kiez, Gustav Adolph (1824–1908), jüngerer Bruder des Ernst B., Bildhauer, Schüler Rietschels (Wagner-Büste) 165, 180, 344, 348
 Klepperbein, Frau, mütterliche Freundin Wagners 158
 Kopenhagen 79
 Königsberg 40–44, 50, 56, 58, 59, 62, 64, 66, 68, 76, 93, 94, 96, 144, 151, 183, 188, 210, 254
 Könnert, Maria von, Gattin des sächsischen Kammerherrn u. Ministers Julius v. K., Freundin Wagners 160
 Kriete, Dresdner Schauspieler, Gläubiger Wagners 348
 Kühn, Albert, Gläubiger Wagners 158
 Kühn, deutsche Lehrersfamilie in Paris 123
 Kummer, Otto, Kammermusiker, Schwiegersohn Emilie Ritters 348
 Kurisches Haff 66
 Kurland 76
 Lago Maggiore 224
 Lauchstädt 17–19, 21, 22, 28
 Laussot, Familie 196, 201, 210–212
 Laussot, Jessie (* 1828), Freundin Wagners (Liebesidyll in Bordeaux 1850) 195–200, 205, 206, 209–214, 216, 223, 224, 250, 302, 306, 318, 329, 338
 Laussot, Monsieur, Weinhändler, Gemahl Jessies 195, 210, 211
 Lehrs, Samuel, Philologe, Freund Wagners in Paris 91, 92, 106, 107, 120, 121, 125, 158, 195, 285
 Leipzig 16–18, 22, 29, 30, 55, 69, 70, 96, 98, 99, 102, 114, 127, 131, 209, 230, 320, 331
 Leisnig 352, 353
 Lepah, Fräulein 98
 Lewh, Hornist, Gläubiger Wagners 158
 Liebetalergrund 163
 Lindau 179
 Liszt, Cosima, siehe Wagner, Cosima
 Liszt, Franz von (1811–1886), Klaviervirtuos und Komponist, Vater der Cosima und Blandine (Olivier) 98, 161, 176, 178, 182–188, 193–195, 209, 288, 289
 London 78, 79, 81–84, 87, 92, 95, 115, 205, 233, 236, 250
 Loschwitz 162
 Lübeck 64
 Ludwig II. (* 1845), König von Bayern (1864–86) 338, 343
 Lugano 224
 Luzern 222, 254, 274
 Lüttichau, Ida von, Gemahlin des Wolf A. v. L., Freundin Wagners 159, 160
 Lüttichau, Wolf Adolph August von, Generalintendant d. Dresdner Oper 141, 143, 146, 157, 158, 160, 163, 273, 274, 306
 Lyon 212
 Magdeburg 14, 17, 19, 23, 26, 27, 29–32, 35–44, 48, 54–56, 59, 71, 93, 96, 112, 124, 129, 130, 141, 144, 171, 183, 188, 329
 Maler, Mathilde, Tochter eines Notars in Mainz, Freundin Wagners 161, 306, 309, 319, 338
 Mainz 306
 Marienbad 162
 Marseille 205, 348–350
 Memel 66
 Merseburg 18, 19
 Meser, F., Musikalienhändler in Dresden, Gläubiger Wagners 158
 Metternich, Pauline, Fürstin von (1836 bis 1921), Gemahlin des österreichischen Botschafters in Paris, Fürst Richard v. M. 285
 Meudon, Vorstadt von Paris 114–116, 118, 119

- Meher, Friederike, Frankfurter Schau-
spielerin 321
- Meherbeer, Giacomo (eigentlich Jakob
Liebmann Beer) (1791–1864),
Komponist, Hauptvertreter der fran-
zösischen «großen Oper» 84, 181,
331
- Mitau, Stadt in Lettland, unweit Ri-
gas 76
- Mittelmeer 84, 205
- Mitterwurzer, Anton, Opernsänger 230
- Molière, Jean Baptiste Poquelin
(1622–1673), französischer Lustspiel-
dichter 87, 93, 95, 119
- Möller, A., Königsberger Freund
Wagners 58, 61, 76–78, 93
- Montblanc 225
- Montmorency, Ort nördlich von Paris
200, 206, 209
- Morlachi, Francesco (1784–1841), ita-
lienischer Musiker, seit 1810 Kapell-
meister der italienischen Oper in
Dresden, Segner C. M. v. Webers
141
- Mornex 239
- Mozart, Wolfgang Amadeus (1756
bis 1791) 18, 68, 111, 151, 152
- Müller, Polizeirat 348
- München 301, 339, 341–345, 347, 351
- Munker, Bürgermeister von Bahreuth
352
- Napoleon I. (1769–1821), Kaiser der
Franzosen (1804–1814/15) 164
- Napoleon III. (1808–1873), Kaiser
der Franzosen (1852–1870) 279,
282, 285
- Nesselrode, Karl Robert Graf von
(1780–1862), russischer Staatskanz-
ler 161
- Nestroh, Johann (1801–1862), Romi-
ler und Dramatiker 20
- Niemann, Albert (1831–1917), Opern-
sänger (Rienzi, Tannhäuser) 285,
303
- Nürnberg 31
- Sderan, Stadt am Nordrand des Erz-
gebirges 9, 10
- Olivier, Blandine (1835–1862), Toch-
ter Franz Liszts und der Gräfin
d'Agoult, Gattin des französischen
Staatsmannes Emile D. 288–290,
302
- Österreich, Kaiser von (1848–1916):
Franz Joseph I. (* 1830) 269
- Österreich, Kaiserin von (1854–1898):
Elisabeth (* 1837), Gemahlin Franz
Josephs 300
- Ostsee 64, 81
- Pachta, Jenny und Auguste, Töchter
des Grafen P. in Prag, Freundin-
nen Ottilie Wagners 31
- Paris, ab Seite 74 fast durchgehend
erwähnt
- Pecht, August Friedrich (1814–1903),
Maler und Kunstschriftsteller 92, 107
- Penzing bei Wien 336
- Pillau 78, 81, 115
- Pillnitz 163
- Pirna 163
- Planer, Minnas Eltern *48, 60–62,
123, 124, 127, 129, 231
- Planer, Amalie, Minnas jüngere
Schwester, Opernsängerin, heiratet
1839 Rittmeister Carl von Med 30,
64–67
- Planer, Charlotte-Wilhelmine, Min-
nas älteste Schwester 9, 12, 13
- Planer, Gotthelf (um 1770–1855),
Minnas Vater, ehemals Stabstrom-
peter der Sderaner Kürassiere 9,
10, 12, 13, 48, 53, 60, 61, 218, 231
- Planer, Henriette-Wilhelmine, zweit-
älteste Schwester Minnas 9
- Planer, Johanna Christiane († 1855),
Minnas Mutter 9, 12, 32, 36, 48,
60, 61, 218–220, 224
- Planer, Minna (Christine-Wilhel-
mine), (* Sderan 5. Sept. 1809,
† Dresden 25. Januar 1866), hei-
ratet 1836 Richard Wagner. Wie-
dergegebene Briefe: 100, 101, 127,
215, 224, 226, 228–233, 247, 251,
252, 255, 257, 281, 288–291, 300,
304, 313, 315, 317, 326, 328–335,
345

- Planer, Natalie (Ernestina Natalia),
verehelichte Bilz (* 22. Febr. 1826),
Tochter Minna Planers 13, 57–59,
123, 186, 188, 191, 218–221, *219,
324, 326, 327, 341, 347, 348, 351
bis 353, *352
- Pollert, Schauspielerin und Sängerin
in Magdeburg 39
- Pompadour, J. A. Poisson, Marquise
von (1721–1764), Geliebte Lud-
wigs XV. 117
- Porsberg 163
- Potschappel, ehemal. sächs. Landge-
meinde, heute vereinigt mit Deuben
und Döhlen zu Freital unweit Dres-
dens 322
- Prag 150, 341
- Präger, Ferdinand, Musiklehrer in
London, Freund Wagners 235, 248
- Proudhon, Pierre Joseph (1809–1865),
französischer Sozialist 119
- Provence 350
- Businelli, Dr. Anton, Minnas Haus-
arzt in Dresden, Freund Wagners
159, 164, 266, 267, 272, 275, 277,
285, 291, *307, 308, 313, 315, 318,
322, 323, 325, 336–338, 341, 345,
*346, 349, 350
- Businelli, Erich, Sohn des Anton P.
348
- Businelli, Dr. Karl, Hofrat, Sohn des
Anton P. 348
- Rastrelli († 1842), ital. Musikdirektor
an der Dresdner Oper 141
- Reichenhall 313, 314, 317
- Reißiger, Karl Gottlieb (1798–1859),
Komponist, Hofkapellmeister in Dres-
den (1826–59), 141, 145–147, 171
- Rembrandt (R. Harmensz van Rijn)
(1606–1669) 247
- Rhein 125, 284, 301, 302, 304
- Riga 60, 61, 64, 66, 69, 70, 72, 74
bis 76, 83, 92, 96, 129, 141, 144,
145, 147, 152, 219
- Rigi 221
- Rinderknechtsches Gut bei Zürich 224
- Ritter, mit Wagners befreundete Fa-
milie in Dresden 195, 196, 321
- Ritter, Karl (* um 1830), Freund
Wagners 213, 214, 222, 231, 269,
278, 289
- Ritter, Julie, Mutter Karl Ritters 161,
198, 209, 210, 212, 214, 215, 217
- Rödel, August, Musikdirektor in Dres-
den, Revolutionär 1849 158, 164,
167, 169, 171, 175, 178, 230, 330
- Rorschach, Ort am Südufer des Boden-
sees 191, 276
- Rossini, Gioachino Antonio (1792–
1868), italienischer Komponist 163
- Rudolstadt 21–23, 213
- Rußland 338
- Sachs, Hans (1494–1576) 162
- Sachsen 126, 152, 171, 177, 179, 182,
223, 235, 269, 274, 352
- Sachsen, König von: (1827–36) Anton,
(1836–54) Friedrich August II. (f. d.),
(1854–73) Johann (f. d.) 123, 143,
144, 157, 169, 170, 177, 183, 185,
229, 284, 307, 308
- Sächsische Schweiz 30
- Sandwile, Fischerdorf auf Borden 80
- Sassia, geb. van Uhlenburgh († 1642),
Rembrandts Frau 247
- Schandau 30
- Schiffner, Mathilde, Minnas beste
Freundin 215, 224, 226, 230, 257,
281, 290, 297, 322, 326
- Schiller, Friedrich von (1759–1805),
1785–87 in Dresden 162
- Schlesinger, Moritz, Musikalienhändler
u. -verleger in Paris 89, 108–110,
113, 114, 127
- Schmale, Spielleiter in Magdeburg
18
- Schnorr von Carolsfeld, Ludwig (1836
bis 1865), Sohn des bekannten
Malers, Heldentenor, einer der her-
vorragendsten Wagnersänger (Tris-
tan) 341
- Schnorr von Carolsfeld, Malwina
(1825–1904), Gemahlin des Ludwig,
Opernsängerin (Isolde) 347
- Schopenhauer, Arthur (1788–1860),
Philosoph, Einfluß auf Richard
Wagner 243, 297

- Schreckenstein, Ruine an der Elbe bei
Auffig 132, 133
- Schreiber, Opernsänger in Magde-
burg 39
- Schröder-Devrient, Wilhelmine (1804
bis 1860), Sängerin, Gemahlin
Karl Devrients, 1823-47 an der
Dresdner Oper 26-28, 132-134,
139, 145, 157, 173
- Schubert, Franz (1797-1828), Kom-
ponist 68, 124
- Schubert, Konzertmeister in Dresden
348
- Schumann, Robert (1810-1856), Kom-
ponist 143, 164
- Schwabe, Magdeburger Kaufmann,
Verehrer Minnas 41, 45
- Schweiz 179, 183, 191, 197, 205, 216,
229, 230, 238, 289, 321, 338
- Schwerin 64
- Scribe, Augustin Eugène (1791-1861),
französl. Theaterschriftsteller 75
- Seebach, Graf von, sächs. Gesandter
in Paris, Gemahl der Gräfin Ka-
lergis 284
- Selisberg, Kurort im schweizer Kan-
ton Uri 237, 239
- Sitten, Hauptstadt des schweizer Kan-
tons Wallis 227
- Slagerraf 79
- Sloman, Reeder-Familie in Ham-
burg 338
- Soden, Solbad 284, 288, 292, 297
- Spontini, Gasparo, Graf Sant' An-
drea (1774-1851), ital. Komponist,
Generalmusikdirektor in Berlin 346
- Standhartner, Dr. Joseph, Arzt in
Wien, Freund Wagners 299
- Stephansburg 239
- St. Gallen 179, 191, 238
- Straßburg 181
- Stuttgart 338
- Sulzer, Jakob, Regierungsbeamter
(Staatschreiber) in Zürich, Freund
Wagners 181, 206, 227
- Taylor, Jessie, siehe Lauffot, Jessie
- Taylor, Madame, Mutter der Jessie
Lauffot 196, 205, 206, 210
- Tepliz-Schönaun 128, 132-134, 149,
162
- Tharandt 174, 342, 345, 347, 350
- Therese, Wagners Köchin in Paris
276, 278, 287, 328
- Thun 214
- Thüringen 126, 177
- Tichatschek, Josef, Opernsänger (Nienzi)
in Dresden 132-134, 136, 139, 140,
230, 257, 267, 303
- Tichatschek, Pauline, Gemahlin des
Josef T., Freundin Minnas 267,
272, 295, 322, 326, 348
- Toni 22
- Tröger, Minnas Schwager 264-266
- Uhlig, Theodor, Wagner befreundeter
Musiker in Dresden 192, 193, 215,
222, 223
- Walmh, Kanonade von 1792 171
- Benedig 263, 264, 266-268, 271,
274, 299, 300
- Viardot-Garcia, Pauline (1821-1910),
span.-franz. Sängerin 89
- Villeneuve, Stadt am Genfer See
209, 210, 213
- Wagner, Cosima, geb. Liszt (*Como
25. Dezember 1837, † Bayreuth
1. April 1930), Tochter Franz Liszts
u. der Gräfin d'Agoult, 1857-69
verheiratet mit Hans v. Bülow, seit
1870 mit Richard Wagner 7, 66,
112, 226, 244-246, 249, 256, 272,
288, 289, 320, 330, 334, 339, 340,
343, 344, 347, *349, 349-351, 353,
355
- Wagner, Isolde (10. April 1865-1919),
Tochter Cosimas und Richard Wag-
ners 340
- Wagner, Johanna (Jachmann-W.)
(1828-1894), Nichte Richard W.s,
Sängerin u. Schauspielerin 157
- Wagner, Johanna Rosine, geb. Pätz,
(† 9. Januar 1848) 54, 70, 131,
132, 149, 158, 166, 167
- Wagner, Julius (1804-1862), Gold-
schmied, Bruder Richards 15, 57,
123

- Wagner, Klara, siehe Wolfram, K.
 Wagner, Luise, siehe Brockhaus, L.
 Wagner, Minna, siehe Planer, M.
 Wagner, Ottilie, siehe Brockhaus, O.
 Wagner, Richard (* Leipzig 22. Mai 1813, † Venedig 13. Februar 1883).
 Wiedergegebene Briefe: 32, 44, 126, 148, 183–188, 191–193, 196 bis 198, 200, 202, 213, 215, 216, 227, 235, 236, 239, 250, 255, 258, 264–268, 271, 279, 283, 303, 310, 318, 343, 349, 350
 Wagner, Rosalie (1803–1837), älteste Schwester Wagners, Schauspielerin am Dresdner Hoftheater 29, 69, 70, 131, 159
 Wagner, Siegfried (6. Juni 1869 – 4. August 1930), Sohn Richard und Cosima Wagners 354
 Wagner, Bäckergefelle, Brandstifter d. Dresdn. Opernhauses 1849 182
 Wagram, Schlacht v. 6. 7. 1809 9
 Waldheim 230
 Wallis, Kanton i. d. Südwest-Schweiz 224, 227
 Wallishofen 239
 Wartburg 126, 177
 Weber, Carl Maria, Freiherr von (1796–1826), Komponist, Leiter der Deutschen Oper in Dresden (1817 bis 1826) 141, 142, 152, 153, 164, 173
 Weber, Caroline von, Witwe Carl Marias 142
 Weimar 22, 176–178, 182, 221, 222, 254, 257, 291, 298
 Weimar, Großherzog von (1853–1901): Karl Alexander, Enkel Karl Augusts 184, 187, 205, 254, 298
 Weimar, Großherzogin von 176, 177
 Weinlig, Theodor (1780–1842), Musiker, seit 1823 Thomaskantor in Leipzig, Lehrer R. Wagners 15
 Werder, Professor in Berlin 178
 Wesendonk, Mathilde, geb. Lüdemeher (1828–1902), Schriftstellerin 232, 243–246, 249, 250, 252–254, 256, 258, 262–265, 267, 269, 270, 274, 277, 291, 292, 295, 299, 302, 303, 305, 306, 310, 315, 320, 328–330, 338
 Wesendonk, Otto (1815–1896), wohlhabender Kaufmann, seit 1848 verheiratet m. Mathilde W. 240, 243 bis 245, 249, 253, 274, 275, 279, 295, 299, 320, 328, 329
 Widmann, Professor 179
 Wien 167, 170, 287, 295, 297–300, 302, 336, 338, 343
 Wiesbaden 298
 Wille, Frau Dr. Eliza, Freundin Wagners 338
 Willich, E., Wagner-Porträtist 320
 Wittgenstein, Caroline, Fürstin von, Liszts Freundin 176, 226
 Wolfram, Opersänger, verheiratet mit Wagners Schwester Klara 31, 37
 Wolfram, Klara (Clärchen) (1807–1875), Schwester Wagners, Sängerin 31, 149, 174, 192, 239, 240, 295, 318, 322, 324, 325, 331
 Wolfram, Marie, Tochter der Klara W. 324
 Wolfram, Röschen, Tochter der Klara W. 324
 Wulf, Kapitän der «Thetis» 84
 Würzburg 16
 Ziegenborn, Vorstadttheater 13
 Zürich (Zürich-Enge) 16, 179, 181–184, 187, 188, 191, 193–196, 200 bis 202, 205, 213, 214, 219, 221 bis 228, 230, 232, 233, 238, 239, 243, 262, 263, 272, 273, 303, 307, 328
 Züricher See 179, 236, 243
 Zwickau 219, 315

Bilderverzeichnis

Richard Wagners Geburtshaus. Nach einem zeitgenössischen Stich . .	Seite 33
Richard Wagners Mutter. Nach einem Aquarell von Auguste Böhm. Original im Besitz der Familie Abenarius	34
Wagner mit seiner Stieffchwester Cäcilie. Skizzen von Ernst B. Riez . . .	51
Wagners Bohnhaus in Lauchstädt. Originalphotographie im Wagner- haus in Graupa. Photo: Landesbildstelle Sachsen, Dresden . . .	52
Wagners Hochzeitsgedicht.	85
Wagners Bohnhaus in Riga. Original im Richard-Wagner- Museum, Eisenach. Photo: Johannes Gewiß	86
Fjord bei Sandwike. Aufnahme von Prof. Gunnar Graarud, Wien . . .	103
Richard Wagner, Paris 1842. Bleistiftzeichnung von Ernst Benedict Riez. Original im Hause Bahnfried, Bahreuth	104
Dresden aus der Vogelschau. Original im Stadtmuseum Dresden. Photo: Landesbildstelle Sachsen, Dresden	137
Das Hoftheater in Dresden. Original im Stadtmuseum Dresden. Photo: Landesbildstelle Sachsen, Dresden	138
Josef Tichatschek als Rienzi. Original im Stadtmuseum Dresden. Photo: Landesbildstelle Sachsen, Dresden	155
Generaldirektor Wolf Adolph August von Lüttichau. Nach einer Steinzeichnung von Karl Bohlau. Original im Stadtmuseum Dresden. Photo: Landesbildstelle Sachsen, Dresden	156
Das Wagnerhaus in Graupa. Photo: Herzfeld	189
Wilhelmine Schröder-Devrient hebt die Menge auf. Zeichnung von unbekannter Laienhand. Original im Stadtmuseum Dresden. Photo: Landesbildstelle Sachsen, Dresden	190
Minna Wagner. Photo: Wilfried Göpel	207
Minna Wagner mit dem Hündchen Peps. Aquarell von Frau Ele- mentine Stockar-Escher. Original in der Richard-Wagner- Gedenkstätte, Bahreuth	208
Der Gasthof «Zum Schwan» in Luzern	241
Wagners Asyl auf dem Grünen Hügel in Zürich	242
Minna Wagner, vermutlich in der Züricher Zeit. Photo: F. Bruck- mann, München	259
Richard Wagner, gemalt von E. Willich. Original im Stadtgeschicht- lichen Museum Leipzig	260
Die Schrift Minna Wagners. Original im Besitz von Hofrat Dr. Pusi- nelli, Rathewalde. Photo: Kontophot	293
Die Schrift Richard Wagners. Original im Stadtgeschichtlichen Mu- seum Leipzig. Photo: von Kostíž-Wallwitz	294
Minna Wagner um 1850. Original im Richard-Wagner-Museum, Eisenach. Photo: Johannes Gewiß	311
Minna Wagners Grab auf dem Annenfriedhof in Dresden. Photo: Herzfeld	312
Minna Wagner. Nach einem Stich von Weger. Aus dem Stadt- geschichtlichen Museum Leipzig Auf dem Umschlag	

Inhaltsverzeichnis

Einführung	Seite 7
Sturm und Drang	9
Pariser Not	89
In Glanz und Bonnen	129
In der Verbannung	181
Das einsame Ende	297
Nachwort	355
Zeittafel	357
Namenverzeichnis	360
Bilderverzeichnis	368

Der Verlag empfiehlt:

D. P. Barton, Bernadotte. Französischer Grenadier und König von Schweden, 1763–1844. 6. Tausend. 334 Seiten mit 18 Bildern. Leinen M 7.50. — Die glanzvolle Geschichte des Begründers des noch jetzt regierenden schwedischen Königshauses. Wer kennt seinen unerhört erfolgreichen Lebensweg, die Bedeutung seiner Persönlichkeit für uns Deutsche und für die europäische Geschichte? Sein Leben ist verwoben in die große Zeitenwende Europas, in die Zeit von Preußens Niedergang und Aufstieg.

Robert Bauer, Irland. Die Insel der Heiligen und Rebellen. 6. Tausend. 340 Seiten mit 16 Bildern und Karten. Leinen M 7.80. — Nach langem Kampf gelang es den Iren, England ein eigenes staatliches Gemeinwesen abzutrennen. Irland ist heute zu einer selbständigen Republik umgebildet. Der Kampf des kleinen Volkes mit der Großmacht England um seine völkische und staatliche Selbständigkeit wird in diesem Buch zum erstenmal in deutscher Sprache umfassend dargestellt.

E. F. Benson, Sir Francis Drake, 1540–1596. 6. Tausend. 256 Seiten mit 17 Bildern. Leinen M 7.50. — Das deutsche Wort: «Man muß dieses Werk gelesen haben, um die Anfänge der englischen Weltmachtstellung verstehen zu können.» Frankfurter Generalanzeiger: «Ein Lebensschicksal, dunkel und bewegt wie die Zeit, phantastisch in seinen Gegensätzen, seinem Auf und Nieder, seiner Maßlosigkeit, seinem atemberaubenden Ablauf. Ein Kulturbild des ganzen Jahrhunderts.»

J. B. Brebner, Die Erforscher von Nordamerika. 6. Tausend. 344 Seiten mit 4 Landkarten und 20 Bildern. Leinen M 7.50. — Frankfurter Generalanzeiger: «In drei Jahrhunderten enthüllen die beschriebenen Expeditionen allmählich das Bild des nordamerikanischen Erdteils. Man lernt die Männer kennen, die an der jetzigen staatlichen und volksmäßigen Gestalt Nordamerikas entscheidend mitgeformt haben.»

Das Buch der deutschen Kolonien. Vorwort von Dr. Heinrich Schnee. Herausgegeben unter Mitarbeit der Gouverneure der früheren deutschen Kolonien. 40. Tausend. 448 Seiten mit 99 Bildern. Leinen M 9.60. Halbleder M 13.50. — Nationalsozialistische Landpost: «Wir haben eine reiche Kolonialliteratur in Deutschland zu verzeichnen, aber keine der Neuerscheinungen ist umfassender, tiefgründiger, keine ist auch fesselnder als dieses große Sammelwerk, in dem die führenden deutschen Kolonialpioniere und Kolonialpolitiker zu Worte kommen.»

A. Büttner und F. Feez, Metall aus Lehm. Der hundertjährige Kampf um den Wunderstoff Aluminium. 5. Tausend (Bücherreihe «Welt-geschehen»). Umfang 96 Seiten. Gebunden M 2.—. — Wir leben heute im Anbruch des Zeitalters der Leichtmetalle. An seiner Spitze marschiert das Aluminium, in dem uns vor allem deutsche Wissenschaftler und Techniker einen nie versiegenden neuen Rohstoff schenkten. Die lange und abenteuerliche Geschichte seiner Entdeckung ist in diesem Buch packend dargestellt.

Thomas Daring, Ausbeuter der Natur. Auf der Suche nach den Schätzen der Erde. 8. Tausend. 232 Seiten mit 27 Bildern. Leinen M 5.50. — Rheinisch-Westfälische Zeitung: «Ein unerhört spannender Tatsachenbericht. Wer glaubt, daß es auf der Erde langweilig sei und keine Menschenschicksale mehr gäbe, die voll bunter Ereignisse, erschütternd, groß und tragisch sind, der soll dieses Buch lesen, und Staunen und grausame Verwunderung werden seine Seele erfüllen ob der farbigen unglaublich wahren Fülle von Bildern.»

Pierre Dabé, Stanley. 256 Seiten mit 8 Bildern. Leinen M 7.50. — Frankfurter Zeitung: «Im Augenblick, da ich die Lektüre beendet habe, weiß ich, daß ich von der Geschichte eines Mannes ergriffen wurde, der trotz seiner Mängel ein Held war; der allein durch Mut, Kraft, Beharrlichkeit aus ungewöhnlichen Tiefen der Not aufstieg und als Forscher und Journalist ein Eroberer wurde.»

Grover Clark, China am Ende? Fünf Jahrtausende chinesischer Kultur, Gesellschaft, Religion, Politik und Wirtschaft. 8. Tausend. 336 Seiten mit 16 Bildern und Karten. Leinen M 7.80. — Völkischer Beobachter: «Das wertvolle Werk ist geeignet, unser Wissen über China, den Fernen Osten und die vielen Probleme, welche die Beziehungen zwischen Osten und Westen in sich schließen, zu bereichern.»

Piers Compton, Marschall Ney, der Tapferste der Tapferen. 4. Tausend. 258 Seiten mit 14 Bildern. Leinen M 7.50. — Deutsche Wochenschau, Berlin: «Napoleons treuester Gefolgsmann wird uns hier in seinem an Glanz und Ruhm, aber auch an erschütternder Tragik so wechselreichen Leben in ungemein packender Form vorgeführt. Ein ausgezeichnetes Buch, das uns von Anfang bis Ende in Spannung hält.» Berliner Pressedienst: «In der großen Literatur um Napoleon verlangt dieses Buch einen Ehrenplatz. Es zeigt und zeichnet nicht nur Menschen, Menschenschicksale, sondern auch eine Epoche, die einmalig gewesen ist.»

Albert Gervais, Ein Arzt erlebt China. 40. Tausend. 264 Seiten mit 24 Bildern. Leinen M 6.50. — Hamburger Fremdenblatt: «Gervais schreibt sachlich und unparteiisch, mit offen zugestandenem Bestreben, Verständnis und Liebe zu wecken für diese alte, so feine Kultur.» Westfälische Landeszeitung: «Eine feinsinnige und beseelte Darstellung. Das Geheimnis, das dieses Volk dem Europäer bietet, ist in diesem erkenntnisreichen Buche ergreifend nachempfunden.»

Albert Gervais, Im Schatten des Ma-lue. Als Arzt im Banne chinesischer Geisterwelt. 30. Tausend. 264 Seiten mit 16 Fotos. Leinen M 6.80. — Völkischer Beobachter: «Seine glänzende Beobachtungsgabe schmückt die Begebenheiten mit einer Fülle von Einzelheiten aus, die ihnen die Wärme und Anziehungskraft unbedingter Lebensechtheit geben . . . Ein reizvolles, feinfühliges, zum Nachdenken anregendes Buch.» Deutsche Wochenschau: «Der Einblick in eine uns stets rätselhaft bleibende Gefühlswelt wird zu einem spannenden Erlebnis, für das jeder, der sich mit diesem in die Tiefe des ältesten Kulturvolkes eindringenden Werk befaßt, dem Autor dankbar bleibt.»

Albert Gervais, Malven auf weißer Seide. Ein Erlebnis in China. 15. Tausend. 224 Seiten. Leinen M 4.20. — Deutsche Allgemeine Zeitung: «In einer fließenden Sprache, die das Gefühl für die schlichte Demut der Form verrät, ersteht der Zauber des chinesischen Lebens, über den man eine stille, wehe Freude hat.» Dresdner Anzeiger: «Gervais ist unzweifelhaft einer der kultiviertesten und feinsten Reiseschriftsteller großen Stiles der Gegenwart . . . Ein unaufdringliches, fast möchte man sagen leusches und doch packendes Zeitbild des modernen Reiches der Mitte.»

Otto Graf, Imperium Britannicum. Vom Inselstaat zum Weltreich. 15. Tausend. 328 Seiten. Leinen M 7.50. — Geographischer Anzeiger: «Ein Buch, das in meisterhafter Weise das Leben des Britischen Weltreiches von Anfang bis zum heutigen Tag in so anschaulicher und lebensnaher Art gestaltet, daß das Schicksal des Britischen Weltreiches in seiner ganzen Fülle, in seiner Kraft, aber auch seine Not und sein Treiben in den feinsten Zügen sichtbar wird.» Niederschlesische Tageszeitung: «Wer das Buch gelesen hat, der wird England begreifen lernen!»

R. L. Haig-Brown, Der göttliche Strom. Roman. 6. Tausend. 230 Seiten. Leinen M 5.20. — Der Lebensroman eines Flusses, geschrieben mit der Kraft und Schlichtheit nordischer Dichtkunst.

Ernst Hering, *Sterne über England. Ein Roman um Shakespeare.* 5. Tausend. Leinen M 5.50. — Dieser Roman führt uns hinein in das von überschäumender Lebenskraft und tatenfrohem Machtbewußtsein erfüllte England der Königin Elisabeth. Aus der bewegten und mit klarer Sprache gestalteten Handlung erhebt in kräftigen Farben ein leuchtendes Gemälde des «Merry old England».

Anton Mayer, *Finanzkatastrophen und Spekulanten.* 8. Tausend. 292 Seiten mit 21 Bildern. Leinen M 7.50. — Kassler Neueste Nachrichten: «Dieses Buch hat etwas Dramatisches und Gespanntes. Finanzmann und Wirtschaftler werden es mit brennendem Interesse lesen — aber auch der Durchschnittsleser wird es mit stets wachsender Spannung verfolgen. Die meisten der heute Lebenden sind durch eine der größten Finanzkatastrophen aller Zeiten hindurchgegangen: die Inflation, und so sind sie dem Thema besonders aufgeschlossen. Ein glänzend fundiertes Buch. Eines der aufschlußreichsten Werke der letzten Jahre. Hier ist ein großer Wurf glänzend geglückt.»

Roland Ritsche, *Männer und Helden im hohen Norden. Skandinavien, wie es niemand kennt.* 6. Tausend. 232 Seiten mit 26 Bildern und 3 Karten. Leinen M 4.80. — Frankfurter General-Anzeiger: «Eine Reise in die weiten, schneestarrten Einsamkeiten des hohen Nordens von Europa . . . Reportagen der Wirklichkeit von unbekannten Helden, Geschichten aus dem gefährlichen Alltag des nordischen Winters, die sich lesen wie moderne Göttersagen.» Nordische Rundschau: «Das Buch liest sich wie ein spannender Roman und vermittelt dabei eine Fülle stärkster Kenntnisse, sowie ungeheure Hochachtung vor den Männern, die hoch oben im Norden für Europa auf Posten stehen und schaffen.»

Wilhelm Nowack, *Australien. Kontinent der Gegensätze.* 8. Tausend. 320 Seiten mit 32 Bildern und Karten. Leinen M 7.80. — Die erste zusammenfassende Geschichte des fünften Erdteils in deutscher Sprache. Alles, was über Australien wissenschaftlich ist, vermittelt dieses Werk. Das deutsche Siedlungswesen in Australien ist behandelt, das deutsche Verdienst an der Aufschließung des Kontinents der Wunder und Gegensätze wird gewürdigt, Flora und Fauna, Boden- und Wasserverhältnisse sind geschildert. Das herrschende Wirtschaftsprinzip und die sozialpolitische Struktur des Kontinents sind klar dargestellt. Diese Geschichte Australiens zeigt aber auch, welche Rolle es in der Weltpolitik spielt. Ein Werk, das das Wissen um die Welt bereichert.

Walther Pahl, Das politische Antlitz der Erde. Ein weltpolitischer Atlas. 27. Tausend. Mit 121 Karten und 130 Seiten Text. Leinen M 6.80. — Dieser weltpolitische Atlas ist ein völlig neuartiges Werk von höchster Konzentration. Er deckt die Grundlinien des weltpolitischen Geschehens auf und zeigt eindringlich die Hintergründe der Welt- und Wirtschaftspolitik, wie es in solcher Klarheit bisher noch keinem Kartenwerk gelungen ist. Hannoverscher Anzeiger: «Pahl gibt einen großen Aufriß des Weltgeschehens der Gegenwart und entwirrt dabei vor dem Auge des Lesers Zusammenhänge, die mit einemmal durch die Kartenskizze plastisch vor uns stehen. Ein ungemein unterrichtendes Werk.» Deutschlandsender: «Pahls weltpolitischer Atlas ist im besten Sinne ein Nachschlagewerk, das man immer wieder in die Hand nimmt, sei es beim Lesen der Zeitung, beim Hören der Nachrichten oder beim Studium eines Buches.»

Walther Pahl, Wetterzonen der Weltpolitik. 40. Tausend. 368 Seiten mit 48 Fotos, 29 Kartenskizzen und einer sechsfarbigem Spezialkarte. Leinen M 8.50. — Der Deutsche Volkswirt: «Vollständig wie ein Lexikon der Politik der neuesten Zeit . . . kritische Gesichtspunkte zum Verständnis der Spannungen.» Nationale Hefte, Zürich: «Ein Musterbeispiel zuverlässiger zeitgenössischer Geschichtsdarstellung. Das Buch, das die gesamte Weltpolitik zum Gegenstand hat und bis zur allerjüngsten Zeit reicht, ist direkt unentbehrlich.»

Friedrich Sailer, Brücke über das Niemandsland. Ein Kriegsroman. 20. Tausend. 384 Seiten mit 25 Fotos und einer Karte. Leinen M 5.80. — Berliner Tageblatt: «Sailers gestalterische Kraft bewährt sich gegenüber dieser großen Aufgabe in einer souveränen und zugleich höchst reizvollen Art . . . Ein Bild des Lebens im Kriege, wie es farbiger, lebendiger und in allen Einzelheiten echter in der Fülle der deutschen Kriegsliteratur schwer zu finden sein wird.» Westfälische Landeszeitung: «Geradezu explosiv setzt das Werk ein. Es ist geboren aus dem Geist des Fronterlebnisses, soldatisch, knapp und echt gestaltet. Darum gehört es auch in die Hände vor allem unserer Jungen und der soldatischen Jugend.»

Paul Schmitz-Kairo, All-Islam! Weltmacht von morgen? 15. Tausend. 264 Seiten mit 30 Bildern und Karten. Leinen M 7.50. — Hamburger Fremdenblatt: «Ein so scharfblickender Beobachter, der täglich Zeuge des Zusammenpralls zwischen der islamischen Welt und dem Einfluß der westlichen Zivilisation sowie der Interessenpolitik des britischen Empire ist, verdient volle Beachtung.»

Walter Schneefuß, Deutsch-Böhmen. Schicksal und Weg der Sudetendeutschen. 7. Tausend. (Bücherreihe «Weltgeschehen».) 192 Seiten mit 6 Karten. Gebunden M 3.30. — Eine klare und sachliche Darstellung der Kämpfe in der Tschechoslowakei. Reichspost, Wien: «Es gibt bisher wohl kaum ein Werk, das in so knapper Gedrängtheit das sudetendeutsche Sein und Denken umrissen hätte . . . Was das Buch so wertvoll macht, ist vor allem der Umstand, daß es völlig leidenschaftslos geschrieben ist und nur Tatsachen sprechen läßt, diese freilich in erschütternder Eindringlichkeit.»

Walter Schneefuß, Gefahrenzonen des Britischen Weltreiches. 7. Tausend. 124 Seiten mit 6 Kartenskizzen. (Bücherreihe «Weltgeschehen».) Gebunden M 2.50. — Eine kluge, scharf abwägende Darstellung über die Zukunft Englands. Welles Informationsbrief: «Das Studium dieses Buches ist ein Genuß für den, der politisch denken kann.»

Walter Schneefuß, Österreich. Zerfall und Werden eines Staates. 8. Tausend. 184 Seiten mit 3 Kartenskizzen. (Bücherreihe «Weltgeschehen».) Gebunden M 2.85. — Österreichs Weg von 1918 bis zur Heimkehr ins Reich. Der Angriff: «Ein ausgezeichnet geschriebenes und von wirklich umfassendem Wissen getragenes Buch.»

Südamerika. Klima, Bevölkerung und Wirtschaft, Kultur, Politik und Geschichte. 6. Tausend. 384 Seiten mit 32 Bildern und Karten. Leinen M 9.60. — Dieses umfangreiche Werk über Südamerika ist von der Studienkommission des königlich-englischen Institutes für internationale Angelegenheiten herausgegeben. Da Südamerika für Deutschland in wirtschaftlicher Beziehung von besonderer Bedeutung ist, wird dieses wirklich umfassende und sachlich objektive Werk starke Beachtung finden. Es behandelt Verkehrswesen, Bevölkerung, Geschichte, wirtschaftliche Entwicklung, Landwirtschaft, Arbeiterfragen, finanzielle Entwicklung, Religion und Kirche, Kultur und Erziehung und internationale Beziehungen.

Anton Zischla, Brot für zwei Milliarden Menschen. Geschichte des tausendjährigen Kampfes um die Nahrung der Welt. 30. Tausend. 352 Seiten mit 32 Bildern. Kartonierte M 6.80, Leinen M 8.50. — Wie und wodurch die über zwei Milliarden Menschen dieser Erde täglich ihre Nahrung finden, das kümmert die Welt nur selten. Wer dieses Buch des in der ganzen Welt bekannten Autors gelesen hat, weiß, wie ungeheuer wichtig die hier behandelten Probleme für Weltpolitik und Weltwirtschaft sind.

Anton Zischka, Japan in der Welt. Die japanische Expansion seit 1854. 42. Tausend. 432 Seiten mit 34 Bildern und 3 Karten. Leinen M 8.50. — Es ist das große umfassende Japan-Buch, mit einem ungeheuren historischen, geographischen, wirtschafts- und sozialpolitischen Material. — Die Deutsche Volkswirtschaft: «Von allen Japanbüchern scheint es das gedrängteste in der Form, denn es umfaßt alle Probleme der angespannten Kräfte Japans.» Rheinische Landeszeitung: «Ein wunderbar klarer und umfassender Einblick in die ostasiatische Frage.»

Anton Zischka, Italien in der Welt. 30. Tausend. 336 Seiten mit 25 Bildern, Karten und statistischen Zusammenstellungen. Leinen M 7.50. — Informationsbrief, Berlin: «Eine fast überwältigende Fülle von straff geordnetem Material wird zusammengetragen. Rohstoff Sorgen, Mittelmeerkonflikt, Rüstung, Kolonialbesitz, farbige Welt — all das findet hier seinen Erklärer und dazu tritt eine wohl durchdachte, klar und zielbewußt bleibende, vollständige Geschichte des Aufbaues von Volk und Staat.»

Anton Zischka, Der Kampf um die Weltmacht Baumwolle. 36. Tausend. 264 Seiten mit 28 Bildern. Leinen M 5.50. — Institut für Auswärtige Politik: «Ein wertvoller Beitrag zur Klärung politischer und wirtschaftlicher Zusammenhänge.» Der politische Brief: «Ein Stück Zeit- und Weltgeschichte, ohne die andere Zusammenhänge und Ereignisse der Politik überhaupt nicht verstanden werden können. Zugleich ist Zischkas Buch für uns aber eine Mahnung, ja nicht die Bedeutung der Notwendigkeit unseres Kampfes um eine wirtschaftliche Unabhängigkeit zu unterschätzen.»

Anton Zischka, Wissenschaft bricht Monopole. Der Forscherkampf um neue Rohstoffe und neuen Lebensraum. 110. Tausend. 296 Seiten mit 43 Bildern. Leinen M 6.80. — Berliner Tageblatt: «Ein vorzüglicher Kommentar zu den Maßnahmen der Regierung für die Durchführung des Vierjahresplanes.» — Reichsfreier Leipzig: «Das glänzend geschriebene Werk ist geeignet, ein Hausbuch des zeitbewußten Deutschen zu werden.» Germania, Berlin: «Das Buch bietet gerade für die deutsche Wirtschaft und vor allem für die Verwirklichung des Vierjahresplanes eine Grundlage, die geeignet ist, das Verständnis für die neuen Rohstoffe zu wecken und weiter die Kenntnis über die Zusammenhänge der Weltwirtschaft zu vertiefen. Es eröffnet Einblicke in die Rohstoffwirtschaft, wie sie übersichtlicher und eindringlicher nicht gedacht werden können.»

Verlangen Sie bitte vom Verlag kostenlos Prospekte

3.1. 05. 79.
20. 07. 10

24. 09. 76
06. Juli 1978

23. Dez 197

22. Nov 197

6. April 19

24. Nov 1

1 Feb. 19

17. 2. '84

1 Juni

Zustandskontrolle; i.O. 14. 7. 83w
Flecken festgest. u. auf
S. 243-246 Knicke 14. 7. 83/

Datum der Entleihung bitte hier einstempeln!

20. Nov. 1985

Paezoldt

27. Okt. 1986

Paezoldt

29. Nov. 1990

17 Sep. 1992

15. 10. 96

SLUB DRESDEN

3 1642969

III/9/280 JG

Geschenk von:		Preis:	
AK-Hinw. früher: Biogr. mus. Q.			
367 S.; [12] Taf. $\frac{5876}{801542}$			
Fach H. Sarg. JH. 1 Mus. K.			
Bio K Wagner, Minna Joh. Planer, Schauspielerin, Gattin v. R. Wagner Wagner, Richard 1809-1866 Komponist 1813-1883		Bild K X	
SWK Ehe (Rich. Wagners: m. Minna Planer)			
Mag.-Stdnr. MB 8° 1068		zu:	
ABGHKL Sonder-Aufst.		zu:	
		Präsen- Ausf. V. nutzung	

11/9/165 5. 6. 51.5000

X